8. —

DANK Haus
01051

B EBERMAYER
Ebermayer, Erich.
Odilienberg.

DANK Haus
German American Cultural Center
(773) 561-9181
www.dankhaus.org

Digitized by the Internet Archive
in 2023 with funding from
Kahle/Austin Foundation

https://archive.org/details/odilienberg0000eric

ERICH EBERMAYER

ODILIENBERG

ROMAN

MCMLVI
PAUL ZSOLNAY VERLAG
HAMBURG · WIEN

JUBILÄUMSAUSGABE

Dieses Buch erscheint wie alle unsere
Jubiläumsausgaben ungekürzt

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten
Copyright 1929 by Paul Zsolnay Verlag Ges. m. b. H., Berlin · Wien · Leipzig
Einbandentwurf: Rudolf Geyer
Druck: Elbemühl A. G., Wien IX.
Printed in Austria

Für
Gustav Wyneken

ERSTES KAPITEL

Die Tage der Mißerfolge häuften sich in letzter Zeit bei Erhard Vischer. Es fing frühmorgens schon gut an, mit Verschlafen nämlich und überhetztem Anziehen, überhetztem Frühstück, überhetztem Schulweg. Wer eigentlich daran schuld war, daß er auch heut wieder nicht sieben Uhr zwanzig durch lindes Klopfen geweckt worden war, sondern erst sieben Uhr achtunddreißig hochfuhr, aufschreckend aus tiefem, wirrem Traum, hatte sich nachträglich nicht feststellen lassen. Die alte Ursel behauptete, Erhards Antwort, das verschlafene Ja ja ja, deutlich gehört zu haben. Mutt bestätigte die Aussage, da ließ sich nichts machen — aber ein Gehetz gab es gleich zu Anfang, schauderhaft.

Daraus kam dann immer alles andere: der grandiose Mißerfolg in der griechischen Nachübersetzung bei Herrn Linkertmayer mit dem Feldwebelgesicht, das durchaus überflüssige Renkontre mit Herrn Dr. Kümmerling in der vierten Stunde und jetzt eben, in der sechsten, der heftige und peinliche Krach, abermals mit Herrn Linkertmayer, diesmal jedoch in Religionsgeschichte. Was hatte Studienrat Linkertmayer in seiner Wut, schäumend und spuckend, geschrien? Auch auf Religion könne man sitzenbleiben, jawohl, gerade hier erweise sich die mangelnde sittliche Reife des Schülers deutlich genug, und er, Herr Linkertmayer, werde in der Konferenz das Seinige tun, um Atheisten den Zutritt zu den oberen Klassen zu verwehren.

Erhard schlenderte müde und hungrig durch den Englischen Garten heimwärts. Querdurch, über die große Wiese,

am Monopteros vorbei, wo auch jetzt, trotz des nebligen Februartages, die Liebespaare eng aneinandergeklebt wie Fliegen am Lampenschirm hockten. Er würdigte sie keines Blickes; er trug die Schulmappe quer gegen die linke Hüfte gestemmt und ließ mit der rechten Hand eine Weidengerte, die er sich am Isararm bei der Tierärztlichen Hochschule mühsam und unter Gefahren abgesäbelt hatte, durch die Luft sausen. Auch diese jämmerliche Gerte, auf die es doch wahrhaftig nicht ankam, war ihm heut feindlich gesinnt; während er noch dabeigewesen, sie vom Stamm abzutrennen, kunstvoll, damit nichts von ihrer natürlichen Länge verloren gehe, war ein Parkweibl dahergefegt gekommen und hatte ihn unflätig beschimpft, mit „Lausbub, drecketer", und jetzt, unterhalb der Liebespaare am Monopteros, fiel es dem Ding ein, sich am Zaun zu verhaken und glatt abzubrechen.

„Lausbub, drecketer" — es war fraglich, ob er sich das überhaupt noch gefallen zu lassen brauchte. Von einem armseligen Parkweibl noch dazu, das den Pferdemist der Sonntagsreiter aufsammelte. Aber was half es? Mit Sechzehn ist man für die blöde Menge noch ein Lausbub — was wissen die vom Eigentlichen! Und außerdem war er ja tatsächlich im Unrecht. Es gab Anschläge an den Parkeingängen, auf denen zu lesen war, daß das Betreten der Rasenflächen und das Abreißen von Blumen und Zweigen bei soundsoviel Geldstrafe oder soundsoviel Tagen Haft verboten sei. Das ist es ja. Man ist immer im Unrecht. Es gibt, scheint's, eine Zeit im Leben, wo man immer im Unrecht ist: beim Geweckwerden, bei der griechischen Nachübersetzung, bei Dr. Kümmerling und beim Parkweibl. Immer hatten die Erwachsenen recht.

Eigentlich war es ein Sauleben, das Ganze. Es ging natürlich nicht an, daß ein Untersekundaner vor der Klasse dem Lehrer ins Gesicht sagte, Christus, die Sache mit Christus sei Schwindel, der habe ja überhaupt nicht gelebt, wahr-

scheinlich nicht, das hätten die anderen, die Jünger, nachher nur erfunden, um ihre Lehre glaubhafter zu machen. Aber gerade, wenn er n i c h t gelebt hätte, Christus, wäre die Botschaft der Jünger, das Christentum, nur noch größer und bewundernswerter ... Daß Herrn Linkertmayer solche Ansichten bis aufs Blut reizen würden, hätte er sich vorher sagen können. Wozu also sich ewig unnötig gefährden? Zum besten stand es doch ohnehin nicht mit ihm. Und die grinsende Klasse! Imponierte es denen eigentlich, daß er das mit Christus gesagt hatte? Kaum. Diese guten Burschen waren wirklich noch die reinen Kinder. Wickelkinder in Lederhosen, Rowdys, denen eigentlich die Milchflasche gehörte.

Erhard pfiff ein paar Töne durch die fast geschlossenen Lippen. Er pfiff nicht übel, leise und doch ganz rein. Dabei war es nicht eine wahllose Pfeiferei — es ging ihm seit ein paar Tagen ein Motiv durch den Kopf, ein paar blödsinnig traurige, abgerissene und schöne Töne, ein verhalten ansteigendes Thema, das ihm schnell, beim ersten Hören schon, eingegangen war. Es sollte aus der „Unvollendeten" von Schubert sein, aber es war gleich, wer das gemacht hatte, auf alle Fälle war es schön und vollendet. Gut, daß er wenigstens etwas konnte: pfeifen, dachte Erhard. Es war kein Lebensberuf, aber eine Eigenschaft. Herr Linkertmayer konnte sicher nur seinem Hund pfeifen.

Da war die Mauerkirchstraße. Auch eine langweilige Straße. Nur Kinderwagen mit Fräuleins davor. Ob das Ekel schon zu Haus war? Das Ekel hatte heut nur bis zwölf Schule. Die Herren Primaner, die halten auf sich! Die überarbeiten sich nicht. Jetzt hatte das Ekel Theaterprobe, es spielte beim Schlußball seiner Tanzstunde im Theater mit. Konnte ein schöner Mist werden ...

„Hallo — Mutt!" Da stand Mutt am Fenster. Wartete sie vielleicht gar auf Erhard? Höchst läppische Manier; nächstens holte sie ihn mit dem Regenschirm am Pennal ab.

Nein — sie sah ihn gar nicht, sie hörte nicht einmal seinen Ruf: „Hallo — Mutt!“ Sie las am Fenster, einen Brief offenbar. Hatte der Herr Erzeuger wieder mal geschrieben? Das fehlte gerade noch. Oder tat sie nur, als lese sie? Mutt war nicht zu trauen. Vielleicht hatte sie doch auf ihn gewartet? „Hallo — Hallo!“ Sie hörte ihn nicht. Wie alt und müd das Gesicht am Fenster aussah! Arme Mutt! Sie hatte es auch nicht zum besten auf der Welt. Allein und verlassen. Ohne Mann. Mit einem blöden Geheimratstitel und einer zu knappen Rente statt mit einem Mann versehen. Teufel — dieser Bursche, der Geheimrat, mit seiner schicken, jungen zweiten Frau —, man sollte ihn knock out boxen.

Erhard wird ihn knock out boxen, nur Geduld, nur Geduld; noch zwei Jahre. Mit Achtzehn wird er hingehen und den Vater zur Rede stellen. Donnerwetter, wird das eine Abrechnung geben! Warum ist er einfach weggelaufen und hat ihn und das Ekel und die wundervolle Mutt sitzen lassen! So was tut man nicht. Arme Mutt — man mußte in Zukunft netter zu ihr sein, nicht mehr so bös und ungeduldig und hochfahrend. Wie oft hatte er sich das schon vorgenommen, und dann gab's doch immer wieder Krach.

Er bog in den Vorgarten ein. Bruch — da kam das Ekel auch schon mit dem Rad angesaust. Schrupp — schon hatte Erhard einen Schlag auf der linken Schulter, daß er fast zusammenknickte, und der Herr Bruder geruhte in seiner angenehmen Leutseligkeit zu fragen: „Na, Kleiner — Sauertopfgesicht? Pech gehabt? Popochen voll bekommen?“

Diese Art der Ansprache überhob einen zum Glück jeder Antwort. Der Kleine blickte in den Himmel hinauf, als surre dort ein Ozeanflieger. Das Ekel schlug eine dröhnende Lache an und verschwand mit dem Rad auf der Schulter in der Kellertür.

Das alles galt nicht für den Ernstfall. Im Ernstfall hatten sie sich gern und halfen einander.

Nach dem Mittagessen saß Erhard allein an seinem Arbeitstisch.

Das Ekel war zum Fußballwettspiel gegen Oberreal-Süd abgeschwirrt, es herrschte also wieder Ruhe im Hause. Mutt lag drüben im Wohnzimmer und las.

Es hatte leis zu schneien begonnen; nicht übel, in die fallenden Flocken zu sehen. Dieser unerwartete Schnee, vielleicht war es der letzte heuer, würde der Verabredung mit Mirjam um vier zugute kommen. Es hieß also, sich beeilen.

Erhard mußte für den kleinen Herrn Trauffe eine Strafarbeit in Stenographie anfertigen. Es handelte sich um eine alte, durch die Gutmütigkeit Herrn Trauffes immer wieder verschleppte Angelegenheit. Erhard hatte während des wenig aufregenden Unterrichts bei Herrn Trauffe sein zweites Frühstück, Mettwurstsemmel und Apfel, verzehrt, und danach war es ihm aufgestoßen, das Frühstück, nicht versehentlich natürlich, soviel Erziehung hatte man gottlob schon, nein, ab und zu mußte er den anderen Rüpeln Zugeständnisse machen und sich gleichfalls rüpelhaft benehmen, um nicht gar zu sehr als feines Herrchen zu gelten. Was aber war passiert, als Erhard Vischer sich schüchtern zweimal als brüllender Hirsch versucht hatte? Herr Trauffe schnappte ein. Natürlich. Ausgerechnet bei ihm! Die anderen konnten es so wild treiben, wie sie wollten, manchmal glaubte man, sich zwischen lauter Löwen kurz vor der Fütterung zu befinden — kaum aber wagte e r einmal eine kleine Sache, so gab es prompt einen Reinfall. Eintrag ins Klassenbuch und fünfmaliges Abschreiben der Lektion 27, „Der Löwenanteil", war die Quittung gewesen — feinste Ironie des witzigen Herrn Trauffe in Hinblick auf das raubtierhafte Benehmen des Schülers Vischer. Dabei war der „Löwenanteil" keineswegs kurz, zweihundertfünf-

zig Silben, und das fünfmal. Es ging eine Stunde drauf. Idioten ...

Erhard sah sich nun doch genötigt, nicht mehr zu grübeln, sondern dem „Löwenanteil" näherzutreten. „Es war einmal ein Jäger, der stets das Glück hatte, seine Beute zu treffen." So, das waren zwanzig Silben. Nun noch zweihundertdreißig. Und dann nur noch tausend. Idioten. „Aber eines Tages ..." Die Hand malte die Zeichen, ohne daß der Kopf mitdachte. Vater hatte also wirklich geschrieben ... Das waren immer gräßliche Tage, wenn ein Brief vom „Herrn Erzeuger" kam, wie die Jungen ihn kalt und sachlich nannten. Er weigerte sich, dem Ekel zur Versetzung nach Oberprima ein Motorrad zu kaufen. Dagegen war nichts einzuwenden. Wenn das Ekel erst ein Motorrad hatte, würde man überhaupt nicht mehr mit ihm verkehren können. Aber vom Herrn Erzeuger war es doch eine glatte Unverschämtheit. Er habe keine Mittel übrig für derartige Extravaganzen ... Natürlich nicht, sie mußten hier sparen an allen Ecken und Enden, er zum Beispiel trug die abgelegten Unterhosen vom Ekel auf — und die edle Famine drüben in Nymphenburg in der neuen Villa ließ sich's wohl sein.

Duftender Kuhmist: — jetzt hatte er tatsächlich zwei Zeilen ausgelassen, und lauter Unsinn war entstanden. „Der Hirsch rannte brüllend quer über die Kinder der Bauern schrien laut auf." So ganz unmöglich war das eigentlich gar nicht. Man konnte ruhig mal was auslassen. Erhard billigte den kühnen Sprung des brüllenden Hirsches und schrieb beruhigt weiter. Das Ekel bekam also kein Motorrad für die Versetzung nach Oberprima. Der ahnungslose linke Stürmer gegen Oberreal-Süd wird also weiterhin die Pedale eines Wanderer-Fahrrades treten müssen. Nicht übel. Aber was war mit Erhard? Seine Versetzung nach Obersekunda war schließlich auch keine Kleinigkeit. Dachte jemand daran, daß auch er einige Wünsche auf der Platte

hatte? Niemand dachte daran. Ach, der Kleine, der braucht ja doch nichts... Man überging ihn einfach. Im Grunde hatte er allerdings auch keine richtigen Wünsche. Ein neuer Anzug mit langen grauen Flanells, um endlich mal das kniefreie Zeugs, das Mutter an ihm liebte, loszuwerden. Aber der war ohnehin nach langem Kampf bewilligt. Paar anständige Halbschuhe, braun, mit Ententeich, würden schon auch noch herausspringen. Und sonst? Bücher? Bücher gab's in diesem Haus genug, Bücher hatte der Herr Erzeuger zweitausend zurückgelassen, großmütig wie er war, und nur fünftausend mitgenommen, weil die neue Gattin, die gestupfte Gans, ihre Handbibliothek — ach Gott, wie fein: Handbibliothek hatte sie gesagt! — ohnehin mitgebracht hatte. Bücher brauchte man sich also nicht zu wünschen.

Erhard sah vom „Löwenanteil" auf. Da standen die Regale rings an den Wänden, genau wie früher, als dies hier Vaters Arbeitszimmer gewesen war. Nun saßen die Buben hier, was ihnen eigentlich nicht zukam, zwischen all der Würde und Gelehrsamkeit. Wenn Kameraden zu Besuch kamen, wurden sie ganz scheu und still in dieser Herrenpracht. Man konnte hier nicht basteln und raufen und Radrennen veranstalten, sondern nur herumsitzen und blödeln. Radrennen, basteln — es war auch nicht Erhards Sache mehr; das war ja „das Neue", Erhard nannte es nachts im Bett, wenn er darüber nachdachte, das Neue, daß er keine Freude mehr an der Hobelbank hatte, die jetzt unten im Keller faulte, keine Freude mehr an den Flugzeugmodellen mit Stahlgerüst und Originalbespannung, dem letzten Weihnachtsgeschenk des Herrn Erzeugers, ehe er voriges Jahr abgerückt war. Aber auch mit dem Lesen war nicht viel los. Erhard hatte neuerdings keine Ruhe mehr, über einem Buch zu bleiben.

Er schmiß die Feder hin. „Der Löwenanteil" war endgültig, zum fünftenmal, verteilt, stark gekürzt mit der Zeit,

zum Schluß war es nur noch ein Löwenanteilchen von knapp hundert Silben, aber Herr Trauffe würde es schon hinschleichen lassen, wenn man ihn nett anlachte.

Erhard trat zu den Bücherregalen. Diese Reihe hier, das Dutzend gleicher Bände in braunem Halbleder mit rotem Titelschild, die liebte er am meisten. Er verstand noch nicht alles darin, man mußte erst allmählich dahinterkommen. Erhard strich mit dem Finger über das weiche Leder und schlug den ersten Band auf. Sein Gesicht erhellte sich. Da stand immer noch die Widmung, diese Widmung des Dichters an den Vater. Der Geheimrat hatte die Bände dagelassen, als der große Krach kam. Denn Mirjams Vater, der Mann, der all diese Bände in treuer Geduld durch vier Jahrzehnte geschrieben, hatte sich anständigerweise auf Mamas Seite gestellt und den Herrn Erzeuger über Bord gehen lassen.

Aber da stand die Widmung aus der Zeit, als die beiden Väter noch Freunde waren. In wundervoll gesammelter Schrift, jeder Buchstabe einzeln und doch das Ganze wie ein kunstvoll geflochtenes Band, stand da: „Herrn Prof. Dr. Vischer, dem klugen Sachwalter europäischer Literatur, in nachbarlicher Freundschaft." In nachbarlicher Freundschaft, nicht übel klang das; alles klang, was Mirjams Vater schrieb, alles war mannhaft, klar, anständig, lauter, was Mirjams Vater schrieb, und dabei leicht, hold und deutlich, wie die Gräser Dürers, die Erhard über seinem Bett droben hängen hatte. Natürlich hatte er die Werke des Dichters, die zwölf starken Bände, noch längst nicht alle gelesen; aber das hier war sein Lieblingsbuch, er besaß es selbst noch einmal in einer kleinen Ausgabe mit Bildern. Mirjams Vater hatte es ihm zum fünfzehnten Geburtstag geschenkt. Es handelte von einem Jungen, der sehr einsam ist, obwohl er in einem großen Haus wohnt und keine Not kennt. Er hat keinen Vater mehr, nur eine schöne Mama, die sich nicht viel um ihn kümmert. Aber

auch wenn sie sich um ihn kümmerte, es nähme nichts von seiner Einsamkeit. Heimlich schreibt er Gedichte. Er liebt einen Freund, der ist heiter und leicht und heißt Hans. Und ein Mädel hat er gern, aber die will nichts von ihm wissen, der ist er zu ernst und schwer, die heißt Ingeborg. Und er will ein Dichter werden, groß, berühmt, geliebt von allen, nicht des Ruhmes oder des Geldes wegen — nur weil die Einsamkeit dann weniger spürbar sein wird als jetzt. Aber vorläufig schreibt er Fünfer und muß nachsitzen. Nein — das kann man nicht erzählen, es klingt saublöd. Mirjams Vater hatte ihm auch eine Widmung hineingeschrieben. Erhard weiß nur nicht recht, ob es Ernst oder Ulk ist, was da steht: „Freund Erhard in kollegialer Hochachtung . . .“ Hinter Hochachtung waren drei Pünktchen. Um die Pünktchen eben drehte es sich. Was bedeuteten sie? Sie bedeuteten, daß Mirjams Vater Kenntnis erhalten hatte von den Dichtversuchen Erhards, vom Drama wie auch von den Versen. Weiber können ja den Mund nicht halten, Mutt wird geschwatzt haben und Mirjam wohl auch. Und nun schrieb der große Dichter dem Tertianer Erhard „in kollegialer Hochachtung“. Sollte er sich ärgern oder freuen? Er klappte das Buch zu, stellte es ins Regal, entschied sich für Freuen und trat ans Fenster.

Es schneite noch immer. Zehn Zentimeter mochten schon liegen. Man konnte also den Schlitten mitnehmen. Es war acht vor vier, um vier stieg die Verabredung mit Mirjam. Sie brauchte keinen Schlitten zu nehmen, er würde die Freundin spazierenfahren, und um halb sechs, wenn es dunkel war, ging man zum Tee zu Mirjams kleiner, schrecklich gescheiter Mama.

Wenn er es recht bedachte, so war es gar kein Sauleben. Warum es ihm nur immer vormittags so schien? Nachmittags war doch alles in Ordnung. Äh — morgen früh: gleich zuerst wieder Herr Linkertmayer mit seiner Feldwebelfresse, in der vierten Stunde lateinische Arbeit, in der

sechsten Geschichtsrepetition: Reichstag zu Worms. Lauter Fallen, lauter Klippen. Gott mochte helfen. Wenigstens war der „Löwenanteil" geschrieben. Bei Herrn Trauffe brauchte man nur noch zu lächeln.

Zwei Minuten vor vier stand Erhard mit dem Schlitten vor Mirjams Haus. Das Klingelzeichen war gesendet, ein haarscharf verabredetes Signal, dem SOS-Ruf der Funker ähnlich, das in Mirjams Familienverband als Erhards Ankündigung offiziell anerkannt war.

Nun stand er im fallenden Schnee vor dem Gittertor und wartete auf die Dame. Sie ließ sich Zeit, das haben Damen offenbar so an sich; die meinen, sich was zu vergeben, wenn sie pünktlich sind. Erhard sah indes auf den Strom, der breit und braun sich im streng korrigierten Bett hinwälzte. Möwen suchten sich in stiller Hast ihr Futter über den kleinen gelben Wellen; sie waren im treibenden Weiß der Flocken kaum zu unterscheiden. Mirjam liebte die glatten weißen Möwen; neulich hatte sie von ihm verlangt, er solle ihr eine fangen, lebendig natürlich, was aber nichts als weibliches Raffinement war, denn Mirjam wußte ganz genau, daß man eher den Ossa auf den Olymp türmen als eine Möwe lebendig fangen könnte. Mirjam war nämlich fast so gescheit wie ihre kleine Mama. Sie war Primus der Obertertia. Aber das ließ sie ihn nur selten fühlen.

Da kam sie. Er hörte drin im Haus ein paar Türen schlagen; nun dauerte es erfahrungsgemäß nur noch zwei Minuten. Für alle Fälle sandte er nochmals SOS nach oben, sie sollte wissen, daß er keine Lust hatte, sich hier die Beine zu erfrieren. Aber kaum hatte er den Finger von der Klingel losgelassen, als sich das kleine Milchglasfenster der Garderobe öffnete und Mirjams Köpfchen, ein schwarzer Punkt an der großen gelben Mauer, sich herausreckte.

„Schuulbub, dummer Schuulbub . . .!“ rief sie, ganz, ganz hoch und zwitschernd mit einem langgehaltenen Ton auf dem u, und schon flog das Fenster krachend wieder zu.

Das war so ihre Art. Schulbub, dummer Schulbub — das konnte alles in ihrer Sprache bedeuten: Haß, Liebe, Ärger, Langeweile. Sie wußte jedenfalls, daß es ihn meist ärgerte, dies Schulbub, dummer Schulbub, darum war es seit ein paar Wochen Modewort geworden, das bei jeder Gelegenheit erschien.

Die Haustüre wurde aufgerissen. Hurra: — sie erschien. Jupp, jupp — mit einem Riesensprung setzte sie die fünf Steinstufen herunter, raste über den Vorplatz und stand leibhaft vor ihm. Das kleine weiße Näschen zitterte.

„Tag, Schulbub.“

„Tag, Mirjam.“

Sie gab ihm die Hand, die in einem dicken Wollhandschuh steckte und kaum zu spüren war.

„Hast den Schlitten mitgebracht? Gescheit bist.“

„Alte Sache.“

„Draufsetzen —?

„Abwarten. Hier ist doch Sand.“

„Huh, alter Brummbär.“

Der Brummbär stapfte voran durch den leichten Neuschnee. Von Sand konnte gar keine Rede sein; aber es brauchten schließlich nicht alle Leute zu sehen, wie er Mirjam durch die Gegend zog.

„Da — mitziehen!“ Er hielt ihr das Ende des Strickes hin. Sie trotteten nebeneinander her. Ihre Hände lagen nah beisammen an dem naßkalten Strick. Er schaute sie aus den Augenwinkeln heimlich an, aber er tat, als sähe er zum Fluß und zu den Möwen hinüber. Gut gut, Mirjam . . .

Mirjam hatte blaue Skihosen und schwere Stiefel an, was in Anbetracht der zehn Zentimeter Schnee nicht unbedingt nötig erschien. Über einem weißen Pullover, der rote Aufschläge an Hals und Ärmeln zeigte, stand der bleiche,

schmale Kopf mit dem schwarzen Haar, dem Ponyhaar, wodurch das linke, kleinere Ohr fast verdeckt wurde. Ach, dieses Ohr! Erhard durfte gar nicht so genau hinsehen, sonst mußte er schon hier, mitten zwischen den Gärten, stehenbleiben und sich genauer mit dem Ohr befassen ... Gab es so etwas noch einmal auf der Welt? Natürlich nicht. Es war fast versteckt unter den schwarzen Haaren, aber zuweilen blitzte es doch heraus, ganz, ganz klein und zart und ordentlich; so vollkommen und restlos in Ordnung war die Sache mit dem Ohr; gerade weil es kleiner war als das andere, war es für sich allein genommen eine vollendete Sache. Aber auch um die Nase, ebenso ums Profil war es nicht schlecht bestellt. In Luckenbachs „Kunst des Ostens", Unterstufe für humanistische Lehranstalten, gab es einige Bilder ägyptischer Königinnen, Wiedergaben von Standbildern und Totenmasken, die hatten alle Mirjams Profil, wenn sie auch sonst gar nichts von ihr hatten; im übrigen waren es fiese Damen mit komischen Schädelformen, nur Mirjams Profil war ihnen zu gönnen. Der Mund — Erhard war jetzt beim Mund angelangt in der täglichen Repetition, auch er war nicht übel: klein und schön gewölbt; er war sehr anschaulich, wenn Mirjam schlechter Laune war, zeigte es vor allem der Mund an. Die Lippen rollten sich dann ein wenig nach außen, das Ganze war sehr rührend und komisch anzusehen. Die Augen — reden wir nicht von den Augen. Das war überhaupt zum Verrücktwerden damit: kleine, schwarze, wildleuchtende Tiere waren es am Tag, nachts funkelten sie grün; wenn Mirjam zürnte, wurden es zwei vergiftete Pfeile, die einem ins Herz stachen und drin herumbohrten, aber wenn sie lieb war, schienen diese Augen aus schwarzem weichem Samt zu sein.

Jetzt waren sie kaum zu erkennen, denn man lief ja nebeneinander her, aber die Stimmung schien auf „rosig" zu stehen, der Mund wenigstens lächelte spitzbübisch, das war kein schlechtes Zeichen.

„Glotz nicht so dumm, Schulbub."

„Wer glotzt denn —?" In brunnentiefem Baß kam es gekränkt aus Erhards Busen.

„Darf ich mich jetzt vielleicht draufsetzen? Oder hast immer noch Angst, daß es einer sieht? Vielleicht die Eichhörndln?"

Erhard biß sich auf die Lippen.

„Höchst egal, ob es einer sieht, daß ich Klein-Mirjam spazierenfahre." Man mußte es ihr einmal ordentlich geben . . .

„In China lassen sich alle Damen üblicherweise von Kulis tragen. Nur bei uns ist das noch auffallend."

O Gott — da sprach die Mama aus ihr. So was von Gescheitheit war schon unheimlich. Übrigens China? War das nicht Japan mit den Kulis? Besser, man ließ sich nicht näher darauf ein.

„Also setz dich schon auf deine vier Buchstaben. Wozu du Skihosen anhast, ist mir übrigens auch ein Rätsel."

„Soll's auch sein. Schulbuben brauchen nicht alles zu verstehen."

Mirjam krätschte sich auf den Schlitten, verstaute die Beine an den Kufen und wickelte sich den Schal fester um den Hals.

„Fahrgeld?" Erhard beugte sich nieder.

„He?" fragte das Mündchen zu ihm herauf.

„Fahrgeld, gnä Frau, bitte schön." Jetzt hatte er die Nase ganz nah vor sich, die weiße, schmale Nase.

„Waas?" Mirjam tat erstaunt, als habe er sie nach dem Reichstag zu Worms gefragt.

Da wurde es Erhard zu bunt. War er der Mann oder nicht? Her mit dem Köpfchen, so — still gehalten, kleiner Teufel; einen auf die Stirn, einen auf die Nasenspitze, nun die Ohren, erst das rechte, nun das linke, kleinere; aber zum linken kam er nicht mehr, da Mirjam ihm bereits eine Ohrfeige, eine Watschen, wie es hierzulande hieß, gelangt

hatte, knallend in der dicken Stille des Schnees wie eine Steinsprengung.

„Biest", sagte Erhard, griff aber nicht nach der brennenden Wange.

„Hopp, Kuli, lauf zu!" Mirjam schüttelte sich prustend, um sich aller Küsse zu entledigen, wie ein Hund, der aus dem Wasser kommt.

„Süßes Biest!" Erhard hatte schon zu ziehen begonnen, wandte sich aber noch einmal um, um der Dame lang und ausführlich seine gesunde Zunge herauszustrecken: „Süßes Biest!"

„Schau nach vorn, Widerlicher!"' befahl Mirjam ungerührt.

Erhard schaute nach vorn. Ja doch, er mußte wirklich auf die Steine unterm Schnee achten. Mirjam saß ja auf dem Schlitten. Er durfte nicht stoßen. Mirjam . . .

Weich und still ging die Fahrt. Mirjam hatte sich im Fahren einen trockenen Ast aufgehoben. Es gefiel ihr, den Jungen damit abwechselnd am Hals oder in den bloßen Kniekehlen zu kitzeln, die beharrlich vor ihrem Gesicht hin- und herwankten. Dabei überlegte sie hinter ihrer kleinen bleichen Stirn krampfhaft, wann, wie, wo man ihm die große Neuigkeit am besten sagen konnte.

Als es dämmerte, ergab sich Gelegenheit. Sie rasteten weit draußen in völliger Wildnis der Flußlandschaft, hockten nebeneinander auf dem Schlitten, dessen Holz noch warm war von Mirjams Körper, was Erhards erkaltetem Hosenboden angenehm auffiel, und schauten auf den Strom hinab, der unter ihnen braun und breit sich hinwälzte. Es hatte aufgehört zu schneien und war nun völlig klar geworden. Im Westen, über Nymphenburg, hing groß und überrot der Sonnenball. Sie saßen in seinem roten Licht, übergossen von fließendem Rot, die Tannen waren blaurot, und auch der Schnee schien jetzt ein lichter roter Teppich.

Mirjam saß still da mit gespreizten Beinen, ganz wie ein

Junge natürlich, sie genoß es, keinen blöden Rock anzuhaben; ihr Oberkörper war weit nach vorn gesunken, zwischen die Beine; es war die Stellung vespernder Holzknechte, die Mirjam bevorzugte.

In ihrem Kopf schossen die Gedanken hin und her. Es war doch nicht entfernt so leicht, es ihm zu sagen, wie sie gedacht hatte. Zu Haus, als sie es probiert, war es glänzend gegangen, aber jetzt, auf einmal hatte sie den Dreh nicht heraus, den Anfangsdreh.

„Hm — Schuulbub — da sitzen wir jetzt . . ." Vielleicht war das ein Anfang?

„Erschütternd, Mirjam, wie dein Geist in der Kälte bereits verdunstet ist." Erhard schniefte spöttisch auf.

„Putz dir gefälligst mal die Nase, Schulbub."

„Nase — wieso?" Erhard schnüffelte alles hinauf.

„Das hilft nichts. Baumeln ja schon Eiszapfen herunter."

Das war natürlich übertrieben. Aber Mirjam durfte annehmen, daß er wieder, wie immer, kein Taschentuch bei sich hatte und blamiert war. Er wühlte bereits verlegen gleichgültig in den Taschen seiner weiten grauen Hose und förderte nach diversen Gegenständen zu seiner eigenen Überraschung ein Taschentuch heraus, sogar ein ganz sauberes, zusammengelegtes. Stumm warf er Mirjam einen vernichtenden Blick zu und schneuzte sich dann dicht vor ihrem rechten, zu großen Ohr kunstgerecht in Oktavenklängen: Tüü — tata. Tüü — tata . . . So. Erledigt.

Mirjam war kein Diplomat. Im Grunde haßte sie die krummen Wege. Aber Jungens gegenüber konnte man ja nicht schlau genug sein. Sie beschloß, es mit Überrumplung zu versuchen.

„Jaja, Schulbub — heut in, wart mal, in — siebeneinhalb Wochen bin ich also schon weit weg, für immer, über alle Berg' . . ."

Was machte er für ein Gesicht? Gut gut, der Schreck war deutlich. Ganz blaß und spitz war er auf einmal um

die Nase herum. Lieber, dummer, süßer Schulbub — vergelt's Gott, daß du erschrocken bist ... Mirjam hätte ihn jetzt am liebsten bei dem blonden Schopf genommen, aber man durfte sich als Dame nichts vergeben. Dazu war nachher immer noch Zeit. Der Schopf da lief nicht weg.

„Was bist ...? Über alle Berg'? Wo denn? Fahrt ihr wieder nach Italien? Deine Leut' wissen auch nicht, wohin mit dem Geld. —"

„Quatsch. — Italien! Odilienberg. Ich komm doch nach Odilienberg. An Ostern. Überspring eine ganze Klass' und gehe gleich in Untersekunda." Erhard hatte ein Gefühl im Kopf, als habe Herr Linkertmayer eben gesagt: „Vischer, meine Geduld mit Ihnen ist zu Ende, Sie gehen zwei Stunden in Arrest." Mirjam kam also doch nach diesem blöden Landschulheim Odilienberg. Das hatte ja schon immer gedroht, aber er hatte es nicht für ernst genommen. Nun war es soweit.

„Soso — also doch!" stieß er nur kurz heraus und schaute gespannt zum anderen Flußufer hinüber, wo sich jedoch nichts begab. Niemand brauchte zu merken, daß ihm so was Komisches in Nase und Augen hochstieg; für alle Fälle konnte man sich noch mal schneuzen.

„Aber ich komm ja in den Ferien her. In Odilienberg sind viel Ferien."

„Glaubst vielleicht, daß ich mich in den Ferien nach München setz?" Erhard war jetzt fertig mit Schneuzen. „Was Gescheiteres hättest du dir wahrhaftig nicht ausdenken können."

Mirjams Herz hüpfte wie ein Laubfrosch nach dem Regen. Das war die Freude über Erhards Schmerz.

„Auf der Staatsschule lassen sie mich doch nicht überspringen!" Mirjam war ganz aufgeregt, ihre kleine Hand war eine zitternde geballte Masse.

„Mußt vielleicht überspringen?" fragte Erhard, schon fast wieder obenauf. „Ich überspring doch auch nicht. Im

Gegenteil. Ich mach's gründlich. Ich genieße meine Jugend."

Mirjam lachte laut heraus. Wo er das wieder aufgeschnappt hatte!

„Du, ich find das übrigens gar nicht zum Lachen. Herr Linkertmayer hat heut früh wieder gemeckert, es sei fraglich, ob ich versetzt würde, es mangle an der sittlichen Reife bei mir. Diese Erzkaffern — ach, ich hab den Dreck so satt!"

„Deutlich, aber wahr", zwitscherte Mirjam.

„Wenn ich wieder sitzenbleib und du wieder überspringst", grübelte Erhard mit vorgeschobenem Unterkiefer, „dann gehst du ja eine über mir. Lächerlich geradezu!"

Mirjam sah jetzt den Weg zum entscheidenden Vorstoß. Wie leicht der Schulbub es ihr machte. Jetzt galt es. Mirjam traf Anstalten. Sie rückte ganz nah an Erhard heran, weit saßen sie auf dem Schlitten ohnehin nicht auseinander, aber nun ging es wahrhaftig nicht noch enger. Sie legte ihren Arm um seinen bloßen Hals, der gut und warm und glatt war, mit leichtem blondem Flaum bedeckt, sah ihm gerade ins Gesicht, ach, wie waren die blauen, frohen Augen jetzt leer und traurig, böse beinahe vor lauter Traurigkeit. Und dann sagte sie es leis und zwitschernd in die weiße Stille ringsum, während ihr Herz laut hämmerte unter dem wollenen Sweater:

„Wenn du mich lieb hast, Schulbub, kommst eben mit nach Odilienberg . . ."

Was geschah? Erhard wurde erst weiß wie der Schnee auf dem Boden und gleich darauf feuerrot vom Hals bis zu den Haarwurzeln, als wäre die Sonne, die längst verschwunden war, noch einmal hochgekommen. Er schwieg und tat nichts als rot werden. Sein Mund ging schnell auf und zu, wie bei einem Fisch, der auf dem Trockenen liegt. Mirjam jammerte diese Hilflosigkeit des Jungen.

„Du bleibst nicht sitzen, und ich überspring, dann gehen

DANK Haus
German American Cultural Center
(773) 561-9181

wir droben in Odilienberg in eine Klasse. Sitzen nebeneinander. Was meinst?"

„In eine Klasse?" würgte Erhard heraus mit einem Gesicht, als ekele es ihm vor der Arznei.

„Stört's dich vielleicht? Dann kann ich ja nächstes Jahr wieder überspringen."

„Oder ich doch noch sitzen bleiben. Wird schon so werden!"

Das war ehrlich und sehr traurig, ganz und gar unter Verzicht auf männliche Würde. Mirjam fühlte plötzlich, daß sie gut zu ihm sein mußte, zu dem großen blonden Jungen, der ihr verfallen war und der so arg mit sich spielen ließ. Wie saß er hilflos da! Sie sah, daß seine blauen, traurigen Augen ein Schimmer mühsam zurückgedrängter Tränen überglänzte, ihr Herz wurde weich und weit und voll grenzenloser Liebe. Und nun begann sie zu reden. Wie ging es plötzlich schnell und glatt. Ganz natürlich sprach sie jetzt, gar nimmer gescheit und spitz wie sonst. Von Odilienberg erzählte sie. Den ganzen Prospekt der Freien Schule sagte sie auf samt allen dort verheißenen Herrlichkeiten. Tolle Sachen gab es da neben viel Ernst und Klugheit. Theateraufführungen und Skitouren, Johannisfeuer und Fastnachtspiele, Tanz, Zirkus, Kino, Kaminabende und weite Fahrten. Und was es alles nicht gab: keine Herren Linkertmayer, keine griechischen Nachübersetzungen, kein Latein ...

„Kein Griechisch und Latein?" Erhard erwachte aus seiner Erstarrung.

„Nichts von dem alten Sach! Das heißt, du kannst es lernen nebenbei, wenn du Lust hast. Aber Hauptfach ist Deutsch."

„Das können wir." Erhard nickte wie ein alter Schiffer.

„Na also —! Und Englisch natürlich."

„Schon flau."

„Das lernst du dort, wie kleine Kinder es lernen, so beim

Essen und Spazierengehen, nicht nur aus Büchern natürlich. Gerad so ist's mit Französisch. Mathematik ist ein bissel schwierig. Aber das tut nichts! Und nachmittags brauchst überhaupt nichts zu machen, da ist Sport und Werkarbeit und so Zeug. Und alle vierzehn Tage ist Tanz am Abend, und im Herbst und an Pfingsten macht man Reisen ins Ausland, weit weg, nach Italien und nach Norwegen."

Donnerwetter! Erhard standen Mund und Nase offen. Reisen. Mit Mirjam reisen, nach Italien und Norwegen! Gab's so was? „Und die Pauker — was hat's mit denen dort auf sich?" Erhard schien bedenklich.

„Pauker —! Gibt's überhaupt nicht!" Mirjam war ganz erregt über so viel Unwissen. „Die Pauker sind dort gerad wie die Jungens, nur eben älter. Glaubst du vielleicht, daß die bestrafen, wenn einer nichts kann oder nicht folgt! Kuchen. Strafen gibt's nicht."

„Sondern?"

„Gar nichts — sondern. Es geht gegen die Ehr', nicht ordentlich zu sein. Ist ja keine Schule, sondern ein Heim. Die Zimmer und Betten macht man übrigens selber. Fabelhafte Ordnung Ehrensache."

„Jösses!" fuhr es Erhard heraus, er dachte an die schauerliche Unordnung in seinem Zimmer, deren sich die alte Ursel zweimal täglich schimpfend erbarmte.

„Wird dir gut tun, Ordnung zu lernen, Schulbub."

„Heimbub, wenn's doch keine Schule ist."

Mirjam brach in zwitscherndes Gelächter aus; sie hielt sich in gräßlich übertriebener Weise den Bauch vor Lachen. Erhard wußte nicht recht, ob ihr sein Witz wirklich gefallen hatte oder ob das nur Spott über seine Ärmlichkeit war. Mirjam war ja überaus verwöhnt, was Geist und Witz betraf, von ihrer kleinen Mama her. Plötzlich brach das süße Gelächter ab.

„Na also — kommst mit, Heimbub?" Mirjams kleine,

feste Arme umschlangen jetzt auf einmal seinen Hals, sie zog ihn heran zu sich, und es geschah, daß er einen richtigen, ausführlichen Kuß von ihr bekam, nicht erzwungen auf Grund seiner männlichen Kraft, sondern bereitwillig und huldreich gespendet. Nein — es war natürlich nicht möglich, ohne Mirjam zu leben, ohne diese Arme, ohne dies linke, kleinere Ohr, ohne den trotzigen Mund, ohne die schwere und heilige Nacht ihrer Augen.

„Möchte schon — Mirjam", flüsterte er, unter ihrem Kuß zitternd. „Ist mir ja alles hier so zuwider. Und erst ohne dich —!"

„Abgemacht." Mirjam stand auf, zog die Skihosen hoch und klopfte den Schnee von den Strümpfen. Erhard saß noch auf dem Schlitten. Seine Knie waren blau vor Kälte, Mirjam sah es erst jetzt, ihn mußte schauderhaft frieren.

„Komm jetzt. Mama wartet längst mit dem Tee."

Mama — Mama! Du lieber Himmel! Man hatte ja Mamas. Das war Erhard über all den Neuigkeiten ganz entfallen. Seine arme alte Mutt ... Was macht man mit ihr? Odilienberg. Ob sie es erlaubte? Und Geld? Das kostet doch sicher einen hübschen Batzen ...

„Bittschön, der Herr", zwitscherte Mirjam. „Aufstehen der Herr. Dauerlauf nach Haus, der Herr. Gedöst wird in der Schule, nicht hier."

Erhard stand schwerfällig auf. Er war wirklich ganz erfroren. Dauerlauf — kein übler Gedanke ... Sie griffen fast gleichzeitig nach der Leine des Schlittens. Nebeneinander trabten sie los. Trabten durch den Hochwald, der nun dunkel und dicht sie bedrängte. Über ihnen, zwischen den Wipfelreihen, stand ein Streifen blassen Nachthimmels. Sterne glitzerten. Sie sahen im Laufen aufwärts.

„Die Waage", bemerkte Erhard sachkundig. Ob es stimmte? dachte Mirjam. Wahrscheinlich nicht. Aber wozu widersprechen? Es war gleichgültig, es kam nicht darauf an. Trapp-trapp, trapp-trapp, ging es weiter Dauerlauf.

Sie faßten sich an den Händen. Ihr Atem keuchte. Warm durchrann das Blut ihre Körper. Wohl und wunderbar, gar nicht einsam war ihnen in dem dunklen Wald. Odilienberg — rauschte es in Erhard. Mirjam ... Odilienberg ... Keine Pauker ... Keine Linkertmayers, keine unregelmäßigen griechischen Verben ...

„Wie — heißt — denn — der Oberbonze — da oben?" Erhard stieß es im Laufen atemlos heraus.

„Dr. Manfred Mahr. Berühmter Herr das." Mirjams Atem war viel besser in Ordnung, sie sprach mühelos. Erhard ärgerte sich.

„Mahr — Manfred Mahr. Kann — mir vorläufig — nicht imponieren ..."

„Schulbub ... pfeifst ja schon auf dem letzten Loch. Mach den Mund zu — gegen den Wind."

„Rat — schläge — verbeten ..."

„Widerlicher."

„Biest."

„Bääh."

„Bäääh."

Erhards Versetzung war nun gesichert. Mutt hatte sich in letzter Stunde entschlossen, Herrn Linkertmayer im Gymnasium einen Besuch abzustatten. Es war widerlich, aber notwendig. Erhard hatte die politische Aktion mit viel Bedacht in die Wege geleitet.

Eines Sonnabends erschien Mutt, kühl und elegant, in der großen Pause, rauschte mit Herrn Linkertmayer, der in einemfort asthmatisch neben ihr herdienerte und dabei über seine beiden großen Zehen zu stolpern schien, den mittleren Korridor auf und ab und verschwand dann mit dem Pädagogen auf eine Viertelstunde im Elternempfangszimmer, einem kahlen Raum, wo es nach Reptilien und Kampfer roch. Als sie wieder herauskam, o Wunder, war

alles in bester Ordnung. Herr Linkertmayer war ab Montag die Liebenswürdigkeit selbst, raufte Erhard ab und zu mit seinen roten Fleischerhänden das Haar, was zwar wenig angenehm, aber ein deutliches Zeichen der Gnade war, und gab, wie er sich ausdrückte, Erhard Gelegenheit, im Mündlichen seine verlorenen Schlachten zurückzugewinnen und seine alten Scharten gründlich auszuwetzen. Erhard wetzte denn auch gründlich mit Hilfe einiger kleiner gedruckter Übersetzungen und Präparationen, so daß Herr Linkertmayer mehrmals befriedigendes Grunzen vernehmen ließ und hinter Erhards Namen in sein wachsledernes Heftchen schöne, runde Zweier notierte. Das bedeutete die Rettung eines Lebensjahres. —

Am Samstag vor Ostern, man war nun aller Schulsorgen endgültig ledig, stieg noch einmal, als Abschied vor der Abreise, eine Radtour in das Vorland der Berge. Außer Mirjam und Erhard war noch Jockel Kröner, ein struppiger, aber gutmütiger Sekundaner, mit seiner Freundin Olga beteiligt, Kinder aus der Nachbarschaft, mit denen man schon allerlei angestellt hatte. Was die Dame Olga betraf, so wirkte sie neben Mirjam wie der Mond, wenn er einmal unmittelbar neben die Sonne zu stehen käme. Aber Jockel war nicht eifersüchtig und begnügte sich mit dem, was ihm zukam. Unter seinem groben Leinenhemd schlug ein Kavaliersherz, er war Gentleman, obwohl er seit vier Jahren tagaus, tagein dieselbe graue Lederhose trug, ein Monstrum, in das er anfangs, als Zwölfjähriger, dreimal hineingepaßt hatte, das ihm aber jetzt so prall und kurz ansaß, daß ständig das Schlimmste zu befürchten war. Um dem vorzubeugen, hatte er die zum Platzen geneigte hintere Naht kunstgerecht mit dünnem Draht verstärkt, eine saubere Arbeit, die neben dem Spott auch die Bewunderung seiner Freunde erregte.

In Starnberg wurde Mittagsrast gehalten. Man saß hier trotz der frühen Jahreszeit im Freien, in der heißen Sonne.

Der See erglänzte in nahem, tiefem Blau, das Gebirge war nur ein weißer, dünner Schein am fernen Horizont. Auf den Wiesen blühten Krokus und Himmelsschlüssel. Die Jungen hatten ihren Mädchen Sträuße gepflückt, Mirjam trug am Pullover einen Strauß violetter Krokus und schnupperte ab und zu an den Kelchen mit den gelben Staubgefäßen, so daß ihre Nasenspitze gelb gepudert war.

Jockel benutzte die Gelegenheit, um wieder einmal festzustellen, was es für ein Blödsinn sei, daß die beiden nach Odilienberg gingen. Ob's hier vielleicht nicht schön sei? Ob's vielleicht in dem kahlen Nest da oben schöner sei? Wenn man nur die Bilder sieht, kann's einem schon schlecht werden! Das Ganze sei überhaupt nur Drückebergerei. Weil Erhard Krach mit Herrn Linkertmayer hatte und weil er ihn drangsalierte, der Hund, deshalb verduftet er nach der „Freien Schule".

Mirjam und Erhard ließen das Gerede ziemlich schweigend über sich ergehen. Es war nicht ernst zu nehmen, denn Jockel kannte so wenig wie sie selbst Odilienberg, und im Grunde war sein Ärger blasser Neid, denn er wollte natürlich auch längst von der Staatspenne weg in freiere Luft.

Jetzt aber wurde die Sache plötzlich ernster. Den Mädchen war das Geschwätz zu langweilig geworden, sie waren hinunter ans Ufer gegangen und spielten dort mit zwei kleinen Buben, deren Bonne in der Sonne Zeitung las. Jockel saß breit auf dem Tisch zwischen geleerten Limonadengläsern und abgegessenen Tellern, seine Schenkel kamen fett und rosig aus der zu kurzen Hose heraus, und sein törichter Mund schimpfte auf den unbekannten Dr. Manfred Mahr.

„Ein sauberer Patron, dieser Herr da oben, von dem hört man ja schöne Geschichten."

„Was hört man denn von ihm?" Erhard stand schlank und schmal vor Jockels breiter Masse.

„No — so allerlei. Mein Vater sagt, eher tät er mich totschlagen, als daß er mich da hinaufließ, zu dem."

„Ist er so dumm?" fragte Erhard.

Brüllendes Gelächter kam aus Jockels Rachen.

„Dumm! — Im Gegenteil. Schlau ist der. Raffiniert. Der versteht's mit den Jungens! Der kommt auf seine Rechnung!"

Erhard wollte nicht mehr drauf hören. Was ging ihn das Geschwätz an! Er haßte plötzlich Jockel. Er wollte zu Mirjam. Dort stand sie, zart und fein, am Ufer und zeigte den kleinen Buben, wie man flache Steine übers Wasser schießen läßt. Aber Jockel gab nicht nach.

„Den haben s' ja schon zweimal hinausgeworfen da oben. Aber der kommt immer wieder. Ein zäher Herr das . . ."

„Was geht's dich an?" Erhards blaue Augen waren jetzt grau, klein und böse.

„Mich? Gar nichts. Aber so was interessiert einen doch. Wie der die Jungens beschwatzen kann, das laß dir mal vom Dingelhofer erzählen. Der weiß Bescheid, der war droben."

Pause. Erhard wollte weg. Nichts mehr hören. Fliehen. Schlagen konnte er doch den riesigen Jockel nicht, und er hatte ihm ja auch nichts getan. Also fort, zu Mirjam . . . Warum blieb er? Warum ging er nicht, konnte nicht gehen? Es war, als ob er anklebe mit den Sohlen am Kies. Jetzt beugte sich Jockel ganz nah zu ihm herunter. Sein breites Gesicht mit der flachgedrückten Nase war hart vor Erhards Augen. Er hielt die Hand vor den Mund und flüsterte, obwohl kein Mensch weit und breit war.

„Du — take care! Nimm dich in acht. Du bist dem sein Typ. Blaublonde Unschuld."

Bruch. Jetzt hatte Erhard dem Jockel doch eine heruntergehauen. Und jetzt noch eine. Klatsch. Jetzt haute der natürlich zurück. Mit einem Sprung war er vom Tisch

herunter. Die Erde dröhnte. Sie waren ein Knäuel. Schon lag Erhard im Kies. Wut stieg in ihm auf, grenzenlos. Er bäumte sich. Kräfte kamen, die er nie gekannt. Jockel flog zur Seite. Erhard stand. Boxte den Knienden an die Kinnspitze. Der wurde bleich und schloß die Augen, fuhr hoch, wutverzerrt war sein Gesicht, jetzt erst nahm er's für ernst. Seine Riesenarme umkrallten Erhards Hüften, schleuderten ihn hin und her, seine breiten Schenkel klemmten sich um Erhards Beine. Wenn er jetzt zudrückt, ist's aus, dachte Erhard. Erhard verließ der Atem. Das war das Ende. So also ist Sterben. Er spürte, daß die beiden Mädels herbeigekommen waren. Und die Kellnerin. Und Dorfkinder. Ein Kreis hatte sich um sie gebildet. Mirjams Stimme schrie hoch und schrill: „Loslassen! Jockel! Loslassen, ihr Dreckbuben!" Aber der dachte nicht daran. Jetzt nahm er Erhards Kopf „in den Kasten", wie das hieß, in den gekrümmten Arm, der fest an den Leib gepreßt war, da gab's kein Entrinnen, so konnte Erhard bis in alle Ewigkeit schwitzen. Teufel, war die Lage beschämend! Jetzt fühlte er auch noch Jockels breite Hand klatschend auf seinen Hintern fallen, immer wieder, er bekam richtige Prügel, zum erstenmal in seinem Leben, es war sehr scheußlich vor all dem Volk, vor den jungen Damen, vor Mirjam — so verhauen zu werden wie ein kleiner Bub. Hoffnungslose Lage. Jockel drosch weiter, trotz Mirjams Geschrei.

Da blitzte die Rettung. Vor Erhards verträuten, verstaubten Augen blitzte eine Naht auf, prall, ekelhaft: die Naht mit dem Drahtgeflecht, Jockels schlaue Erfindung, um die Patina-Lederhose zu erhalten. Im Nu brachte Erhard seine noch freie Hand nach hinten. Die Mädels kreischten auf, Jockel drosch nichtsahnend weiter — aber Erhard löste, überschnell, übergeschickt in seiner Not, den Draht, riß daran, alles ging leicht wie im Traum, jetzt noch einen Ruck, ein herrliches Ziehen, wieherndes Ge-

kreisch des Volkes, ein Riß klaffte, erweiterte sich — rechts und links hing ein halber lederner Hosenboden, dazwischen schienen sich peinliche Ausblicke zu bieten, denn das Gekreisch der Dorfjugend wuchs zum Orkan. Jockel begriff erst langsam den ganzen Umfang der Katastrophe, vielleicht daß der Luftzug ihm auffiel oder der zunehmende Jubel des Publikums — plötzlich faßte er nach hinten, erkannte die Leere, das Nichts, ließ im Nu von Erhard ab, fluchte laut und furchtbar, hielt mit beiden Händen die traurigen Lederfetzen an den Körper gepreßt und enteilte mit riesigen Sprüngen zur Tür, ins Haus, an den kleinsten, geschütztesten Ort ...

Das brüllende Gelächter wollte nicht abnehmen. Auch das sommersprossige Mädchen Olga, Jockels Dame, schüttelte sich vor Lachen. Erhard stand hochrot, zitternd und zerwühlt da. Seine Augen blitzten, sein Atem ging keuchend. Daß er Prügel bezogen, war nicht zu leugnen. Und doch war er der Sieger.

Was aber nun? Er mußte sich säubern, zur Besinnung kommen. Sein Körper schmerzte. Mirjam griff ein. Schweigend nahm sie den Freund am Arm, zog ihn mit sich fort, aus dem Gewühl der Gaffer heraus, in den Wald hinein, der jenseits der Straße anstieg. Langsam gingen sie einen nadelglatten Serpentinenweg hinauf, unter schwarzen Tannen, während drunten in blauer Dämmerung der weite See sich dehnte. Still war es hier und kühl. Mirjams Hand lag schweigend in der seinen. Wie süß und tröstlich, sie zu haben, Mirjam, die kluge kleine Frau.

Zwischen Fichten ließen sie sich nieder. See und Ufer waren weithin zu überblicken. Dort blieben sie, bis es dunkelte. Auf Mirjams Frage, was los gewesen sei, sagte Erhard nur, Jockel sei frech geworden. Weiter nichts.

Erhard hatte rechts von der Nase zwei blutige Kratzer. Sie wurden von Mirjam ausführlich in Behandlung genommen. Auch das Haar kämmte sie ihm, das lichte Haar,

sie tat es gern, es war ihr das liebste an Erhard. Die Hände wurden mit feuchtem, frischem Moos gesäubert; auch die Knie, die plötzlich doch noch zu bluten begannen. Bei alledem bot sich reichlich Gelegenheit zu Lob und Trost, Liebe und schweigendem Verständnis.

Erhard saß auf der Schreibtischplatte und stellte die Füße auf die Lehne des Ledersessels. Mutt war in der Stadt, man konnte sich's also bequem machen. Er dachte an Odilienberg. Er freute sich jetzt plötzlich wild und übermächtig auf Odilienberg. Seit er sich mit Jockel geprügelt und dabei gut bestanden hatte, war ihm Odilienberg wichtig und des Nachdenkens wert.

Und dieser Dr. Manfred Mahr! Ein alter Pauker — was ging er ihn eigentlich an? Trotzdem hatte er sich seinetwegen schon gehauen, Wunden davongetragen, Feindschaft, Sieg, Liebe von Mirjam empfangen. Im Grunde war ihm der Dr. Mahr natürlich höchst egal. Er konnte sich nicht vorstellen, wie dieser Mann wohl aussah. Alt, grau, müde und dennoch verzehrt und glühend von Leidenschaft — sagte Mirjam, die wußte es von ihrem Vater. Aber er ist doch erst Anfang Fünfzig, wer ist da alt, grau und müde? Hier klappte etwas nicht. Elastisch soll er noch sein, gut in Form, ein glänzender Läufer, Turner, Springer. Was sie nur alle gegen ihn haben mochten? Keiner hat noch gut von ihm gesprochen. Die in der Staatspenne feixen, wenn der Name Dr. Mahr fällt, Jockel hat sogar gemeines Zeug geredet, der Herr Erzeuger hat brieflich gewarnt — schließlich wurde Erhard dieser Alte vom Berge doch noch interessant . . .

Ein Gedanke huschte über sein schmales Gesicht und ließ es aufleuchten. Er sah nach der Uhr. Es war sieben. In einer Stunde wird gegessen. Wenn er noch ein wenig zu Mirjam hinüberspränge und sich von ihr etwas Ver-

nünftiges über den Dr. Mahr erzählen ließe? Seit Jockels Hosentragödie war das Thema nicht mehr berührt worden.

Er rannte Dauerlauf durch die paar Straßen, zweimal um die Ecke, dann quer durch die kleinen Anlagen. Hier war der Fluß, das Haus, die Vorgartentür. Wie kannte er diesen Weg mit geschlossenen Augen! Jetzt auf einmal war er wieder ganz traurig, weil das alles nur noch drei Tage dauern würde, bis Freitag, und heut war Dienstag ... Dann war es aus. Für immer. Denn nichts, nichts wiederholt sich im Leben, kein Glück gibt es zweimal. Man braucht nicht knochenalt zu sein, um das schon zu wissen ...

Mirjam war nicht da. Nein, leider, leider nicht, lieber Herr Erhard, meinte Trulla mit schiefgelegtem Kopf. Die gnädige Frau wär' mit ihr in die Stadt gefahren. Besorgungen. Aber nach sieben kämen sie zurück, ob er warten wolle? Natürlich wolle er warten. Gleich hier in der Diele vielleicht? Bittschön ...

Trulla verschwand im Souterrain. Bratenduft stieg von unten herauf. Erhard schnupperte. Also wieder Gäste, dachte er. Was die ewig Gäste haben! Lauter so Berühmtheiten aus ganz Deutschland. Dichter. Eine komische Sorte das. Er hatte sie sich früher anders vorgestellt, weiß der Himmel. Manchmal sah er sie, wie sie katzbuckelnd, schleimig, hornbebrillt vor dem „Herrn Professor" und seiner Gattin herumschwänzelten. Nein — so was würde er nicht werden. Lieber was Handfestes. Autoschlosser oder so. Wenn Mirjam mal einen von den Hornbrillenonkeln heiraten würde ... Himmeldonnerwetter, den täte er zusammenboxen, richtig zu Brei würde der, kurz vor der Hochzeit.

Erhard hockte in der Halle vor dem Kamin in einem der tiefen Sessel. Auf dem Kartentisch am Fenster stand der Riesenglobus; seit er Mirjam kannte, stand da der Globus, dick und rund, mit viel blauem Wasser und wenig

braunen Erdteilen. Darauf hatte er mit Mirjam schon manche große und gewagte Reisen unternommen, kreuz und quer, nach Algier und nach Finnland, vor allem aber nach Honolulu, wo es immer warm war und lauter schöne Menschen so ziemlich nackt herumliefen. Aloja — sagten da die Leute zueinander. Das hieß: Ich liebe dich. Aloja — Mirjam! Wenn der Racker nur endlich käme.

Erhard stand auf und lief in der Halle umher. Der Plattenspieler, ein schöner Schrankapparat, war geöffnet, die letzte Platte lag noch auf. Mirjams Vater hatte sie nach Tisch gespielt, er spielte täglich nach Tisch zur Zigarre etwa dreißig Minuten lang, still, gesammelt, völlig hingegeben dem Wunder des Schrankes. Missa solemnis, das Credo. Ob man spielte? Es war Kindern und Fremden verboten, auf diesem Apparat eigenmächtig zu spielen, dafür gab es einen kleineren Kofferapparat, oben in Mirjams Zimmer. Aber die Luft war rein. Mirjams Vater lief jetzt spazieren, es war sieben Uhr fünf, da war er also an der Pschorrbrücke, es dauerte gut noch fünfzehn Minuten, bis er wieder einpassierte. Man wußte es genau. Es war Tag für Tag alles immer das gleiche, seit Jahrzehnten. Erhard schauderte oft vor der Monotonie dieses Daseins, aber es schien notwendig zu sein, wenn man große Dinge tun wollte in dieser wirren Zeit.

Er nahm die Missa solemnis ab, er war jetzt nicht für geistige Gesänge, und legte eine Jazzplatte auf. Das ging in die Beine! Er konnte noch nicht tanzen, aber in die Beine ging's doch. Und mit Mirjam konnte er übrigens ganz gut tanzen. Das Ekel meinte zwar, es sähe aus, wie wenn Schildkröten Hochzeit hielten, aber das war natürlich übertrieben.

Er ging hinüber ins Allerheiligste, ins Arbeitszimmer des Dichters. Von hier hörte er gedämpft und doch verwirrend genug das Chaos der aufpeitschenden Musik, doppelt fühlbar inmitten der reinen Ordnung dieses hohen Rau-

mes. Er hielt sich gern hier auf, der Schüler Vischer, von jeher; schon als kleiner Kerl hatte er jede Gelegenheit benutzt, um sich allein in dies Zauberzimmer zu stehlen, in Stunden, wo alles ausgegangen war, vor Tisch also und gegen Abend. Da saß er denn, klein und schmal, mit seinen bloßen Knien in dem breiten Sessel vor dem Schreibtisch, und eh er's gedacht, fielen die kleinen und ekelhaften Sorgen von ihm ab, der Herr Erzeuger wurde vergessen und Herr Linkertmayer und das Ekel und alles andere, was den Tag vergällte — heiter-stille Ruhe zog in ihn ein. Es war nicht festzustellen, woher das kam. Die Bücher an den Wänden konnten es nicht sein, die gab's zu Hause auch, eher schon der Schreibtisch, diese große, klare, schlichte Platte, auf der peinlich Ordnung gehalten war, wo unter seltsamen Beschwerern kleine Briefstöße lagen, beantwortete und nichtbeantwortete, wo alles bedeckt war mit Büchern, Manuskripten, Entwürfen, Zeitungsausschnitten, ausgenommen die quadratische, freie Fläche in der Mitte, auf der Mirjams Vater seit über dreißig Jahren schrieb, viele Stunden täglich, in seiner kleinen, peinlichen, langsamen Schrift, Wort für Wort, Zeile für Zeile, ein Linienblatt untergelegt, wie Erhard es früher, bis Quarta, bei den deutschen Aufsätzen tun mußte. Und jede Zeile, die auf dieser Platte entstand, ging tausendfach hinaus, wurde wörtlich und sehr ernst genommen und bewegte die Welt.

Erhard schwindelte, wenn er darüber nachdachte. Warum war gerade das, was Mirjams Papa schrieb, so sehr wichtig und kostbar? Mirjam sagte, weil er mehr könne als alle anderen. Aber das war doch keine Erklärung! Warum konnte er mehr? Was hieß das: Dichter sein? Sagen, was keiner sagen kann und dennoch alle bewegt... Gebilde bauen, die nicht Wirklichkeit sind und doch mehr als alle Wirklichkeit, schöner, geordneter, wahrhaftiger?

Der Jazz war zu Ende. Erhard sprang hinüber, in die Halle, und stellte ab; ihn verlangte nicht mehr nach

Musik. Als er zurückkam zum Schreibtisch, fiel sein Blick auf das Bild, das links stand, hart am Rande der Schreibfläche. Ach — er kannte es gut; bei ihm zu Haus stand es auch, auf dem Nachttisch sogar, und die aus der Klasse grinsten, wenn sie's sahen. Es war Mirjam. Im Matrosenanzug. Richtige lange, weiße Hosen hatte sie an, wie ein Matrose am Sonntag. Kerzengerade stand sie vor einer sonnigen Mauer und lächelte. Es war schon über zwei Jahre alt, das Bild, die dreizehnjährige Mirjam war es, es gab bessere, neuere, vom Kunstphotographen, aber die mochte er nicht geschenkt nehmen. Das hier war ein Bild. — Donnerwetter! Das war das ganze, herrliche, süße, schwierige Mädchen. Mirjams Papa wußte schon, warum er es hierherstellte. Sie beide wußten, warum es gut war; ihnen konnte man nichts vormachen, sie waren Kenner, was Mirjam betraf ...

Schritte. Erhard fuhr zusammen und stellte das Bild, das er dicht vor seinen Mund gehalten, an den Platz zurück.

Der Professor stand hinter ihm.

„Ei, ei — diese Überraschung! Welch seltener Glanz in meiner armen Hütte ..." Die Brillengläser funkelten. Man wußte nie, ob er wirklich Spaß machte oder doch böse war.

Sie reichten sich die Hände. „Tag, Freund Erhard. — Was macht Mama? — Alles in Ordnung? — Schön, schön. — Und wir gehen nun also bald ins Weite? — Koffer schon gepackt? — Ja — viel Arbeit zum Schluß, das glaub ich gern, ja, ja — das ist nicht anders vor solch gewichtiger Abreise ..."

Erhard kam nicht zum Reden. Der Dichter saß bereits am Schreibtisch, öffnete die Abendpost und unterhielt sich dabei mit Erhard, indem er die gestellten Fragen gleich selbst beantwortete. Zuweilen, während er mit dem Federmesser einen neuen Brief öffnete, was langsam und mit

äußerster Sorgfalt geschah, blitzten die Brillengläser den Knaben an. Erhard kannte zur Genüge diesen kühl beobachtenden, anscheinend gleichgültigen Blick; ihm graute immer ein wenig davor, vor dieser Schnelligkeit des Erkennens hinter der Maske der Uninteressiertheit.

„Man wartet auf Mirjam ...", monologisierte der Professor weiter. Er war jetzt bei den Ausschnitten aus der amerikanischen Presse, die ein Büro gebündelt in jeder Woche übersandte. „Die Damen sind in der Stadt. Besorgungen. Ja ... Bei euch gab's auch viel Besorgungen ... Das glaub ich wohl. Der große Start muß doch vorbereitet werden ..."

Er sprach langsamer. Der „New York Herald" schien ihn zu interessieren. Es war ein ausführlicher Artikel über den Dichter, offenbar günstig; der Blick, anfangs düster, erhellte sich im Lesen. Erhard stand auf und suchte nach einem guten Abgang.

„Schon gehen —?" fragte der Professor, ohne im Lesen innezuhalten. „Wieviel Uhr haben wir denn —?" Jetzt sah er auch noch nach der Uhr. Dreierlei zugleich konnte er tun, wie Caesar, dachte Erhard (oder war es Alexander?). Quatsch — das brauchte man jetzt nicht mehr zu wissen, seit acht Tagen ...

„Was ich sagen wollte, lieber Freund", Mirjams Vater legte die Blätter sorgsam übereinander, beschwerte sie mit einem blauen Stein und sah Erhard jetzt voll ins Gesicht. Seltsam war dieser Blick zuweilen, so ausbrechend in unsagbarer Güte — oder war es nicht Güte, nein, vielleicht nicht, eher Schmerz, Trauer, Mitleid. Warum Mitleid? — weil er ein Junge war? — weil der Erzeuger abgerückt war? — weil ihm die Schule schwerfiel? — Unsinn — das Mitleid galt nicht ihm, er fühlte es, es galt allen, der Welt, dem Leben, dem Dasein oder so ... Der Blick hielt ihn fest: prüfend, sichtend, ordnend, aber sehr voll Wärme auf einmal, er hatte die Gläser abgenommen und war jetzt

kein Schriftsteller mehr, sondern Mirjams geliebter Papa.

„Wie wär's, Freund Erhard, wenn du mir noch ein wenig Gesellschaft leistetest? Die Damen lassen auf sich warten. Wollen wir ein Männergespräch führen?"

Erhard setzte sich auf den Rand des Stuhles, dem Professor gegenüber. Sein Herz klopfte. Es war das erstemal, daß ihn ratlose Verwirrung befiel; plötzlich war der Professor nicht mehr Mirjams großer Vater, sondern etwas Neues, anderes; so hatte er noch nie mit ihm geredet, so vertraut und gleichgeordnet, so als Mann und Freund.

„Man hat sich selten gesehen in letzter Zeit. Ich bedauere das. Wir hatten beide viel zu tun. Der Tag ist zu kurz. Die Abhaltungen sind zu vielfältig. Man muß froh sein, überhaupt noch etwas fertigzubringen. Es wird dir später ähnlich gehen. Das Leben frißt einen auf. Je älter man wird, um so mehr tritt das Wesentliche zurück, und das Detail, die Verzierung, die Zutaten nehmen überhand. Der Welt das Ihre zu geben und sich dennoch leidlich vor ihr zu bewahren, ist ein Kunststück, das gelernt sein will ... Du bist glatt versetzt? Meinen Glückwunsch. Aber mit dem Sie warte ich noch ein wenig, wenn du gestattest."

Erhard wurde rot, es passierte ihm selten, aber nun fühlte er, wie sein Gesicht und Nacken glühten. Natürlich sah es der Professor und blickte sofort zur Seite.

„Das mit dem Sie können wir doch überhaupt sein lassen", meinte Erhard und schlug forsch die Beine übereinander, obwohl ihm gar nicht danach zumute war.

Der Professor lachte liebenswürdig auf: „Ja — ich weiß. Du bist kein eitler Jüngling. Das ist bekannt. — Also warten wir noch zwei, drei Jahre, und dann wird Brüderschaft geschlossen. Das heißt, falls wir noch Freunde sind bis dahin. —"

Erhard hätte jetzt am liebsten seine Hand ergriffen, die stark und männlich auf dem Knie lag. Freunde —! So eine Frage! Freunde! — Bis in alle Ewigkeit, wenn er es nur

wollte. Er konnte nicht sagen, was er empfand. Das war alles banal und unmöglich. Darum nuschelte er nur, kaum hörbar, vor sich hin: „Warum sollen wir uns denn verkrachen —?"

„Warum —?" Die Augen blitzten. Ein Tier sprang heraus und stürzte sich auf den Knaben. „Das will ich dir sagen. Du gehst mit dem Kind nach Odilienberg. Du wirst jahrelang mit ihr zusammen sein, alles mit ihr teilen, den Tag und die Stunde. Schwierige Jahre. Ihr werdet ein gemeinsames Leben führen, in einer sehr engen Gemeinschaft werdet ihr aufwachsen — das ist der Sinn derartiger Schulen. Es kann daraus Großes, Einmaliges entstehen. Es kann. Gefahren sind nicht von der Hand zu weisen. Du verstehst —?" Erhard senkte den Kopf. Die Augen des Professors ließen ihn nicht los. Er fühlte sie auf seinem Scheitel, während er langsam sagte:

„Ich verstehe, Sie brauchen nichts zu fürchten."

„Sonst würde ich sie dir nicht mitgeben. Es fällt mir schwer. Ich — liebe dieses Kind . . ."

Sie schwiegen. Erhard sah noch immer nicht auf. Die klare, harte Stimme klang weiter über ihn hin.

„Mein Vertrauen in dich ist groß. Ich weiß, du wirst es nicht mißbrauchen."

„Nein", hauchte Erhard.

„Ihr habt euch lieb. Es ist mir bekannt. Das verpflichtet. Den Mann vor allem. Du bist der Mann. Denke an deine Pflicht. Sie ist ein kostbares Gefäß — das kostbarste meines Lebens. Bewahre es gut, so bleiben wir Freunde."

Der Professor war aufgestanden und stand jetzt hochaufgerichtet vor Erhard, der klein, in sich zusammengesunken noch auf dem Stuhl hockte und zu Boden sah. Was war das für ein seltsames Gespräch zwischen ihnen, so ernst, so klar — zwei Männer, die beide e i n e Frau liebten . . . Wunderbare Welt.

„Erhard —!" Die Hand des Professors lag jetzt auf

seinem Haar, er fühlte die zarte Wärme dieser Hand durch seinen Körper fließen. So konnte alles bleiben, bis ans Ende der Welt. Kein Wort kam mehr, keine Mahnung, keine Drohung, kein Breittreten wie bei allen anderen Erwachsenen. Erhard ... Der Name klang durch den Raum, die Hand lag auf seinem Haupte.

Er sah auf. Die Augen leuchteten ihn an.

Jetzt ließ die Hand von ihm ab. Der Blick ließ ab, ging in sich zurück, wurde grau, gleichgültig, kalt, mit anderem beschäftigt. Der Professor wandte sich zum Schreibtisch zurück.

Erhard sprang auf. Was wollte er sagen? Er mußte ihm so vieles sagen, ehe es zu spät war, ihm versprechen, daß er Mirjam schützen werde, Tag und Nacht, vor jeder Gefahr der Welt ... Und auch fragen muß er ihn, wie es zu halten sei, ob so ein Kuß ganz ab und zu mal erlaubt sei, Mirjams kluge Mama hatte es lächelnd gebilligt, aber der Professor war offenbar strenger in diesen Dingen ... Und die Hauptsache natürlich: ihm schwören bei den Gebeinen aller Heiligen, daß er nie ... Nein, das ging nicht. Über so was ließ sich nicht reden ...

Übrigens war es zu alledem zu spät. Der Professor stand draußen, in der Halle, am großen Plattenschrank, und blätterte in den Alben.

„Siebente Bruckner. Finale des Schlußsatzes. Willst du hören? In Odilienberg sind Bach und Bruckner Lehrmittel ..." Er lächelte und legte langsam, sehr exakt die Platte auf, ließ die Nadel einfallen, schloß den Deckel, öffnete die Schalldämpfer — nun füllte Musik den hohen Raum.

Der Professor saß zurückgelehnt im Stuhl. Ernst, geschlossen, sehr geordnet, fast wie beim Photographen, kühl, gesammelt, unbewegt. Die stark hervortretende Nase beschattete den Mund, der hart zusammengepreßt schien. Er arbeitete. Es war deutlich, daß er arbeitete. Musik —

sie war nur ein Weg, einer von den vielen, der träumerisch-spielendste, ihn zu entführen ins Reich seiner Arbeit. Erhard wagte nicht, sich zu rühren. Er starrte diesen Mann an, diesen Freund, Mirjams Vater, den Dichter, der da saß wie beim Photographieren, kühl, gesammelt, unbewegt. Die Musik brach ab. Der Apparat stoppte.

„Lassen wir's für heute dabei bewenden —", meinte der Professor mit leerem Blick. „Mahr wird euch den Sinn dieses Ecksatzes erklären."

Erhard zuckte zusammen. Mahr ... Darauf hatte er gewartet.

„Was ist das für ein Mann, der Dr. Mahr da oben", fragte er gleichgültig, während er die Platte verwahrte.

„Manfred Mahr? — Oh, ein originaler, nicht unbedeutender Kopf. Ich schätze ihn. Ein wenig radikal, aber von reinstem Wollen. Ein Fanatiker, ein Asket. Nicht meine Sache, aber immerhin eine notwendige Sache in dieser Zeit des Mittleren ..."

Damit war Erhard nicht gedient. Soviel Urteil konnte er auf einmal gar nicht verdauen. Er mußte deutlicher werden.

„Viele können ihn nicht leiden. Der Jockel sagt, sie hätten ihn dort schon zweimal hinausgeworfen, und ich wär sein Typ."

Die Augen des Professors blitzten. Um seinen Mund lag ein Lächeln.

„Das sagt der Jockel —? Ein hoffnungsvoller Jüngling."

„Haben uns auch gedroschen deswegen."

„Ah — davon berichtete das Kind. Aber sie unterschlug den Anlaß."

„Sie weiß ihn nicht."

Schweigen. Die Platten waren im Album. Das Album stand im Schrank. Da gab's nichts mehr zu tun. Man mußte sich empfehlen. Der Professor war schon wieder über seinen Papieren.

„Mahr hat viel gelitten", sagte er, nur halb von den Blättern aufsehend. „Die Welt macht es denen nicht leicht, die sie durch die Tat ändern wollen. Die Schreibenden haben's angenehmer. Er ist jetzt alt, müde, einsam, verbittert wohl auch. Die Jugend wenigstens sollte anständig zu ihm sein. Gütig. Ohne Spott. Er hat genug für sie getan. Er ist dankbar für Kameradschaft. Vertrauen beglückt ihn."

Draußen, im Garten, hupte ein Wagen. Das waren Mirjam und die Mama. Erhard stürzte hinaus. „Er ist dankbar für Kameradschaft. Vertrauen beglückt ihn . . ." Das Wort hatte er. Das nahm ihm keiner.

ZWEITES KAPITEL

Über Odilienberg liegt die Nacht.

Wind sprüht naß über die schrägen Schindeldächer. Häuser drängen sich eng geduckt zwischen kahlen Hügeln. Der Nordwest peitscht über das Hochplateau, dieser ewige Nordwest, der unmittelbar von der salzigen See zu kommen scheint, obwohl wir doch mitten in Deutschland sind, an der Main-Elbe-Wasserscheide, der eigentlichen Grenze also zwischen Nord und Süd. Der Wind hier oben, auf den kahlen Höhen des Gebirges, hat das Unbeherrschte, Rabiate des Sturmes an der deutschen See, es ist der gleiche Sturm, er kommt hierher, ungehemmt über die weite norddeutsche Tiefebene, nirgends sich brechend. Unser Gebirge ist das erste Bollwerk, das er findet, hier reckt er sich auf, wirbelt, peitscht, fegt, gerät in Unordnung, um erst jenseits des Kammes, drüben im Fränkischen, im breiten Maintal, mild und harmlos sich mit fremden, südlichen Strömungen zu vermengen. Wir in Odilienberg haben es auszuhalten.

Die Schindeln klappern. Tag und Nacht, sommers wie

winters, am schlimmsten natürlich jetzt im Frühjahr und dann wieder im Herbst, bevor es sich einschneit. Die Dächer und Mauern der Bauernhäuser sind hier oben mit schwarzen, handtellergroßen Schieferplatten gedeckt, die unweit Odilienbergs in primitiven Steinbrüchen gewonnen werden. Es ist nicht alles exakt an diesen Schindelflächen, Lücken sind da, dünne Stellen, in denen der Regen sich festsetzt und weiterfrißt und der Frost kleine Sprengungen bewirkt; sobald sich ein einziges Blatt der Schindelfläche verschiebt, gibt es gleich Lockerung an allen Ecken und Enden, der ganze Belag gerät in Auflösung, so entsteht der Lärm, dies seltsame Geräusch, diese wilde, unaufhörliche Sprache der Schindeln. Es wogt und webt, es flüstert und wispert, es verebbt und schwillt an, es plappert und klappert in Odilienberg, tagaus, tagein. Aber nachts, wenn alle anderen Geräusche erstorben sind, dann dröhnt es so laut und beinern, daß die „Kleinen" im „Forsthaus" den Kopf unter die Bettdecke stecken, um nichts mehr zu hören von dem unheimlichen Gelärme, und die Tertianer laut zu singen anfangen, weil sie zeigen wollen, daß sie gar keine Angst haben ... Nur ein paar große Jungens, die es ohnehin schwer haben und keinen Schlaf finden können, sind froh, daß Lärm und Leben ist in der nächtlichen Welt.

Selten schweigen die Schindeln. In klaren, kalten Winternächten, wenn die Luft kristallen erstarrt über den Hügeln festzustehen scheint. An schweren Sommerabenden, in der Johanniszeit, wenn die Gräser am Wegrand wie künstliche Gebilde dastehen und der Mensch das einzig Lebendige ist in der toten Stille ermatteter Landschaft. Dann ruhen auch die Schindeln, und Stille liegt quälend in Sälen und Stuben, auf Treppen und Gängen der Schulhäuser.

Die Gebäude der Freien Schule Odilienberg — es ist keine Schande, das zu gestehen — sind dünn und not-

dürftig gebaut, nacheinander entstanden im Lauf eines Vierteljahrhunderts, aus wachsendem Bedürfnis nach Erweiterung und Ausbau, mit beschränkten Mitteln, die Krieg und Inflation später noch mehr beschränkten, von Handwerkern der Gegend brav und bieder errichtet, angestückelt, aufgestockt, so daß die Sprache der Schindeln nicht gedämpft, eher überlaut, durch die Resonanz des Gemäuers verstärkt, in den kleinen Stuben zu hören ist. Einzig das „Herrenhaus", breit und vornehm an der Längsseite des Hofes gelegen, das aus früherer Zeit stammt, wo Odilienberg noch großherzogliche Domäne war, ist überhaupt als ausgewachsenes und ernsthaftes Gebäude anzusehen, solid in den Grundmauern, mit breitem, gutem Dach. Hier hören wir nicht viel vom Lärm der Schindeln, im Herrenhaus herrscht Ruhe und Ordnung, im Herrenhaus wohnen seltsamerweise Mädchen, die Schülerinnen der Freien Schule von Sexta bis Oberprima, während die Knaben sich auf das Gewirr der anderen Gebäude, sechs oder sieben an der Zahl, verteilen.

Da ist zunächst das „Schulhaus", die frühere Scheune des Gutshofes, ein großes, jetzt dreistöckiges Gebäude, seit seiner Scheunenzeit öfters ausgebaut und erweitert. Hier sind die Unterrichtsräume und oben, im Dach, die Zimmer der größeren Schüler; in einem eigenen Flügel, dem „Kloster", hausen die Primaner, denen besondere Ruhe zuteil werden soll, klösterliche Ruhe, die freilich nicht immer eingehalten wird. Hier auch finden wir die beiden Zimmer des Dr. Manfred Mahr, von denen noch zu reden sein wird.

Dem Herrenhaus gegenüber, an der anderen Längsseite des Hofes, liegt der Speisesaal mit Küche und Wäscherei, daran anschließend Musikzimmer und Theatersaal. Abseits, hinter alten Linden, versteckt sich das „Krankenhaus", was aber schlimmer klingt, als es sich damit verhält, da Kranke hier nur selten, um so öfter Gäste, Eltern,

offizielle Persönlichkeiten, die die Schule besuchen, untergebracht sind. Im „Forsthaus", gleich rechts neben der Einfahrt, wohnen die „Kleinen", eng beieinander, in Schlafräumen zu viert, zu sechst, zu acht. Aber am Tag sind sie ja in ihren gemeinsamen Spielzimmern, und nachts, vor dem Einschlafen, erzählen sie sich gern zuhauf gruselige Geschichten. Auf den Hügeln rechts und links des Gutshofes stehen ein paar Häuser der Lehrer, die Büros, die Ställe, die Werkstätten und Schuppen. Denn auch Landwirtschaft betreibt die Schule. Zwei Kühe gehören ihr zu eigen, Romeo und Julia, sowie das Roß Sarrasani, das sich einsam in seinem zu großen Stall aufhält.

Der Tag vor Schulbeginn ist immer ein unruhiger Tag in Odilienberg. Von morgens an kommen die Jungen und Mädchen auf Autos, Wagen, Rädern, zu Fuß aus der Kreisstadt Beerfelden herauf, die drei Stunden entfernt unten im Tale liegt. Auch das Postauto bringt um elf und um drei neue Trupps, freilich nur bis zur „Waldecke", von wo die schmale Forststraße in einer halben Stunde nach Odilienberg führt. Unruhe herrscht auf dem Hof und in den Häusern; man packt aus, bezieht neue Zimmer, schleppt Möbelstücke von Haus zu Haus; Streit entsteht über Eigentum und Besitzrechte von Kissen, elektrischen Kochern und Grammophonplatten; der Vormittag jedenfalls vergeht in ruhelosem Hin und Her, erst am Nachmittag beginnen sich die Dinge einigermaßen zu klären, man kann an Besuche und Gegenbesuche in den neuen Buden denken, auch Tee-Einladungen, bei denen neues Geschirr, neue elektrische Kocher vollendetster Konstruktion zur Anwendung gelangen, haben noch ihren Reiz.

Die Lehrer, die ihre Ferien sämtlich nicht in dem um die Schneeschmelze unwirtlichen Odilienberg verlebt haben, sondern irgendwo draußen in der Welt, sind nun auch wieder vollzählig versammelt. Es sind etwa ein Dutzend Damen und Herren; einige sind ganz uninteressant, vor-

übergehende Erscheinungen, junge Kandidaten, brave Leute, die aus guten und idealistischen Gründen eine Weile hier oben ihren pädagogischen Gesichtskreis erweitern wollen. Andere sind für länger hier, ihnen wurde Odilienberg Schicksal und Lebensaufgabe. Vielleicht wollten sie hier gar nicht auf die Dauer bleiben, aber Odilienberg läßt einen nicht so leicht wieder los, es ist eine Verzauberung, eine Umklammerung, aus der es nur am Anfang noch, später keinesfalls mehr Befreiung und Rückkehr gibt ... Es sind eigenartige und ausgeprägte, oft ein wenig skurrile Persönlichkeiten, dieser alte Stamm Odilienberger Lehrer; im Grunde sind sie nicht so sehr wichtig, jeder steht an seinem Posten, recht und schlecht, sie überstehen alle Krisen, die Odilienberg auferlegt sind, und erfüllen ihre Pflicht. Das Schicksal Odilienbergs ist das ihre, aber sie kennen es nicht und lassen sich von den Wellen tragen.

Silberstedt, der pädagogische Leiter der Freien Schule Odilienberg, ist schon seit zwei Tagen aus den Ferien zurück. Die Arbeitslast kurz vor Beginn des neuen Semesters ist außerordentlich. Er sitzt in seinem kleinen, kahlen Büro und tippt selbst die Briefe, da die Sekretärin erst am Abend eintrifft. Es handelt sich um Anfragen betreffs neuer Schüler, um polizeiliche Anmeldungen, um Mitteilungen aus dem Kreis der Eltern, um Berichte an die Behörde — um tausenderlei, was sich gerade jetzt anhäuft. Klein, nervös, schwarz und konzentriert sitzt Herr Silberstedt vor seiner Maschine. Im Zimmer liegt Sonne. Der Apriltag ist klar und windig. Die Schindeln klappern. Denn auch Silberstedt wohnt in einem der primitiven, luftigen Lehrerhäuser, die dem Nordwest besonders ausgesetzt sind.

Wenzel Silberstedt ist ein Mann Mitte Dreißig. Mathematiker von Beruf, jedoch auch für Deutsch und Geschichte in Odilienberg zuständig, guter Klavierspieler, früher Studienrat an einem Provinzgymnasium, jetzt Leiter der Freien Schule. Er hat der Staatsschule den Rücken

gekehrt, nicht aus verstiegenen Neugründerabsichten, sondern aus dem klugen Instinkt heraus, daß seiner Natur und Eigenart im Getriebe eines großen und kunstvollen Mechanismus, der ganz auf den Durchschnitt eingestellt sein muß, unverrückbare Schranken gesetzt sind, die er auf die Dauer nicht einhalten konnte. Das Wesentliche seines Charakters ging verloren: die Freiheit des Blickes, die Liebe zum Schwachen, die Kameradschaft zur Jugend, die Unvoreingenommenheit, Kühnheit, ja Frechheit gegen Vorgesetzte und Behörden, die ihm wichtige dauernde Opposition gegen jede Macht, gegen alles Anerkannte, Abgestempelte, Herrschende, Satte, Bewußte, Sichere — Dinge, die sein Fortkommen im Staatsdienst innerlich und äußerlich unmöglich machten. Dort war er der Geduldete, das Enfant terrible, der Einspänner. Sein weiches, im Grunde der Liebe und Beliebtheit bedürftiges Gemüt litt unter der ewigen Kampfeinstellung gegen oben, unten und gegen alles ringsum. Der Fabrikbetrieb dieser Lehrarbeit, das Unpersönliche im täglichen, monotonen Umgang mit hundert oder zweihundert gleichartigen, ordentlichen, grau gekleideten Schülern stumpfte ihn allmählich ab, ernüchterte ihn oft bis zum physischen Ekel; alle Begeisterung der Anfangszeit war bald verflogen, er wurde Beamter, mäßig funktionierende Maschine, Gehaltsgruppe A/7 Mittelstufe. Die Schüler zählte er nach Beinen, er sprach mit müdem Lächeln um den harten Mund vor seinen achtzig Quartaner-, vierundsiebzig Obertertianer- und dreiundsechzig Unterprimanerbeinen, was nicht einmal als Witz gelten konnte, da einer der Jünglinge ein Opfer der spinalen Kinderlähmung war, sein erstorbenes Bein also beim Lärm der anderen billigerweise nicht gerechnet werden durfte. Die Einförmigkeit des Tageslaufs machte ihn, den geistig Interessierten, stumpf und träge. Er las nicht mehr. Die Kleinstadt, in der er leben mußte, war dumm und ohne Reiz. Mit den Ferien konnte er nichts mehr an-

fangen. Der innere Verfall, schlimmer: das langsame Einschlafen der Seele war vorgezeichnet und seinem klugen Verstand kein Geheimnis. Er sah kein Ende. Oder ja, er sah das Ende: O b e r studienrat, Stammtisch, Gespött der Tertianer, Frau, Kind, Häuschen mit kleinem Vorgarten, Bürger, erloschen und zufrieden. Ihm graute.

Da trat Odilienberg in sein Leben. Er kannte es natürlich längst. Wer kannte nicht die Gründung des umstrittenen Dr. Manfred Mahr! Aber er hatte es „verdrängt" bisher, wie er später lächelnd erklärte, es hatte ihn nicht interessiert, man konnte sich nicht um alles kümmern, auch waren ihm Vorgänge, die sich um die Person Doktor Mahrs abspielten, umsympathisch; das grundlegende Werk Mahrs „Zur Gestalt der heutigen Jugend" war ihm bei aller Verzauberung durch Stil und Ethos doch zu apodiktisch, zu unfehlbar erschienen. Eine zufällige Wanderung führte ihn über Odilienberg. Er besichtigte die Anlage, sachlich, kühl; Pädagog auf der Durchreise.

Aufgewühlt, beglückt, leidend, verwirrt bis ins Letzte, verließ er nach einigen Stunden die Gründung. Welche Landschaft, welche Menschen, welch Geist! Wie falsch und unvollkommen waren Streit und Nachrede, war sein Bild, das er aus Büchern gewonnen! Er hatte Odilienberg g e s e h e n — mehr bedurfte es nicht, alles andere war gleichgültig. Hier war Wirklichkeit. Einmal in der Welt war nicht Traum und Wunsch geblieben, sondern Tat und Leben geworden, was er suchte, von Anbeginn an. Hier war Freiheit; nicht Freiheit wovon, Freiheit wozu . . . Hier war Güte, Klugheit, offener Blick, Toleranz unter den Erwachsenen. Kameradschaft mit der Jugend, Leben mit der Jugend — ein leeres Gerede überall, hier einzig und allein war es Selbstverständlichkeit, Antrieb des Ganzen, Blut des Körpers. Silberstedt hatte es, fast erschüttert, erlebt, wie Kind und Mann, Lehrer und Schüler, alter Mann und fremder kleiner Kerl hier du und du zueinander sprachen,

sich gegenseitig halfen und erzogen, Wissen eintauschten gegen Heiterkeit, Weisheit gegen Schönheit, in freier, wundersamer Gleichordnung. Nichts mehr von ekelhaftem Onkeltum und falscher Väterlichkeit, erst recht nichts von Zwang, Kommando und plumper Gewalt. Hier beruhte alles auf Freiheit des Willens, Freiheit des Gehorchens, Freiheit des Befehlens; es war wie das erstaunliche Triebwerk einer edlen und einfachen Maschine, alles griff ineinander, lautlos, glatt, schweigend, die kleinen Räder halfen den großen, kein großes schleifte das kleinere. Der ermüdete Studienrat war geblendet von so viel Licht.

Er wußte sofort: hier war fortan das Zentrum seines Lebens, hier war ihm Heimat, hier Glück, hier Aufgabe, hier Leistung. Die Aufgabe vor allem stand vor ihm, leuchtend, übergroß, gewaltig. Er war von dieser Stunde an entschlossen, sie zu lösen. Er kannte keine Bedenken, keine Angst, keine Hemmungen. Jahrelang zurückgestaute Energien brachen auf. Die Tätigkeit im Staatsdienst, die er zunächst notgedrungen noch fortsetzen mußte, war ihm nun Qual ohnegleichen. Alles war jetzt endgültig tot und erledigt für ihn, hier in der muffigen Stadt, in der Menschenfabrik Gymnasium, wo es stank und lärmte, wo Fratzen ihn anstarrten statt Gesichter, wo Destillenschilder trüber Häuserfronten zu den Klassenfenstern hereinsahen, während ihm befohlen war, Homer und Plato vor unentflammbaren Jünglingen zu traktieren, die währenddessen feixend obszöne Bilder unter den Bänken weitergaben oder mit blödem Lächeln in der Nase bohrten. Er konnte es nicht mehr ertragen. Er bat um seine sofortige Entlassung aus dem Staatsdienst unter Verzicht auf alle Ansprüche. Das Ministerium, froh, den Unliebsamen billig loszuwerden, gewährte sie.

Er bewarb sich um einen Posten in Odilienberg. Klein wollte er anfangen, als Hilfslehrer nötigenfalls, nur bald, nur sofort, nur weg aus dieser Stadt, von diesen Menschen.

Er hatte Glück. Niemals vorher hatte er Glück gehabt im Leben, alles hatte er sich mühsam erkämpfen müssen — Odilienberg kam ihm entgegen, es fiel ihm zu, wie alles und nur das uns zufällt, wofür wir bestimmt sind vom Grunde aus.

In Odilienberg war eben wieder Krise. Eine jener Krisen, die dann und wann dort ausbrachen wie Kriege in Europa, angeblich naturnotwendig und offenbar nicht zu vermeiden. Es war vor zwei Jahren. Der damalige Leiter Odilienbergs, ein wuchtiger und vitaler Mann, der sich nach vieljähriger Freundschaft mit Manfred Mahr entzweit hatte, schied aus, hatte Geldgeber gefunden, den preußischen Staat interessiert und zog mit einer Gruppe ihm ergebener Lehrer und einem Häuflein Schüler nordwärts, um dort eine kuriose und verwegene Neugründung zu unternehmen. So entstand, unerwartet, in Odilienberg Lehrermangel. Man suchte vor allem einen neuen Leiter; durch das Ausscheiden der Lehrergruppe durfte keine Störung im Betrieb eintreten. Silberstedts Bewerbung war willkommen. Man erkundigte sich über ihn, nicht bei den offiziellen Stellen, sondern privat, bei Politikern, Presse, ehemaligen Schülern. Die Auskünfte lauteten gut: enorme Arbeitskraft, großes Wissen, Energie, Leidenschaft, hohes Wollen. Innerhalb von acht Tagen war Silberstedt engagiert, nicht als kleiner Hilfslehrer — er übernahm, zunächst auf ein Jahr, die Leitung der Freien Schule, den pädagogischen Teil, während, ihm gleichgeordnet, als wirtschaftlicher Leiter nach wie vor Dr. Manfred Mahr fungierte.

Wirtschaftlicher Leiter — das war der wunde Punkt, hier lag Anfang und Ende aller Schwierigkeiten: in der Hartnäckigkeit des Ministeriums, Dr. Mahr die Konzession zur Lehrtätigkeit zu versagen. Es geht uns im Augenblick nichts an, aus welchen berechtigten oder nichtberechtigten Gründen, aus welchen politischen Rücksichten auf

politische Konstellationen die vorgesetzte Schulbehörde seit Jahren an diesem Standpunkt festhielt — für Silberstedt war jedenfalls von Anfang an mit der Tatsache zu rechnen, daß neben ihm, in Wahrheit über ihm die Gestalt des Gründers, der Schatten dieses ungewöhnlichen und großen Menschen stand, steinern und doch ungreifbar wie ein Nebelgebilde, heute noch ihm in Kameradschaft verbunden, in wahrer Sympathie, morgen vielleicht schon Gegner, übermorgen Todfeind, der Vernichtung, Vertreibung, Verrat plante. Dann aber stand das Nichts vor Silberstedt. Die Brücken nach rückwärts waren abgebrochen, in den Staatsdienst zurück war unmöglich, ins Leben zurück, ins graue, öde, zu den grauen, öden Menschen, war unmöglich. Trennung von Odilienberg schien Silberstedt schon nach zwei, drei Monaten Arbeit unausdenkbar, Wahnsinn, Ende des Daseins.

Damals begann der Kampf zwischen ihm und dem anderen. Noch freundschaftlich, noch korrekt, noch sachlich, mit sachlichen Argumenten von Dr. Mahr geführt, aber doch schon offener Kampf. Der Jüngere war von Anfang an dem Älteren an Erfahrung, Geist, Kraft des Wortes, Sicherheit der Geste unterlegen. Überdies war er nervös, scheu, überschätzte Nichtigkeiten, er, Silberstedt, dessen kluges, waches Auge stets alles überschaute, hier war er plötzlich unsicher, blind von Anfang an. Der Kampf, das war das Entnervende, hatte keine Aussicht auf Beendigung. Es war keine Krise, es war ein Zustand. Nicht einmal, daß Silberstedt bald unterliegen werde, war anzunehmen. Hinter ihm stand die Regierung, der Dr. Mahr verhaßt war, hinter ihm stand der größere Teil der Schüler und Eltern. Daß aber andererseits Mahr jemals unterliegen oder freiwillig das Kampffeld räumen werde, stand außer dem Bereich jeder Möglichkeit. Wunde also, die täglich neu sich öffnete und niemals heilte, Kampf auf Leben und Tod, bei dem der siegen würde, der die besse-

ren Nerven hatte. Dr. Manfred Mahr hatte ausgezeichnete Nerven.

Silberstedt sah das alles nur in seinen schlechten Stunden so hoffnungslos. Inmitten seiner Tätigkeit, die vielfältig und beglückend war, den ganzen Menschen fordernd, Stunde für Stunde den Einsatz aller Kraft, hatte er keine Zeit, des Dr. Mahr zu denken, des einsamen alten Mannes, der in Wirklichkeit hier fast nichts zu sagen hatte, der oben in seinem Zimmer saß und mit spöttischem Wort, mit maliziösem Lächeln all sein Tun und Treiben verfolgte.

Silberstedt organisierte vielerlei um. Seit der Gründung waren Jahrzehnte verflossen, mit ängstlicher Genauigkeit hatte man alles beibehalten, wie es zu Anfang vom Gründer gedacht war. Damals war sinnvoll, neu, eigenartig, was heute erfüllt und überholt schien. Der neue Leiter war kein Revolutionär. In langsamer Evolution streifte er Überlebtes ab und gab heutiges Gewand, heutige Form.

Er wußte die Lehrerschaft, die Schüler hinter sich.

Dr. Mahr glaubte anfangs, der neue Leiter scherze. Dinge geschahen, die dem Besonderen, dem Heiligsten, dem Einmaligen — der Sendung Odilienbergs glatt ins Gesicht schlugen. Wir wollen uns nicht auf Einzelheiten einlassen. Nur Symptome seien erwähnt. Eines Tages traf Dr. Mahr auf dem Schulhof einen Primaner mit Zigarette. Unfaßbar. Enthaltung von Nikotin und Alkohol war selbstverständliches Prinzip der Odilienberger Gemeinschaft, Gesetz der Schulgemeinde, dessen heimliche oder erlaubte Übertretung innerhalb der Jugend überhaupt nie zur Debatte stehen konnte. Jetzt rauchte ein Primaner auf dem Hof. Dr. Mahr hielt ihn an. Höflich fragte der alte Mann den Knaben, ob er nicht wisse, daß die Zigarette nur außerhalb der Odilienberger Welt existiere — was das zu bedeuten habe. „Es hat zu bedeuten", erwiderte der Jüngling mit leichtem Lächeln, „daß wir nicht mehr 1906

schreiben." Dabei blies er Dr. Mahr den Rauch ins Gesicht. Der enteilte bleich in sein Zimmer.

Er schrieb an Silberstedt, stellte den Fall dar, verlangte Entschuldigung des Schülers, Aufklärung über die Rechtslage. Obwohl sie fast Wand an Wand wohnten, schrieb Silberstedt zurück. Korrekt, in aller gebotenen Höflichkeit, aber unbeugsam in der Sache, betonte er, daß er das Rauchverbot für die drei Oberklassen aufgehoben habe, da die Schüler ohnehin heimlich rauchten und es sinnlos wäre, sie zu Lüge und Verstellung zu erziehen. Dr. Mahr fragte mit beißendem Spott zurück, seit wann die Schüler heimlich rauchten, doch wohl erst, seit der neue Leiter es ihnen offen vormache, früher habe niemand heimlich geraucht, er könne sich mit dieser Begründung nicht begnügen. Die Sache kam vor die Schulgemeinde. Schulgemeinde war nach Mahrs eigenster Idee von jeher höchste und einzige gesetzgebende Körperschaft, Parlament aller Schüler und Lehrer; Gesetz der Schulgemeinde war nur durch neues Gesetz der Schulgemeinde umzustoßen. Selbstverwaltung der Schüler war ja einer der neuen und großen Gedanken, die Dr. Mahr seinerzeit in die Jugend geworfen, in Odilienberg zuerst verwirklicht hatte. Die Schulgemeinde aber beschloß, geführt von einigen mondänen Berliner Zöglingen, einstimmig gegen die Stimmen der Kameradschaft Dr. Mahrs, die mit Protest und unter lautem Halli und Hallo den Saal verließ, Aufhebung des Rauchverbots für die vier Oberklassen, um „der Odilienberger Jugend die Anpassung an das Leben nach Verlassen Odilienbergs zu erleichtern".

Die Waffe, die er einst der Jugend geschliffen im Kampf gegen Eltern und Erzieher — hier wandte sie sich zum erstenmal sichtbar gegen ihn. Dr. Mahr mied seit dieser Niederlage die Schulgemeinde. Er mied die Begegnung mit den oberen Schülern. Auch solche, die freiwillig auf das Rauchen verzichteten und versuchten, sich ihm aufs

neue zu nähern, stieß er schroff zurück. Seine Kameradschaft bildete fortan seinen einzigen Umgang. Es waren zwei Knaben, Olaf v. Beek und Peter Wolff.

Aber das war nur der Anfang. So ging es weiter. Eines Abends hörte Dr. Mahr, am Fenster seines Zimmers lehnend, seltsam tierische Klänge aus dem Musiksaal, dessen Fenster am warmen Sommerabend offenstanden. Wo morgens und abends, seit es Odilienberg gab, Bachs und Bruckners Tongefüge in wunderbarer Klarheit erklangen, daher kam jetzt eine wilde, grausame, bestialische Musik. Negerweisen, hervorgebracht mit Blech und Trommel und seltsam gebogenen Instrumenten, deren Klang die menschliche Stimme nachäffen sollte, waren zu vernehmen. Doktor Mahr eilte hinüber. Sein Blut kochte. Das in Odilienberg! Wildwest in seiner Gründung, der Insel des Hohen, Reinen, Besonderen . . .

Was bot sich ihm dar? Ein Ball der Schulgemeinde. Er aber wußte nichts davon. Das Fest war bei Tisch angesagt worden, als er und seine Kameradschaft schon nicht mehr im Saale waren. Ein von Schülern gebildetes Orchester lärmte, quäkte, blökte, grunzte auf dem Podium, einige Jünglinge stießen mit verzücktem Antlitz und zuckendem Körper süßlichtraurige englische Sprachbrocken in die Luft. Im ausgeräumten Saal aber bewegte sich, schlürfend und schleifend, die gesamte Schülerschaft, von Tertia bis Prima, samt Lehrern, Lehrerinnen, Angestellten, Gästen und einigen Eltern, die zufällig in Odilienberg anwesend waren. Man war offenbar in der heitersten Stimmung, lachte, schrie, erzeugte Lärm, die Größeren lehrten die Kleinen die Schritte, ein paar Lehrerfrauen waren in mondäner Toilette erschienen und hopsten mit den Kurzhosigen umher, alles war eine einzige große Familie — man bemerkte Dr. Mahr nicht einmal, der bleich unter der Tür stand.

War das noch Odilienberg —? Sein Odilienberg? Gro-

tesk, hohnvoll, tief beschämend diese Kapitulation vor der Stadt, vor der Zeit, vor der bürgerlichen Gesellschaft. Tanz der Kinder, Jazz und Niggersongs in dieser Welt, die er gefügt in Jahrzehnten des Leidens und der Entbehrung, Sieg alles Feindlichen, bisher Bekämpften, Verhaßten, Widerlichen, Heutigen ...

Dr. Mahr löschte die Flammen, öffnete die Türen, erklärte das Fest für beendet. Empörung bei der Schülerschaft, die aus heiterster Laune verstimmt ins Bett geschickt wurde, Empörung bei den Lehrern, die sich derartige Bevormundung verbaten, war die Folge. Dr. Mahr erklärte, aus wirtschaftlichen Gründen gehandelt zu haben, das Personal habe noch am Abend den Saal säubern müssen und dürfe nicht derart lang in Anspruch genommen werden. Da das Personal ihm unterstände, wäre die Schließung des Balles zu Recht erfolgt. Auch jetzt wieder Sitzungen, Beratungen, Schriftsätze die Folge. Auch jetzt wieder Mahrs Niederlage offensichtlich. Überwältigender Beschluß der Schulgemeinde, die Tanzabende beizubehalten, sie nicht mehr wie bisher alle vierzehn Tage, sondern jeden Sonnabend abzuhalten, das Orchester zu verstärken, die Polizeistunde von elf auf zwölf Uhr zu verlängern, ein Ersuchen an Dr. Mahr zu richten, sich dem Stil der Feste anzupassen oder aber ihnen fortan fernzubleiben. Das alles durch Anschlag am schwarzen Brett.

So ging es weiter. Schritt für Schritt. Silberstedt war der Sieger, in jedem einzelnen Fall, Exponent des Fortschritts, der Zukunft, des Zugs der Zeit, seltsam und verwirrend genug gegenüber dem radikalen Schulreformer Manfred Mahr, der aus lauter Fortschrittlichkeit drei Jahrzehnte lang Schreck des Bürgertums, Schreck des Ministeriums war und der nun auf einmal als Bewahrer und Hüter der alten Ordnung dem frechen Tag und seinen Forderungen immer neu unterlag.

Silberstedts Sieg aber — er wußte es wohl — war nur

ein Scheinsieg. Der Haß des anderen, seine geheimen Hilfskräfte: Leidenschaft für die Jugend und Gefühl, im Recht zu sein, wuchsen, je mehr er spürte, daß ihm die Jugend entglitt, daß der andere sie ihm entführte. Jugend lief immer dem Bequemen nach — Mahr wußte es, keiner kannte wie er die Jugend seit dreißig Jahren. Wer ihr Zucker hinhielt, den liebte sie schnell, und das Heroische war von Grund aus nicht ihre Sache. Man mußte es ihr vorleben, man mußte das Wort finden, das zündende, und jede Jugend war fähig zu aller Entsagung, fähig und willig, begeistert, ja dankbar für auferlegte Kasteiung. Aber man mußte den Schlüssel besitzen, das Stichwort kennen. Es war ein Geheimnis. Mahr besaß den Schlüssel durch drei Jahrzehnte. Auch jetzt noch bewahrte er ihn für bessere Tage. Er wußte, daß seine Zeit noch einmal kommen würde, man mußte nur warten können. Je mehr die Schale sich gegen ihn neigte, desto näher war das Ende. Er kannte das alles aus früheren Kämpfen. Herr Silberstedt war nicht der erste, der gegen ihn aufgestanden und der schließlich das Feld geräumt hatte. Eines Tages würde der kleine Silberstedt zusammenbrechen. Erst Sieg auf Sieg im einzelnen und dann doch auf einmal der große Bankrott. Zermürbungstechnik, Nervenschwächung. Langsam. Tag für Tag. Stunde für Stunde. Es kam nur auf eines an, auf die Nerven.

Armer kleiner Silberstedt — mit den Nerven war es schlecht bei ihm bestellt. Der Schlaf floh ihn; dreißig, vierzig Zigaretten täglich; der aufreibende Dienst; keine Stunde allein und immer einsam; keine Ruhe, keine Sammlung. Dr. Mahr saß indes vor seinem Schreibtisch, rannte bei jedem Wetter stundenlang täglich in den Wäldern herum, stärkte seinen ohnehin wunderbar gesunden Leib, der nie Alkohol, nie Nikotin gekannt, durch Turnen, Lauf und kalte Duschen. Im Frühjahr und im Herbst fuhr er mit seiner Kameradschaft auf Rädern nach Italien. Auch

das seit über zwanzig Jahren, auch hierin konservativ, als ob die Straßen noch so leer und staubfrei wären wie 1906, als ob es keine Autos, keine Motorräder, keine Flugzeuge gäbe! Wunderbar gestärkt, geladen mit neuen Energien, kam er jedesmal zurück.

Die Waffen waren ungleich. Zuletzt entschied doch das Blut. Silberstedts Blut war müde, spät und verpfuscht, seine Energie war Krampf, seine Zähigkeit in Wahrheit Verzweiflung. Der Kreis, der ihm nahestand, sah es. Sie liebten ihn um seiner Schwäche willen.

Wenn Kameradschaftsnachmittag ist, schiebt Silberstedt die paar Möbel seines Zimmers zusammen. Der Schreibtisch kommt ans Fenster, die Stühle werden auf den Flur gebracht und das Grammophon auf kleiner Fußbank in die Mitte des freien Raumes gestellt: Altar, um den sich alles auf Kissen und Decken am Boden gruppiert. Die liegende Stellung erhöht die Gemütlichkeit, auch wäre es gar nicht möglich, so viel Sitzgelegenheiten zu beschaffen. Silberstedts winziges Haus, das nur aus zwei Zimmern, Arbeits- und Schlafzimmer, besteht, liegt weit abseits am Südhang mit dem Blick auf die Rehwiese.

Die Kameradschaft besteht zur Zeit aus vierzehn Schülern und Schülerinnen. Das ist nicht viel, wenn man bedenkt, daß Silberstedt Leiter in Odilienberg ist. Frühere Leiter hatten oft über dreißig in der Kameradschaft; unter hundertfünfzig Schülern gibt es immer eine Anzahl, die aus Stumpfsinn oder aus Berechnung sich dem „Herrn Direktor" anschließen. Seit Silberstedt die Leitung hat, ist das anders. Sobald er merkt, daß solche Gedanken die Wahl beeinflussen, zuckt er zurück, alle Verhandlungen sind aussichtslos, er schätzt nicht die blinden Nachläufer, seine Leidenschaft fordert unbedingt Ergebene.

Juden herrschen in der Kameradschaft Silberstedts vor

und geben ihr das Gepräge. Es handelt sich meist um Söhne wohlhabender Kaufleute aus dem Berliner Westen, aus Frankfurt, Breslau. Sie sind aus natürlichem Anstand und aus Haß gegen ihre reichen Väter zunächst einmal Kommunisten. In ihren Zimmern hängen Sowjetsterne aus Goldpapier und Öldrucke, die Lenins Haupt auf dem Totenbett zeigen. Aber sie tragen beim Sport rohseidene Hemden, fahren im Sommer mit ihren Eltern nach St. Moritz, ihre Fußballstiefel lassen sie sich direkt aus London von Bentham & Co. kommen. Auch ein paar Russen sind in Silberstedts Gruppe, Söhne hoher Sowjetbeamter, die in Deutschland ihre Erziehung erhalten, um später deutsche Universitäten zu besuchen. Dazwischen aber finden wir die blonde Monika v. Tremplin, siebzehn, hochbeinig und spröde; es ist anzunehmen, daß sie vor allem wegen Sergej zu Silberstedt gegangen ist.

Sergej Romantschew ist Oberprimaner, geistiges Haupt der Kameradschaft Silberstedts, Politiker, Dichter, Theatermann, ungewöhnlich begabt, asketisch-bleiches Vogelgesicht, brennende schwarze Augen; scharfe Zunge, zersetzend in der Kritik; Revolutionär, Aktivist. Er plant Errichtung einer Diktatur der „radikalen Geistigkeit" in Europa. Seine große Abiturientenarbeit, an der man in Odilienberg ein halbes Jahr zu schreiben hat, trägt den Titel „Sexualleben und Alkoholismus im Sowjetstaat"'. Sergej liebt Monika, die blonde Tochter des Kammerherrn und Rittergutsbesitzers Major a. D. Ullrich von Tremplin auf Kötzscherode bei Wenningenstedt, Kreis Stolp.

Es gibt blonden Tee und trockenes Gebäck. Man liegt auf dem Bauch, Kopf auf den aufgestützten Armen, oder sitzt mit untergeschlagenen Beinen und hört zu, was Silberstedt erzählt. Er erzählt von seinen Osterferien; er war mit dem Rad in Bamberg, Würzburg, Rothenburg; Sergej hat ihn begleitet, weil er nicht nach Haus konnte, alle

anderen aus der Kameradschaft waren zu ihren Eltern gefahren, auch die Russen, aber Sergejs Vater war vor einem halben Jahr verbannt worden nach Sibirien. Sergej war also allein mit Silberstedt in Franken, das war etwas so Auszeichnendes und Ungewöhnliches, daß er allen Kummer wegen seines Vaters vergaß. Sogar Monika hatte er über den vielen Kirchen ein wenig vergessen, Monika war währenddem in Kötzscherode bei Wenningenstedt, Kreis Stolp, bei dem vergrämten, einsamen, alten Herrn mit dem Jägerhütchen herumgesessen, der unbegreiflicherweise ihr Vater war. Jetzt hockten Sergej und Monika aber wieder nebeneinander auf dem Kopfkissen von Sergej, das er für das Lager herbeigeschafft, als hätte es überhaupt keine Osterferien gegeben. Sergej machte ein paar zynische Bemerkungen über den miserablen deutschen Tee und erklärte, daß die zwangsweise Einführung des Samowars in Mitteleuropa eine der ersten Handlungen der Exekutive sein müßte, sobald das Proletariat die Macht in den Händen habe. Monika strich ihm mit ihrer blassen Hand durchs schwarzgelockte Haar und sagte wie immer in solchen Fällen im Ton einer Mutter, die ihr weinendes Kind beruhigt: „Ja, ja, mein Sergej — mein gutes, kleines Sergejchen."

Silberstedt erzählte vom Reiter im Bamberger Dom. Seine Augen leuchteten. Es war etwas Krankes, Verzücktes in diesen Augen, wenn er von Dingen wie dem Reiter im Bamberger Dom sprach. Da saß er, klein, schmal, schwarz, er trug ständig schwarze Breecheshosen mit Gürtel, sein kleines, fahles Gesicht stand gelb über dem weißen Hemdkragen, sein Kinn stach in die Luft, er schien zur Decke, durch die Decke hindurchzusprechen, immer sprach er so, wenn der Geist über ihn kam, wenn es in ihm zu leuchten begann, er sah dann nichts mehr um sich herum, Worte kamen, übermächtig, eine Art Verzückung war es, die Spötter nannten es sein zweites Gesicht —, aber es war

schön, ihm zuzuhören, ihn anzusehen, den kleinen, schmalen, leuchtenden Menschen.

Später sprach man durcheinander. Von irdischen Dingen, vom Unterricht, von neuen Schülern, von der Planierung des Tennisplatzes, die nun endlich in Angriff genommen werden müsse; daß Julia schwanger sei und in etwa drei Wochen eines Kalbes genesen werde; daß das Roß Sarrasani, wie aus dem sturen Ausdruck seiner Augen erkennbar sei, der langsamen Verblödung wegen Untätigkeit entgegensehe, einer progressiven Arteriosklerose unterliege, wie Würzburger, dessen Vater Internist in Frankfurt war, sachkundig erklärte. Silberstedt saß dabei und hörte nicht auf die Scherze; es interessierte ihn nicht, er zerfiel, sein Gesicht war jetzt leer, alt, müde; er hatte keinen Humor, kein Organ dafür, kein freies Lachen, er litt darunter; er wußte es: auch dies schwächte ihn im Kampf.

Der Name Mahr fiel. Silberstedt sah auf, Sergej hatte ihn gesprochen, spöttisch, böse natürlich, wie haßte Sergej diesen konservativen Arier, dessen Fortschrittlichkeit darin bestand, daß er den Aktivismus Sergejs für einen verdrängten Minderwertigkeitskomplex erklärte und seit dreißig Jahren eine neue „Jugendkultur" propagierte, die letzten Endes nichts anderes als verzärtelte und eitle Liebe zu Schönheit und Vereinzelung bedeutete. Sergejs Mundwinkel zitterten böse. Wann denn der Humanissimus Mahr aus dem Land der ewigen Schönheit zurückerwartet werde? Ende der Woche. Dr. Mahr hatte für sich und seine Kameradschaft eine Woche Ferienverlängerung genommen. Silberstedt hatte sich gehütet, als pädagogischer Leiter zu widersprechen. Es wäre unpolitisch und dumm gewesen; jeder Tag Abwesenheit Mahrs bedeutete Gewinn für die Nerven; Zurückdrängung des anderen, Stärkung der eigenen Position. Mochte er bleiben, solange er wollte. Da seine „Kameradschaft" ohnehin nur aus zwei Knaben bestand, war es, weiß Gott,

keine Störung des Schulbetriebes, wenn sie fehlte. Wo er sich herumtrieb? Monika war die einzige, die Genaueres wußte, sie hatte eine Ansichtskarte von Olaf erhalten, aus Pisa, mit dem schiefen Turm natürlich. Olaf v. Beek war aus ihrer Gegend, dem Nachbargut, sie hatten als Kinder zusammen gespielt, daher war es ihr von der Kameradschaft erlaubt, mit Olaf flüchtige diplomatische Beziehungen aufrechtzuerhalten. Im übrigen bestand zwischen den Fronten natürlich keinerlei Verbindung.

Als es dämmerte, begann man zu singen. Der kleine Ilja, ein blauäugiger und blonder Russe, sang mit seiner dünnen Kinderstimme zur Balalaika Wolgalieder. Das war traurig und schön. Es gefiel auch den Deutschen sehr.

Wie weit und flach und gut mußte Mütterchen Rußlands Erde sein. Da war doch noch Land, jung, frei, nicht ausgelaugt, voller Zukunft und geheimer Kräfte. Da ließ sich noch atmen und reiten wie der Wind übers Feld. Ilja sang so leise und scheu, es war kaum mehr ein Singen. Sie schlossen alle die Augen oder wühlten den Kopf in die Hände, ins vornüberfallende Haar. Sie lagen jetzt flach auf den Decken und Kissen, keiner saß mehr, nur Ilja.

Er war nun plötzlich größer als alle, der winzige Ilja, ihre ausgestreckten Körper waren unter ihm, verschränkt ineinander, ein Gewühl von Beinen und Armen. Er sang und sang, Lied auf Lied, es hätte ewig so dauern können. es schläferte ein.

DRITTES KAPITEL

Florenz versank in grauem Dunst.

Gegen Abend waren sie aus der Stadt gefahren, den Höhen entgegen, die blau gegen den milchigen Himmel standen. Rechts und links lagen Maisfelder; später, als es steiler wurde, begannen die Weinberge.

Wenn sie sich auf ihren Rädern umsahen, die langsam die Steigung nahmen, erkannten sie kaum mehr die Türme und Kuppeln, es war, als atme die Stadt stärker am Abend, hülle sich ein in graue, fließende Schleier; nur das weiße Flußbett des Arno teilte auch jetzt noch das Häusergewirr.

Manfred Mahr und die Knaben fuhren schweigend auf ihren Rädern. Trotz der starken Steigung waren sie nicht abgesessen, sondern nahmen langsam, Tritt für Tritt, die Höhe. Die Sonne war schon hinunter, die Nacht kam, kühl und herrlich mit der Fülle ihrer Düfte. Es war, als ob die Erde selber dufte, es quoll aus ihr herauf, aus jeder Ritze, aus jeder Furche der Felder kam der tiefe, berauschende Duft. Mahr schaute ernsten Blickes über die Knaben hin, rechts und links in weite Fernen, zur Stadt hinunter, zu den Hügeln aufwärts.

Zuweilen sprach er. Mit tiefer, klarer Stimme, ein wenig singend, wie die Leute sprechen, die aus der niederdeutschen Ebene kommen. Erklärte. Deutete. Alles ruhig, mit weit ausholender Geste, er führte das Rad nur mit der einen Hand. Hinter Olafs Nacken tauchten jetzt, gleichfalls leicht verschleiert, die Höhen von San Michele auf. Er erzählte von der Kirche dort. Man wolle morgen früh hinauf, sehr zeitig, zum Sonnenaufgang sei es am schönsten.

Mahr war unersättlich, was den Süden betraf. Hier kannte er keine Ermüdung, kein Gleichgültigwerden; ewiger Hunger brannte in ihm, er hätte Monate hier sein müssen, Jahre — ein Leben lang. Er nannte es seinen großen Irrtum, daß er nicht hier gelebt hatte, in der schönen Freiheit dieser Landschaft, sondern sich oben, im Norden, herumgeschlagen, zerquält, zerbissen, zermürbt hatte, mehr und mehr von Tag zu Tag. Hier war er ein anderer. Er wußte es selbst, belächelte es oft genug; Ausgabe A und Ausgabe B nannte er es, Ausgabe A für Süd-

europa, vom Brenner nordwärts galt Ausgabe B für deutsche Mittelschulen. Im Süden war er weich und gütig, mild, biegsam, die Luft war eine andere, weichere, biegsamere, hier war der Mensch Organ des Lebens, Teil der geordneten Natur — in Deutschland war alles schwierig und verkrampft, schwer zu bewältigen, Widerstand überall und Abwehr, vielleicht eingebildet, vielleicht in Wahrheit. Seine Sehnsucht war von jeher strenge Freiheit, heitere Gebundenheit, Form ohne Zwang, Gestalt ohne Zweck — Ordnung ohne Gewalt. Er fand es hier, er glaubte es hier. Er sah nicht die Kehrseite. Liebe zu einer Landschaft macht blind, Liebe zu Menschen macht sehend. Sein bleiches, gespanntes Gesicht entspannte sich, sobald er bei Bellinzona die ersten Oliven erblickte. Seine Seele öffnete sich; noch einmal, immer aufs neue nach den nordischen Monaten des Kampfes und Krampfes, stand er wieder unter der breitbekronten Pinie, unter dem stählernen Blau dieses reinen Firmamentes.

Auch diesmal war die Entspannung unerhört, ihn selbst überraschend, der wilde Strom von Glück, der ihn trug seit Beginn der Fahrt. Odilienberg lag weit hinter ihm. Er dachte in diesen Wochen nicht mehr seiner Gründung, dieses geliebten, gehaßten Winkels Erde, über den der Teufel seinen Schwanz gelegt hatte und offenbar nicht wieder wegnahm. Warum konnte es nicht immer so bleiben, so heiter und gelöst, so frei und rein und grenzenlos schön —? Er und die Jungens. Der Führer und die Geführten. Der Kamerad und die Kameradschaft. Ohne Neider, ohne Hasser, ohne vergrämte, verbitterte Beobachter? Ohne Silberstedts.

Die Knaben — seine Augen umfaßten sie jetzt mit einem einzigen Blick. Er war ein wenig zurückgeblieben, sie fuhren vor ihm her, dicht nebeneinander, führten ihre Räder mit der Außenhand und hielten sich umschlungen. Peter hatte seinen Arm auf Olafs Schulter gelegt, Olaf den

seinen um Peters Nacken, so schwebten sie, kunstvoll verflochten, vor ihm her, lautlos in der weiten wehenden Dämmerung. Sein Blick umfing voll Liebe ihre Körper, die stark, klar und gesund waren wie diese Landschaft. Er wußte nicht, wen von ihnen beiden er tiefer liebte, wer deutlicher und holder ihm Verkörperung der Idee war, der einen, alles durchpulsenden, lebenspendenden, Sinnbild und Gestalt des Schönen, Klaren, Geordneten — des Gottes, zu dem er betete, seit es Tag um ihn war.

Olaf v. Beek war der Schönere. Er war es in einem so hohen Maße, daß viele nicht verstanden, wie Mahr ihn hatte erwählen können. Sein ebenmäßiges, durchsichtig bleiches Gesicht ließ ihn unnahbar, trotzig, verschlossen und hochmütig erscheinen. Er war es auch, hochmütig und verschlossen, den Dumpfen, Grauen, Gleichgültigen gegenüber. Die Kameraden mochten ihn nicht, vielen war er verhaßt, aber keiner wagte ihn zu schlagen, zu necken, zu hänseln. Alle, auch die Rohesten, waren angerührt von dieser kalten marmornen Schönheit. Er selbst konnte nicht hassen; statt Haß empfand er Gleichgültigkeit. Vieles war ihm gleichgültig, alles fast. Er sah den Feind nicht, der Gegner war ihm Luft, alle waren ihm gleichgültig, nur wenn er liebte, blühte er auf. Dann gab er sich hin, gab sich auf, ohne Vorbehalt, restlos und grenzenlos, ward blind, unsachlich, kritiklos. Er war nicht klug, nicht vielfältig; sein Herz vermochte immer nur e i n Gefühl zu empfinden, dies aber übermächtig, mehreres zugleich verwirrte ihn. Bis zu seinem zwölften Jahr war die Mutter Gegenstand seiner verzückten Verehrung gewesen. Seit drei Jahren war es Manfred Mahr. Daneben gab es nichts. Ihm hatte er sich — geweiht, es gibt nur dieses Wort für das Maß bedingungsloser Selbstaufgabe des Knaben.

Als er nach Odilienberg kam, hatte Olaf v. Beek eine töricht-prinzliche Erziehung mit Bonnen, Hauslehrern, Reisebegleitern hinter sich. Die Besitzung der Beeks lag in

Pommern, aber die Güter waren verpachtet. Der jährliche Pachtzins betrug ein kleines Vermögen, für dessen Verwendung vor allem der Vater Sorge trug. Major v. Beek trieb sich in Berlin herum. Ein Appartement im Adlon war noch das einzig Feste, was er besaß; abends war er in den Revuetheatern zu finden, mit deren Personal ihn wechselnde, aber jeweils innige Beziehungen verbanden. Olaf kannte ihn kaum. Den „frisch-fröhlichen Krieg" erlebte der Major, als Adjutant eines allerhöchsten Herrn nicht sehr gefährdet, in der Kulisse. Immerhin war er ein halbes Jahrzehnt fern von Haus, Wirtschaft und Familie, als „Dolchstoß" und „Hochverrat" ihn ahnungslos überraschten ... Nach dem Zusammenbruch kam schnell die Scheidung. Olaf wurde der Mama zugesprochen. Frau v. Beek ging mit dem Knaben auf Reisen. Ein wildes, unstetes Wanderleben begann, nun nicht mehr beschränkt durch lästige Grenzverriegelung. Im Frühjahr Nizza, im Herbst Baden-Baden, im Winter und Hochsommer das Engadin waren der nervösen Frau und dem verzärtelten Knaben samt Gesellschafterin und Erzieher Asyl von wechselnder Dauer. Überall traf man ähnlich nach Krieg und Revolution Entwurzelte, durch Inflation in den Mitteln fast unbeschränkte, erlebnisgierige Gesellschaft. Frau v. Beek, schön, jung, reich, mit Namen, der auch jetzt noch, jetzt wieder, Kurs hatte, ließ sich von Männern aller Art verehren, immer mit Instinkt für das Echte, kaum ausgeliefert Irrtümern, selten nur und vorübergehend Abenteuern und Betrügern verfallen. Im Sankt-Moritz-Palace-Hotel passierte der erste und peinliche Irrtum. Ein Herr von außerordentlicher Distinktion, österreichischer Diplomat, beim Völkerbund in Genf akkreditiert, erwies der Baronin Tage und Abende hindurch seine Verehrung. Schlittenfahrten zu dritt, Olaf zwischen dem Paar, wechselten ab mit morgendlichem Eislauf, ebenfalls mit dem Knaben als Spielgefährten. Nach einer Woche

war das Vertrauen vollständig. Olaf liebte mit kindlich-bereiter Hingabe den neuen Onkel, Frau v. Beek war nicht unberührt von dessen einschmeichelnder, wienerisch-weicher Devotion. Man machte gemeinsame Reisepläne. Frau v. Beek beschloß, mit Olaf und dem Legationsrat die Genfer Ratstagung im März zu besuchen. Des Diplomaten amtliche Eigenschaft versprach interessante Stunden.

Erst im letzten Augenblick erkannte Frau v. Beek den Irrtum, dem sie verfallen. Nach Tisch war Olaf plötzlich verschwunden; man suchte ihn vergeblich auf seinem Zimmer, wo er um diese Stunde zu ruhen hatte. Man suchte in der Halle, beim Lift, in den Garagen. Der Erzieher war verzweifelt, die Zofe weinte, Frau v. Beek gebärdete sich wie eine Irre. Der Knabe hatte sich nicht ungefragt zu entfernen, Schneegelände und Eisplatz waren nicht ohne Gefahren für den Zwölfjährigen. In ihrer Aufregung stürzte Frau v. Beek schließlich, um Rat und Hilfe zu finden, zu dem Legationsrat ins Zimmer, er sollte helfen, den Ausreißer zu finden. Es war nicht nötig. Der Diplomat, verwirrt und schlumpig, hatte vergessen, abzuschließen. Frau v. Beek fand ihn in verstörter Haltung; auf seinen Knien saß Olaf mit großen blauen Augen, staunend, unschuldig und ratlos.

Der Knabe wurde gestraft, der Erzieher entlassen. Man reiste noch am Abend. In Basel wurde ein neuer, strengerer Herr für Olaf gedungen. Der Legationsrat war verschollen, man durfte nicht mehr von ihm sprechen. Später erfuhr man, daß es sich um einen Wiener Kaufmann namens Rezek gehandelt hatte, dem die Schweizer Polizei seit langem auf den Fersen war.

Frau v. Beek war nun vorsichtiger geworden. Ihre Sorge um Olaf, dessen Seele übrigens durch den Zwischenfall keinerlei Schaden genommen hatte, wuchs bis zur Hysterie. Der Knabe, nun schon dreizehn, mußte Tag und Nacht um sie sein, es gab bald kleine Kämpfe, Nervosi-

täten und fortgesetzte Reibereien. Olaf drängte auf Freiheit und Lockerung des Zwanges. Die Mutter quälte das Kind mit sinnloser Bewachung. In Berlin, im Herbst jenes Jahres, kam es zur Klärung, Frau v. Beek vermählte sich mit Ministerialrat Schrader vom Innenministerium, einem klugen, gebildeten und freien Mann, ehemals Sozialist gemäßigter Richtung, nun nach mancherlei Parteienttäuschung und innerem Kampf gläubiger Katholik. Dr. Schrader, ein Gönner Odilienbergs, Mitglied des Aufsichtsrates der Schule, Freund Manfred Mahrs, erkannte bald die unhaltbare Situation mit dem Knaben, die ganze törichte und verfahrene Erziehung. Es schien ihm ein Wunder und ein Beweis für Olafs ungewöhnliche Charakteranlage, daß der Junge noch immer nicht eitel und versnobt, sondern frisch, jung und sauber war. Aber Eile schien geboten. Berlin, die Mutter, der Hauslehrer, die ganze glatte Seidigkeit der Umgebung drohten für die nächsten Jahre gefährlich zu werden. Frau v. Beek, nun Frau Dr. Schrader, war dem starken Willen des neuen Gatten gefügig. Einen Monat später zog Olaf in Odilienberg ein, glücklich, der mütterlichen Verzärtelung entronnen zu sein, aber doch voll Scheu vor Schule und unbekannter Kameradschaft.

Manfred Mahr erkannte, als er Olaf v. Beek zum erstenmal erblickte, daß aufs neue und noch einmal in seinem bewegten Leben in diesem Knaben ihm der Gott leibhaftig entgegentrat. Sein Herz wurde bewegt von dieser holden, herben Schönheit in schon kaum mehr für möglich erachteter Weise. Auch sein Kampf um Odilienberg — längst für Mahr nur noch spielerische Plänkelei, hatte jetzt wieder Ziel und Richtung, wurde innere Notwendigkeit, heilige Pflicht. Seine Müdigkeit fiel ab von ihm. Das lebendige Leben brach noch einmal auf. Olaf von Beek ward der Erwählte.

Olaf war aller Gelehrigkeit abhold. Schulzimmer, Schulbänke, schwarze Tafeln beispielsweise waren Gegenstand

seines leidenschaftlichen Hasses. Nachdenken, Grübeln, gar das in Odilienberg beliebte Debattieren über Probleme bewirkten, daß sein schönes, klares Gesicht alt und müde wurde und daß er zu gähnen begann. Was er liebte, bis zur Verzückung, waren Tiere, kleine Kinder, Automobile und Blumen. Alles also, was Form hatte, von sich aus und von Schicksals wegen. Sinn, Gestalt, Schönheit, dies genoß sein Herz; alles, was erst erarbeitet, erstrebt, errungen werden mußte, war ihm in einem Grade zuwider, der an physischen Ekel grenzte. Daß Autos erfunden und gebaut wurden, wollte er lange Zeit nicht glauben, er ließ sich nicht ausreden, daß auch sie geboren wurden, nur daher sei ihre Verschiedenheit zu erklären, ihre Vollkommenheit wie ihre Gebrechen.

Physischen Ekel etwa, um das vorwegzunehmen, empfand er vor Wenzel Silberstedt und seinem Kreis. Dort war alles ertrotzt, erlitten, erkämpft, erquält, von Problemen und Schwierigkeiten durchsetzt, es gehörte förmlich zum Programm, sich's schwer zu machen, unglücklich zu sein, leidend, traurig vor lauter Erkenntnis — Olaf wollte nicht traurig und unglücklich sein, er legte keinerlei Wert auf Erkenntnisse. Vor dem Schulhaus in der Sonne sitzen und Romeo und Julia zusehen, wie sie fett und schwer auf der Wiese lagen und wiederkäuten, was sie am Morgen gefressen, das Spiel des Katers Mime mit seinem eigenen Schatten zu verfolgen, die Nase in den Kelch einer Tulpe zu stecken und den kaum spürbaren Duft der Blume zu atmen, im Walde zu liegen, stundenlang, flach auf dem Rücken, und den tausend Geräuschen zu lauschen, die es dort gab, dem winzigen Lärm des Verkehrs von der huschenden Spinne bis zum witternden Reh — das alles war Glücks genug, war mehr, als ein Mensch, ein einzelner, zu fassen vermochte. Die Welt sehen, die herrliche, in Sonne und Licht grenzenlos gebreitete, selbst in ihr stehen, mit klarem, gesundem Leib, wundersam verwoben

in den ungeheuren Strom von Leben, der alles durchpulste, auch ihn selbst, auch ihn, der jede Einsamkeit ausschloß und alle Verzweiflung verbot, weil wir ja nicht allein sind, nie, zu keiner Stunde, sondern Teil, winziger, des ewigen Alls, den Sternen nicht weniger nah als dem Arm, der uns liebend umfängt — Olaf begriff es nicht, warum viele es sich so schwer machten, warum es überhaupt Silberstedts gab auf der Welt, die alles ändern wollten, während doch gute Ordnung zu herrschen schien und die Gewißheit eines täglich sich erneuernden Tages.

Manfred Mahr liebte den Knaben um dieser absoluten Diesseitigkeit, um dieses naiven Egoismus willen, gegen den es keine Waffen gab, der keine Angriffsflächen bot, denn er war anspruchslos und unabhängig von Besitz und Name. Erdenbürger Olaf hieß er ihn. Lichtbringer Olaf. Freudenfürst Olaf. Wie war das alles voller Wunder und Geheimnis: e i n M e n s c h ! Oft konnte Mahr es in der ersten Zeit nicht fassen, dies Glück, daß ein ganzer, fertiger Mensch um ihn war, unbeschwert, leicht und frei, nicht zerteilt, zerspalten, zerrissen wie alle anderen, wie er selbst in so grauenhaft dämonischem Ausmaß. Ein Körper von kaum faßbarer Harmonie. Eine Seele von naiver Güte, naivem Egoismus, naiver Ungezogenheit. Olaf war durchaus ein Junge, der sich durchzusetzen wußte. Ein kunstvolles Schmoll- und Schweigesystem stand ihm zu Gebote, auf Grund dessen er mehr erreichte, als ihm zukam. Sein Lächeln belohnte königlich. Aber sein Sinn war rein und unbestechlich, sein Instinkt bewahrte ihn vor jeder Berührung mit Unzuträglichem, Fremdem, Bösem. Unberührt vom Gegeifer, Gezote, Gelächter der Feinde schritt er durch die Menge, mit schmalen Schultern, schmalen Hüften, überlangen Beinen, weitausholenden Schrittes; sein Haar, das so licht war, wie selbst Mahr es noch nie gesehen, wehte im ewigen Odilienberger Wind wirr um seine helle Stirn.

Peter Wolff stand mit beiden Füßen fest auf der wohlgerundeten Erde. Er hatte einen festen, sogar etwas zu kurzen Unterkörper, gesunde Schenkel, starkknochige Hände und Arme, die ordentlich zupacken konnten. Sein kastanienbraunes Haar fiel leicht gewellt in die Stirn; er warf es häufig auf nette Weise zurück, auch wenn es gar nicht nötig war. Er wußte, was ihm stand. Seine Augen, die wohl braun waren und sehr lustig, schimmerten oft in einem tiefen Grün. Mahr nannte sie dann die beiden Waldteiche, denn abseits von Odilienberg befanden sich im tiefen Hochwald zwei winzige Teiche, die von grünen Algen dicht überwachsen waren.

Auch Peter Wolff war ein schöner Mensch, selbstverständliche Voraussetzung, um Manfred Mahr nahezustehen, aber seine Schönheit war irdisch und verständlich, eine gesunde Jungenschönheit, die sich später verlieren würde, wenn erst das Leben an ihn herankam. Es war durchaus vorstellbar, wie Peter aussehen würde, mit Zwanzig, mit Vierzig, als Student, als Ingenieur, als Ehegatte und Familienvater: immer hübsch adrett, korrekt und anständig, ein wenig banal und breit vielleicht. Olaf hingegen war als Mann nicht zu denken. Würde er je älter werden, je die Kunst des Erwachsenwerdens meistern? Solche Männer gab es nicht. Sie liefen nicht herum und rasierten sich und rauchten Zigarren und füllten Stimmzettel aus.

Peter Wolff war der typische Odilienberger. Von Anfang an, seit Sexta, hatte er sich für alles begeistert, was hier geschah, die besonderen Ehrbegriffe dieser Jugend, ihr Anstand, ihre Lauterkeit, ihre Selbstzucht waren seiner Art gemäß. Es fiel ihm nicht schwer und kostete ihn keine Überwindung, da mitzutun. Erst in Quarta aber war er Manfred Mahr aufgefallen, bis dahin hatte er bei verschiedenen Kameradschaften hospitiert, überall beliebt,

aber nirgends heimisch. Nun zog ihn Mahr in seinen Kreis. Peter, anfangs scheu gegenüber dem geliebten und gehaßten Gründer, blühte bald auf. Seine bisher blinde und kindliche Begeisterung für das Odilienberger Leben bekam plötzlich Sinn, er fand Aufgaben, Ziele, Inhalte, überschaute jetzt das Ganze, die Sendung, das Besondere, Einmalige und Gewagte der Gründung, der Sinn dieser Insel mitten im Schlammstrom der Zeit ging ihm in der Nähe dessen, der alles erdacht und geschaffen, in mitreißender Weise auf. In Untertertia schon durfte Peter Wolff als Typ des Odilienbergers, wie er sein sollte, wie er theoretisch gedacht war, gelten. Er wurde in den Schülerausschuß gewählt und als Unterführer einer Gruppe der „Kleinen" bestimmt. Man entsandte ihn auf Jugendtagungen ins Reich als Vertreter der Schulgemeinde. Kamen offizielle Gäste nach Odilienberg, Minister, Journalisten, Künstler, ausländische Studiengesellschaften, so gehörte Peter Wolff zu denen, die Odilienberg repräsentierten. Er tat es, immer liebenswürdig, korrekt, selbstbewußt und doch ohne Rechthaberei und dummen Hochmut. Ob es sich um Zimmerauskehren oder um den Beweis des pythagoreischen Lehrsatzes handelte, ob es galt, einen gepfefferten Brief an die Führerschaft des Gaues „Nordharz"' der „Neuen Freischar" zu richten oder den Quintaner X wegen fortgesetzter Benutzung des Mädchen-WCs streng zu verwarnen — stets war Peter Wolff ganz bei der Sache, machte nicht viel Federlesens, steckte voller Einfälle, denen sofort kräftig die Ausführung folgte.

Olaf v. Beek wurde still und eisig vor so viel gesunder Kraft. Da konnte er nicht mit. Aber er mochte den um ein Jahr Älteren gut leiden, sie ergänzten sich aufs trefflichste, es war nichts von Neid und Eifersucht bei den Knaben, sie kannten die hohe Verpflichtung, die ihnen aus dem Erwähltsein durch Mahr erwuchs, sie liebten beide diesen einen Menschen. Nichts verbindet tiefer und blei-

bender, selbst widerstrebende Jugend, als die gemeinsame Liebe zu einem verehrten, umkämpften Führer.

Sie hatten die Höhen von Fiesole erreicht. Es war nun plötzlich völlig dunkel geworden. Über den Tälern stand schwarz und dick die Nacht. Das Licht ihrer kleinen elektrischen Lampen an den Rädern leuchtete überstark, sie stellten den Dynamo ab und glitten auf ebener Straße, eingehüllt in stille Dunkelheit, lautlos weiter. Der Duft aus den Gärten und Weinbergen war schwer und verwirrend. Sie atmeten tief; es war, als tränke man einen Becher Weines.

Mahr fuhr jetzt in der Mitte. Die Knaben hatten ihre freien Arme von rechts und links auf seine Schultern gelegt, ihre Hände trafen sich hinter des Mannes Nacken, Peters breite Pranke umschloß warm und schützend Olafs kalte Hand. So schwebten sie, verschränkt, verbunden durch den Strom des Blutes — traumhafte Fahrt zwischen all dem Duft und Dunkel.

Die Lichter der Stadt in der Tiefe tauchten auf und verschwanden je nach der Krümmung des Weges. An den Berghängen leuchteten kleine Sterne, überall ringsum: die Lichter in den Gehöften. Ein Hund schlug in der Ferne an, tief und drohend. Ein kleines, helles Keifen antwortete. Das Zwiegekläff dauerte eine Weile an, dann verstummte es. Stille stand wieder da. In manchem Weinberg wurde noch gearbeitet, Gesang tönte herüber, traurig und müde ...

Das war der Süden. Mahr kannte das alles aus tausend früheren Tagen. Immer wieder war es das gleiche: Duft aus den Gärten, weite Höhen, Hundegebell und ferner, trauriger Gesang. Das alles blieb. Die süße Banalität des Lebens blieb, was auch sonst geschah. Es war das Glück, das blieb. Das kampflose Glück, lässig, einschläfernd.

Grenzenlos verführerisch, sich ihm ganz zu verschreiben. Hierbleiben —! mahnte und rief es in Mahrs Herzen. Nicht mehr zurückkehren zu dieser kummervollen Gründung auf windumbrauster Gebirgshöhe, wo der Feind lauerte, der Haß, der Neid, die Verantwortung! Bestand eine Notwendigkeit, zurückzukehren? Warum blieb er nicht wirklich hier, in geliebtester Landschaft mit diesen beiden, mit Olaf und Peter, ein anderer, Freierer, als droben im zerquälten Norden? War es nicht Aufgabe genug, diese beiden kostbaren Gebilde weiterzubilden, sein Werk zu beenden, die Schöpfung zu vollenden? Denn seine Geschöpfe waren sie beide, nur sein. Was sie waren — sie waren es nur durch ihn, seit ihm, was vorher mit ihnen geschehen, war Dummheit und Stümperei gewesen ...

Mahr sah in diesem Augenblick keine Schwierigkeiten. Man würde ein Haus mieten, für wenig Geld, ein Weinberghaus. Bücher kommen lassen, morgens ein paar Stunden arbeiten, vor allem aber schauen, atmen, trinken — aufs Schauen kam's hier einzig an. Kein Zweifel, daß Olafs neuer Vater, sein Freund Schrader, daß Peters Mutter zustimmen würden. Mochten die dort oben indessen anstellen, was sie wollten, mochte Herr Silberstedt Odilienberg zugrunde richten. Was kam darauf an! Einmal, gegen Abend des Lebens, durfte man an sich selbst denken. Opfer genug waren gebracht, Kampf genug geleistet. Was hatte der Kampf, was hatten die Opfer genutzt? Es war im Grunde alles geblieben wie vorher. Ein paar Schlagworte mehr im Weltbrand dieses verwirrten Jahrhunderts, mißverstanden und falsch angewandt vom allzu braven Durchschnitt der Nachläufer, eine Gründung, umstritten von außen, zerrissen in sich selbst, nur andeutungs- und ahnungsweise das, was der Gründer erträumt und gewollt ... Was blieb zuletzt? Immer nur der Augenblick, der Zauber der Begegnung von Mensch zu Mensch, immer nur das Einzelne, Zufällige, Vorüberhuschende, ein Hände-

druck, ein Blick, ein freies Lachen, ein Senken des Hauptes, der Glanz eines Haares.

Wenig genug. Und doch immer wieder, welch Quelle von Glück!

Da war die Kirche, das Kloster, der viereckig-stille Marktplatz. Sie lösten sich voneinander. Peter stürmte voraus. Er ließ die Laufklingel rattern. Die Stille mußte durchbrochen, das verschlafene Nest geweckt werden, denn e r kam, Peter Wolff, der Odilienberger. Der Markt wurde von ihm in besessenem Tempo dreimal umkurvt, unaufhörlich kreischte die Klingel, Olaf verzog in Schmerz das zarte Gesicht, Mahr gebot lachend Ruhe, Peter landete wieder bei ihnen.

„Bringt Wein und Lichter!" brüllte Peter und warf die Arme hoch in die Luft. Das war von Shakespeare, nicht von ihm selbst. „Nun laßt uns sattsam leben", fügte er hinzu und sprang vom Rad ab. Dies konnte Peter Wolff sein, aber vermutlich war es Walther von der Vogelweide.

Als sie zu dritt im Café an dem kleinen Marmortisch saßen, glühend die Gesichter von so viel Luft und Bewegung — sogar Olafs bleiche Wangen waren von zartem Rot übergossen —, sagte Peter und warf das braune Haar mit gewaltigem Schwung aus der Stirn:

„Was tun sie 'n jetzt zu Haus —?"

Mahr zuckte zusammen. Zu Haus. Das war Odilienberg für Peter, nicht Berlin. Peter dachte an Odilienberg . . .

„Schlafen", sagte Olaf und lächelte hold aus seinen sehr blauen Augen. Er sah Mahr still beobachtend an. Er fühlte, daß Peters Frage den Freund getroffen. Olaf fühlte alles.

„Schlafen?" fragte Peter und sah streng auf die Uhr. „Sonnabend. Neun Uhr fünfundvierzig. Hm — die Kleinen und Mittleren schlafen schon. Die Großen haben noch zehn Minuten Zeit bis zur zweiten Ronde."

„Ich schlaf also schon", sagte Olaf, lehnte den Kopf an Peters Schulter und senkte die langen Wimpern.

„Während ich mir gerade die Zähne putze.“ Peter fletschte gewaltig das vollkommene Gebiß, so daß Olaf erschreckt die Augen wieder aufriß.

Der Kellner schwebte mit Limonaden und Gebäck heran. Peter ließ vom Zähneputzen ab und stürzte sich auf die Kuchen. Während er an einem trockenen, tellergroßen Gebäck würgte, kam es aus dem Gehege seiner Zähne:

„Und Herr Silberstedt veranstaltet bei Tee und Zigaretten mit dem Knaben Sergej Revolution. Diktatur des Proletariats. Enthauptung der Bürger und Aristokraten. Olaflein — eben wirst du um einen Kopf kürzer gemacht... Hörst du's knacken? Deine Körperteile werden morgen einzeln an die Mitglieder der Exekutive zum zweiten Frühstück verteilt.“

Mahr zog Peter lachend am Ohr. „Mein Herr, zügeln Sie Ihre blutige Phantasie.“

Olaf schaute schon wieder fern und unbeteiligt ins Leere. Seine Teller standen unberührt. Erst auf Mahrs Mahnung begann er, mechanisch zu essen.

„Kinder —!“ rief Peter plötzlich und schlug krachend mit der Faust auf den Tisch, daß alles klirrte, „in sechs Tagen sind wir zu Hause. Wie ich mich auf die Rasselbande freue! Weißt du, Manfred, so erschütternd ist Italien nun wirklich nicht! Ganz hübsch — aber nichts für die Dauer — was?“

Er langte nach dem vierten Stück. Olaf sah Mahr unverwandt an.

Der senkte das Haupt. Ihm graute plötzlich. Er wußte nicht, warum.

VIERTES KAPITEL

An der „Wegkreuzung“ stehen zwei Jungen mit einem leeren Handkarren und blinzeln in die Sonne. Es ist sehr

früh noch, kaum sechs, der Wald blinkt und glitzert im Tau, auf den Äckern liegen leichte Nebel.

Plump wie ein Reptil ohne Beine wälzt sich das Postauto aus Beerfelden auf der glatten Staatsstraße erster Ordnung heran. Jetzt kreischen die Bremsen, die Tür öffnet sich, Erhard klettert heraus. Mit einem Sprung folgt ihm Mirjam. Die beiden Odilienberger Jungen reichen den Neuen die Hände. Viel Zeit zu langer Begrüßung ist nicht, denn der Chauffeur ist polternd aufs Dach des Wagens geklettert und wirft Mirjam und Erhard unter brummigem Geschimpf diverse Gepäckstücke ins Gesicht. Aber die Neuen brauchen sich um nichts zu kümmern, die beiden Odilienberger fangen alles mit affenartiger Geschwindigkeit auf, schichten die Koffer geschickt auf den Handkarren, obenauf kommen die Mäntel und Decken zu liegen, und ehe noch das gewaltige Postauto mit dem schlechtgelaunten Chauffeur prustend entbraust, ist man startbereit gegen Odilienberg.

Die Neuen sehen etwas fahl und müde aus nach der langen Nachtfahrt. Aber nun atmen sie befreit die harte klare Luft der Höhe. Wohlwollend und bereit, alles herrlich zu finden, mustern sie die beiden Odilienberger Schüler, die man ihnen entgegenschickt, während der Zug mit dem Handkarren sich langsam auf der schmalen Waldstraße in Bewegung setzt. Es sind zwei große Jungen. Obersekundaner vielleicht, sehr gesund der eine, etwas schmal und verzehrt der andere. Der Breite, Gesunde wird Bob gerufen und hat strohblondes Haar, das ihm wirr und kaum gekämmt tief in die Stirne hängt. Erhard ärgert sich, daß er sich in der Bahn mit vieler Mühe eben noch einen exakten Scheitel geklitscht hat, offenbar sind Scheitel hier nicht hoch im Kurs, denn auch des anderen schwarze Mähne schlappt genial im Winde. Mit einem scheuen Blick auf Mirjam sucht Erhard zu erkunden, wie sie sich zu Bobs Haar einstellen wird, aber zum Glück tut Mir-

jam vorläufig nichts dergleichen. Bobs Gesicht ist übrigens offen und sympathisch, die Gestalt etwas gedrungen, dicke Waden, die noch dazu in dicken Wollstrümpfen stecken, söhnen Erhard etwas mit den Haaren aus. Der andere scheint der Klügere zu sein. Er ist fast häßlich; seine Zähne sind nicht in Ordnung, quer über dem Oberkiefer trägt er eine goldene Brücke, offenbar schämt er sich vor den Neuen dieser Notwendigkeit, denn beim Sprechen gibt er peinlich acht, daß die Oberlippe den Behelf bedecke. Er ist schlank und sehr sehnig, in seinen Augen liegt vieles, worüber nachzudenken sich Erhard für später vornimmt. Beide Jungen tragen nur Hemd und Kniehose mit Ledergürtel; die blaue Odilienberger Mütze, eine Art Baskenkäppi, aber weit im Schnitt, die leicht über das linke Ohr herabzuhängen hat, schwenken sie in der Hand. Erhard kommt sich in seinen neuen Knickerbockern und dem noch ladensteifen Trench, den er Mutt in letzter Stunde abgetrotzt hat, etwas lächerlich vor.

Streit und damit erstes Sichkennenlernen entsteht zunächst über die Frage, wer den Gepäckwagen ziehen solle. Erhard besteht energisch darauf, zumindest mitzuhelfen, aber Bob läßt ihn gar nicht an die Deichsel heran. Mit breiter Mannheimer Mundart und einer schon männlichen Stimme brummt er: „A-usgschlosse; wär noch schenner! Den Neue ziehn mir immer die Koffer nei . . .“ Dazu lacht er ein wenig verlegen und kindlich, beginnt wie ein Roß zu traben, den Kopf zu schütteln, daß die Haare nur so fliegen, und schließlich gar absolut naturgetreu zu wiehern, so daß Mirjam in ihr zwitscherndes Lachen ausbricht und Bob bewundernd anstarrt.

Der andere, Ivo, ist für solche Späße offenbar weniger zu haben. Er hält sich dicht neben Mirjam und erkundigt sich übererregt, fast zitternd, nach ihrem Vater, den zu kennen er natürlich nicht die Ehre habe, den er aber als Dichter über jedes Maß schätze, er wäre geradezu sein

Lieblingsdichter, nur schade, daß er keine Theaterstücke schriebe, denn er, Ivo, würde Schauspieler, jawohl, bei Reinhardt in Berlin, es müsse nur erst noch die Sache mit den Zähnen in Ordnung sein, dann ginge er sofort zu Reinhardt. Sollte aber Reinhardt sich nicht entschließen können, ihm gleich Hauptrollen zu geben, so würde er nicht lange fackeln, keinesfalls sich mit Chargen begnügen, sondern selbst Dichter werden. Er „verhandele" schon mit mehreren großen Verlegern ... Ivo will noch mehr sagen, vor allem über die Verhandlungen, aber Bob bricht, als er das Wort „verhandeln" hört, in schallendes Gelächter aus und beginnt aufs neue pferdgerecht zu wiehern ...

Mirjam gibt vorsichtig mit zwitscherndem Stimmchen über den Vater Auskunft. Es scheint ihr seltsam, daß hier oben, mitten im Wald, ein fremder Junge so viel von ihrem Vater weiß, mehr als sie selbst, über seine Werke, die sie noch nicht einmal alle gelesen hat, weil es doch ihr eigener Vater ist, den sie so sehr liebt, in persona, in natura gleichsam, sein Gesicht, seine Hände, seine große Nase, seine wunderbaren Augen. Ivo aber kennt und weiß alles, kein Satz, der nicht ein Zitat aus den Werken seines Lieblingsdichters enthält. Erhard findet das ärmlich und überflüssig, im stillen aber bewundert er Ivo.

Die Sonne liegt jetzt hell auf dem Weg, der aus dem dunklen Hochwald herausgetreten ist und durch niedrige Schonung leicht bergab führt. Die Neuen können sich nicht genugtun, zu atmen; sie erinnern sich nicht, je so deutlich Wald gerochen zu haben. Das Gespräch stockt. Es ist nicht leicht, Stoff zum Reden zu finden, man kennt sich nicht, weiß nichts voneinander. Fragen wollen die Neuen nicht allzuviel, sie hätten ja gern schon jetzt allerhand gewußt über das Leben hier oben, über Schule, Pauker und Tageslauf, aber Bob und Ivo scheinen ungern Auskunft zu geben, es kommt ihnen alles so selbstverständlich vor, sie leben ja hier seit Jahr und Tag, sie

finden es offenbar überflüssig, erst lang zu erklären, man wird ja sehen, nur Geduld.

Eher, als sie gedacht, sind sie an der Waldecke und sehen Odilienberg vor sich. Sie bleiben stehen; der Anblick ist zu überraschend, man muß es in Ruhe studieren.

Auch Bob hält seinen Karren an und spuckt in die Hände, ohne die Schule eines Blickes zu würdigen.

Die Neuen stehen zunächst hilflos vor dem Ganzen. Alles ist sehr verwirrend. Mirjam findet sich schneller hinein als Erhard, der sich in den ersten Tagen wie Napoleon auf St. Helena vorkommt und dies auch äußert.

Mit den Zimmern haben sie es nicht übel getroffen. Mirjam teilt mit Monika v. Tremplin im Herrenhaus ein Dachzimmerchen nach Süden, es geht auf die Rehwiese, im Hintergrund stehen blau und duftig die Berge. Erhard ist im Schulhaus untergebracht, im zweiten Stock, nach hinten, nach dem „Horizont" zu. Der Horizont ist offenbar etwas sehr Wichtiges in Odilienberg. Man spricht viel von ihm „Gehen wir nochmal übern Horizont?" heißt es. Oder: „Sergej und Monika sind gestern auf dem Horizont gewesen." Auch Lehrer hört man sagen: „Wollen wir das lieber auf dem Horizont besprechen."

Von seinen beiden kleinen Fenstern aus sieht Erhard den Horizont; das heißt, den Horizontweg selbst kann man vom Schulhaus aus nicht sehen, darin besteht offenbar ein Teil seines Wertes. Es handelt sich einfach um einen Acker, der hinter dem Haus sanft und gleichmäßig ansteigt und nach hundert oder zweihundert Metern Erhöhung eben wird. Von unten gesehen, von den Fenstern des Schulhauses aus, endet der Acker also im Nichts, im Himmel — in diesen Vorfrühlingstagen steht er als schwarze, klare Linie vor dem blaßblauen, wolkenlosen Himmel.

Da Erhard durch Gottes und Herrn Linkertmayers Güte Untersekundaner ist, hat er nach dem Prospekt Anspruch auf ein Zimmer zu dreien. Erst den Oberklassen stehen Zweierzimmer zur Verfügung. Vor dem Abitur hausen die Herren im „Kloster" sogar allein. Seine Kameraden sind Ivo Bernhardi und der kleine blauäugige Russe Ilja Stavrogin. Erhard sollte zuerst im Forsthaus-Neubau untergebracht werden, aber auf besondere Bitte von Ivo bekam er das dritte Bett in „Donner und Doria". Warum dies Zimmer „Donner und Doria" heißt, das nebenan „Himmel und Hölle" und das jenseits des Ganges „Schweinekofen", weiß natürlich kein Mensch. „So lautet die Überlieferung, denn also steht es geschrieben", bedeutet ihm Ivo dunkel und schön mit seiner besten Schauspielermimik, damit muß sich Erhard begnügen. Ivo ist glücklich, den Bekannten seines Lieblingsdichters im Zimmer zu haben. Er interviewt ihn jeden Abend vor dem Einschlafen. Erhard muß dann erzählen, auf was für Papier der Dichter schreibt, wieviel Seiten am Tag, ob mit Füllfeder oder mit Halter und ob er w i r k l i c h ein Linienblatt unterlegt ...

Man hat nicht viel in Odilienberg, was einem gehört. Erhard ist ein wenig unglücklich darüber. Man kann nie allein sein. Er war gern und viel allein — früher. Man kann sich nicht zurückziehen; in den Wald höchstens, der ist weit und dunkel, da begegnet man keinem. In seinem Zimmer gehört ihm nur sein Bett und sein Tisch, auf dem Gang der Schrankkasten 57 für Wäsche und Anzüge. Er kann nicht mehr verlangen, er weiß es, aber es ist wenig. Ivo und Ilja sind tagsüber so nah bei ihm, ihre Arbeitstische stehen alle drei vor der Fensterfront, die Betten, am Tag in Couchs verwandelt, stehen im dunkleren Hintergrund rechtwinklig zueinander an den drei übrigen Wänden. Ein dreieckiger Beleuchtungskörper aus Pappe, von einem früheren Zimmerbewohner im Bauhausstil gearbeitet und zurückgelassen, gibt abends angenehmes Licht.

Erhard weiß vorerst nicht recht, wo er eigentlich hingehört. Mirjam weiß es auch nicht, aber ihr Interesse und ihre Neugierde sind so groß, daß sie zunächst genug zu tun hat, um alles kennenzulernen und zu erfahren, sie kommt gar nicht zum Nachdenken. Sie weiß schon am Ende der ersten Woche allerhand; ein wenig ist sie schon eingedrungen in das Geheimnis Odilienbergs, obwohl es deutlich ist, daß man viele Wochen brauchen wird, um alles zu verstehen, was hier auf der Oberfläche und unter der Oberfläche vor sich geht. Erhard ist zu scheu zum Fragen; was er weiß, weiß er durch Mirjam, von selbst erzählt ihm keiner etwas, allen scheint alles so selbstverständlich, sie sprechen fast eine eigene Sprache, lauter Fachausdrücke, Abkürzungen und Deckworte, die kein Mensch versteht.

Silberstedt haben die Neuen noch gar nicht zu Gesicht bekommen; am Tag ihrer Ankunft war er gerade abgefahren, zu Besprechungen mit der Regierung. Es handle sich um wichtige Dinge, wird gemunkelt. Einige sagen, Silberstedt drohe mit Weggang, wenn Mahrs „Kompetenzen" nicht „schärfer umgrenzt" würden. Niemand kann sich darunter etwas vorstellen, vor allem für die Neuen sind das böhmische Dörfer, es ist ihnen auch völlig egal. Silberstedt wird Ende der Woche aus der Hauptstadt zurückerwartet. Der stellvertretende pädagogische Leiter, Herr Dr. Max Sonnenschein, ein kleiner, runder Herr, der seinem Namen Ehre macht, hat die Neuen empfangen und in kurzer Unterredung eingewiesen. Es geht hierbei so formlos wie möglich zu. Die Schülerschaft soll kaum merken, wenn Neue kommen, die Eingliederung hat still und ohne jedes Aufsehen zu erfolgen, kein Vorstellen bei den Lehrern, keine feierliche Begrüßung bei Tisch. Der Stundenplan für Obersekunda ist an der Klassentür angeschlagen — man möge sich bitte selbst orientieren ...

Bei den Mahlzeiten sitzen die Neuen bis zur Wahl der Kameradschaft am Tisch des pädagogischen Leiters, am

unteren Ende. Während der Abwesenheit Silberstedts präsidiert Sonnenschein mild lächelnd der Tafel. So sind Mirjam und Erhard wenigstens beim Essen nicht getrennt. Aber auf der anderen Seite von Mirjam sitzt Sergej, Silberstedts Vertrauter, er mokiert sich gräßlich über Mirjams Papa, den „bürgerlichen Villenpoeten in Schlafrock und Filzpantoffeln"; Erhard hört es und möchte dem widerlichen Affen am liebsten gleich rechts und links ein paar herunterhauen; ein Glück, daß Ivo nicht in der Nähe ist, es gäbe Mord und Totschlag. Unfaßlicherweise aber scheint Mirjam diese Art zu imponieren, sie widerspricht kaum, lacht ab und zu ihr zwitscherndes Lachen und verabredet mit Sergej einen Teebesuch, um die Herstellung russischen Tees zu erlernen.

Tagsüber sieht Erhard Mirjam kaum. Auch das verdrießt ihn. Die Mädchen stecken viel in ihrem Herrenhaus beieinander. Vormittags ist Schule, da kann von einer vernünftigen Unterhaltung keine Rede sein, überdies sitzt Mirjam schräg vor ihm in drei Meter Entfernung. Beim Sport nach Tisch drückt sich Mirjam nach Möglichkeit, sie ist nur für Tennis zu haben, aber der Platz ist noch unbenützbar, vor Pfingsten kann man hier oben nicht daran denken. Die Jungen spielen Hockey und Fußball, Erhard hat sich zur Hockeyanfängermannschaft gemeldet, aber es fehlen ihm noch die rechten Stiefel, er muß sie sich erst unten in Beerfelden besorgen. Nach dem Sport ist Arbeitszeit auf dem Zimmer, dann „Stille Stunde", wo Besuche verboten sind, es bleibt also nur die Zeit nach dem Abendbrot zum Zusammensein, ein knappes Stündchen, denn von neun Uhr an dürfen die Jungen das Herrenhaus nicht mehr betreten.

Das Idyll läßt also vorläufig zu wünschen übrig ... Ist man dazu nach Odilienberg gegangen, um sich weniger allein zu haben als zu Haus —? Das Schlimmste ist, daß sich Mirjam gar nicht so viel aus diesen Übelständen zu

machen scheint. Sie ist schon sehr beliebt in Odilienberg, die kleine Mirjam. Man schätzt hier Klugheit, Geist, Lebendigkeit. Ihr Witz läßt nichts zu wünschen übrig. Daß sie von Haus aus erfinderisch ist im Prägen neuer witziger Worte und Umkehrungen, kommt ihr zustatten, sie erfaßt alles unglaublich schnell. Wo sich Mirjam blikken läßt, ist sie sofort von einem Kreis Jungens umringt; die Mädchen tun ihr weniger nach, ja, sie hat sogar schon einige richtige Feindinnen. Neben Sergej wimmelt Bob, der gute, dicke Bob aus Mannheim, viel um sie herum; auch ein anderer großer Jüngling, Primaner offenbar, der Bubi gerufen wird und ölig vornehm tut, scheint nicht ungefährlich zu sein. Nur über Ivo kann Erhard beruhigt sein. Sein Interesse an Mirjam ist erloschen, seit er jederzeit von Erhard abends vor dem Einschlafen alle Details aus dem Tageslauf seines Lieblingsdichters erfahren kann.

Glück in der Misere bedeutet es für den Schüler Erhard, daß der Unterricht in Odilienberg keinerlei Schwierigkeiten zu bieten scheint. Etwas lächerlich kommt ihm der Schulbetrieb hier oben schon vor, nach dem Drill bei Herrn Linkertmayer und Genossen. In Odilienberg geht es äußerst behaglich zu. Jeder redet, wenn er mag; keiner steht auf, wenn er gefragt wird; man kann brav und gesammelt auf seinem Platz sitzen, aber auch, wenn man sich ein Weilchen der Länge nach auf die Bank legt, hat niemand etwas einzuwenden. Eine Unterhaltung mit dem Nachbar zieht nicht Eintrag ins Klassenbuch nach sich; wird es gar zu laut, so bittet der Pädagog höflich und ernst um etwas mehr Ruhe. Bücher sind kaum vonnöten; wenn jeder Dritte, Vierte eins hat, genügt es. Sein Aufgabenkalender mutet Erhard jetzt komisch genug an; man hat ihn ausgelacht deswegen, es gibt hier nichts, was einzutragen nötig wäre. In der Arbeitsstunde am Spätnachmittag wird allerlei gearbeitet, aber es sind keine bestimmten Aufgaben. Jeder weiß selbst, was ihm fehlt, was er

nicht kann. Das zu zeigen ist eine der Hauptaufgaben des Unterrichts.

Seltsam ist dieses neue und zunächst verwirrende Fehlen jedes Zwanges. Erhard bedenkt, daß es eigentlich recht bequem war, ewig gezwungen zu werden, ewig Strafen zu fürchten und Krache und Blamagen. Dies hier ist weit schwieriger. Man kann leicht verkommen und verludern dabei — so ganz einfach ist es nicht, mit Fünfzehn, Sechzehn sich selbst fest in der Hand zu haben. Aber die anderen können es. Keiner bummelt, alle nutzen ihre Zeit aus, alle sind tätig in jeder Minute des lebendigen Tages. Erstaunlich, wie die Klasse im Unterricht mitgeht. Erhard kommt aus dem Staunen nicht heraus. Obwohl nichts verboten ist, geht doch alles wie am Schnürchen. Keinem fällt es ein, später zu kommen; es lohnt sich nicht, mitten im Unterricht zehn Minuten gelangweilt auf den leeren Korridoren zu promenieren, was doch zu Haus so überaus kühn und verlockend war, es hat keinen Sinn, die Beine n i c h t unter die Bank zu stellen, denn niemand meckert sein „Vischer, anständig hinsetzen!" Ja — auch zu dösen im Unterricht, kunstvoll Mirjams Namen in die Bank zu schnitzen, aus Radiergummi und Spucke kleine Kügelchen zu drehen und damit Tischtennis zu veranstalten — all das entbehrt plötzlich des Reizes. Viel netter und interessanter ist es, auf das zu hören, was die Leute sagen, denn die Pauker hier sind alle recht gescheite Herren, sie wissen eine Unmenge, nicht immer nur das, was gerade „dran" ist, sie haben Reserven, von denen man zunächst gar nichts merkt, sie kommen scheinbar unvorbereitet herein, ohne Buch, ohne Papier, beginnen zu plaudern, eröffnen ein Gespräch, eine Diskussion, einen lustigen Schwatz, je nach Stoff und Laune, keiner doziert und salbadert, man hört ihnen gern zu — vor allem aber fragen sie nicht so plump und peinlich in die schadenfrohe Klassenstille hinein, daß dem wieder einmal blamierten Schüler Vischer

das Herz stehenbleibt und die Gedärme im Leib rumoren ... Um die Wahrheit zu sagen: Erhard freut sich jeden Abend im Bett auf die Schule am nächsten Morgen. Grotesker Zustand, aber nicht zu leugnen! Es kann ihm nichts, nichts mehr passieren. Es kann höchstens mal etwas zu schwierig werden; fast immer aber ist es interessant. Und schließlich, wird es gar zu gelehrt und dunkel — dann kann man immer noch Mirjams größeres Ohr studieren. Also nichts mehr von Grauen und Zähneklappern. Herrn Linkertmayers breite Fresse hat nichts Drohendes mehr. Erhard streckt ihm zuweilen abends, im Dunkel von „Donner und Doria", die Zunge heraus, so lang es geht, bis es ein ächzendes Geräusch gibt und er sich fast verschluckt. Dann fragt Ivo, der einen wechselvollen Schlaf hat, aus seinem Bett herüber, obwohl man sich längst zum letztenmal gute Nacht gesagt hat:

„Du — glaubst du, daß ich mal prominent werde —?"

Erhard antwortet nicht; er weiß, daß es endlos dauert, wenn Ivo auf seine Prominenz zu sprechen kommt.

„Du — Erhard", flüstert Ivo heiß und wälzt sich in den Kissen, „du, wenn erst mal im Acht-Uhr-Abendblatt steht: Der bekannte Schauspieler Ivo Bernhardi wurde soeben unter glänzenden Bedingungen an die Reinhardt-Bühnen engagiert ... Du, Erhard — ich denke, du bist wach ... Red doch was, Mensch!"

Aber Erhard bleibt standhaft. Er will schlafen. Wenn Ivo engagiert ist, ist immer noch Zeit. So hört er im Hinüberdämmern zum Klappern der Schindeln Ivos Stimme, durch die Zahnregulierung arg behindert, ins Dunkel leiern: „Ivo Bernhardi wurde soeben unter glänzenden Bedingungen ..."

Von sechs bis sieben, vor dem Abendbrot, ist „Stille Stunde" in Odilienberg. In der stillen Stunde kann jeder

machen, was er will, nur still hat er zu sein. Sport darf um diese Zeit nicht getrieben werden, auch Klaviergehämmer ist verpönt, keine Theaterproben finden statt, keine gemeinsamen Spiele, vor allem Besuche in den Zimmern und Grammophonspielen ist zu unterlassen. Totenstille herrscht von sechs bis sieben in den Häusern. Nur die Schindeln klappern. Man könnte meinen, Odilienberg sei ein Trappistenkloster.

Erhard sitzt allein in seinem Zimmer. Ivo und Ilja sind weggegangen, übern Horizont wahrscheinlich, oder tiefer in den Wald hinein. Erhard versteht nicht ganz, was mit Ivo los ist. Er sei ein Künstler, sagt er, und Künstler seien anders als Bürger, sagt er. Es wird wohl so sein. Nur soviel steht fest, daß dem Ivo Mirjam und alle Mädchen der Welt völlig schnuppe sind. In diesem Punkt kann Erhard außer Sorge sein.

Erhard hält die stille Stunde streng und gewissenhaft ein. Es ist eine wundervolle Einrichtung, man sagt, Silberstedt habe das vor noch gar nicht so langer Zeit eingeführt. Der ganze Tag ist so laut und wild zwischen hundertfünfzig Leuten — diese eine Stunde völliger Stille tut gut. Da glättet sich alles, man vergißt den kleinen Ärger des Tages, der Abend ist da, voller Friede — die Nacht, der Schlaf, das Versinken.

Erhard hockt auf dem Fensterbrett und sieht zum Horizont hinauf. Der Acker ist jetzt nicht mehr so schwarz und kahl wie am ersten Tag, ein leichter grüner Schimmer ist darüber hingebreitet. Es riecht schwer nach Wald und Erde. Der starke Duft liegt auch im Zimmer, die Fenster sind in Odilienberg Tag und Nacht offen, richtige Odilienberger haben im Sommerhalbjahr ihre Fenster überhaupt ausgehängt und ins Magazin eingestellt. Erhard ist kein richtiger Odilienberger, vorläufig. Kann man es in sechs Tagen werden? Sechs Tage ... Das ist doch gar nichts. Er wird vier Jahre hierbleiben, bis zum Abitur,

was sind da sechs Tage! Ihm scheint es aber eine Ewigkeit her zu sein, daß er zum letztenmal Autos gesehen und Trams und Lichtreklamen und den ernst lächelnden Professor im Sportpelz und Mutt mit dem Ekel am nebligen Bahnsteig ... Er hat keine Sehnsucht nach alledem, gewiß nicht, schöner als hier kann er's ja nirgends haben: ohne Sorgen, unter vernünftigen Menschen, Mirjam in der Nähe und „das gesunde Leben in freier Natur", wie der Prospekt sagt. Er hat kein Heimweh, lächerlich, aber er ist doch traurig und müde, wie nie vorher in seinem Leben. Die Glieder sind ihm schwer, die Gelenke schmerzen, vielleicht vom Waldlauf am Morgen, an den er noch nicht gewöhnt ist. Er hat keine Lust zu lesen, aber auch draußen herumzulaufen ist sinnlos, mit Mirjam zu plaudern ist schwierig und mühsam neuerdings, sie erzählt viel Klatsch von Odilienberg, sie lebt so schnell und intensiv, die kleine Mirjam, ist so viel schneller und klüger im Erfassen alles Neuen, mittendrin steht sie schon im Odilienberger Leben, während er noch draußen steht, vor dem Tor gewissermaßen, er könnte hineingehen, niemand wehrt es ihm, es ist nur ein einziger Schritt, aber er hat keine Kraft, die Klinke aufzudrücken.

Es klopft. Erhard fährt zusammen, er erschrickt in letzter Zeit so viel. Er ruft. „Herein." Der draußen wartet auf das Herein, erst jetzt öffnet sich die Tür. Im Halbdunkel erkennt Erhard einen Erwachsenen. Er weiß nicht, wer das ist. Ein Lehrer? Ein großer Schüler? Er kennt noch kaum die Hälfte aller Kameraden.

Sie geben sich die Hände. Erhard fühlt eine schmale, etwas feuchte Hand; ein schwarzer, brennender Blick ist auf ihn gerichtet. Der andere dreht das Licht an.

„Silberstedt", stellt er sich vor. „Bitte nehmen Sie Platz, Vischer."

Sie sitzen nebeneinander auf Erhards Sofabett.

„Sie sind seit Montag hier?"

„Jawohl."

„Untersekunda?"

„Ja."

„Von München, Ludwigsgymnasium?"

„Hm."

Pause. Seltsame Art der Befragung, denkt Erhard. Fast wie Staatspenne. Herrn Linkertmayers erfreuliches Gesicht schiebt sich zwischen ihn und Silberstedt.

„Eingelebt?"

„Danke."

„Danke, ja — oder danke, nein?"

„Danke, ja . . ."

Erhards Augen blitzen böse, sein Mund schiebt sich nach vorn. So war es früher, zu Haus, wenn er mit dem Ekel stritt.

„In welchen Fächern fühlen Sie sich schwach?" fragt Herr Silberstedt weiter.

„Mathematik und Englisch."

„Das kommt vom humanistischen Gymnasium. Dafür können Sie vermutlich die Säulen des Forums auswendig?"

„Auch das nicht."

„Wie?"

„Auch die kann ich nicht auswendig."

Silberstedt senkt den Blick. Erhard hat das Gefühl, als starrten die schwarzen Augen auf seine bloßen Knie, aber Silberstedt besieht wohl nur seine Nägel.

„Wenn Sie Privatstunden benötigen, melden Sie das im Büro bei Herrn Buchhalter Knopf."

Wieder eine endlose Pause. Silberstedts Blick liegt jetzt voll auf ihm. Wie lange wird das Examen noch dauern? Erhards Zehen verkrampfen sich in den Sandalen.

„Wie alt?" geht es wieder los.

„Fast sechzehn."

„Schön."

„Wie?"

„Schön. Gut, sagte ich." Um Silberstedts Mund steht ein Lächeln. Erhard fühlt, wie er langsam rot wird. Es verwirrt ihn noch mehr.

„Haben Sie sich schon eine Kameradschaft gewählt, Vischer?" Silberstedts Stimme klingt plötzlich anders, nicht mehr ganz so ekelhaft wie bisher.

„Nein."

„Sie wissen, daß Sie noch drei Wochen Zeit haben?"

„Ja."

„Diese Wahl ist wichtig. Hier entscheidet sich alles. Bedenken Sie sich gut."

Der Mann steht auf. Auch Erhard schnellt hoch. Sie sind fast gleich groß. Mickriges Herrchen, denkt Erhard, den könnte man doch zusammendrücken wie Pappe. Aber die Augen, die Augen ...

Jetzt legt ihm Wenzel Silberstedt die Hand auf die Schulter. Durch das Sporthemd fühlt er die kalte feuchte Hand.

„Noch eins, Erhard — vergiß alles, was hinter dir liegt. A l l e s. Hörst du? Nicht halb noch draußen sein. Odilienberg verlangt den ganzen Menschen. Ganz oder gar nicht. Sonst geht's schief. Schiefgehen ist ekelhaft."

Erhard wird immer verwirrter. Wie seltsam Silberstedt plötzlich spricht! Gibt es zwei Silberstedt? Aber schon redet der weiter.

„Die ersten sechs Wochen sind unangenehm. Du mußt sie überstehen. Viel allein sein. Dich erst mal finden. In die Wälder gehen, allein, stundenlang. In dich hineinsteigen. Ihr lebt ja alle wie blind vor euch hin, draußen. Dann wird's hier immer leichter. Schließlich geht's von selbst."

Er reicht ihm die Hand. Erhard macht einen höflichen Diener. Silberstedt lächelt. Schon an der Tür, wendet er sich noch einmal um:

„Dr. Mahr trifft heute mit seiner Kameradschaft aus

Italien ein. Es ist üblich, daß die neuen Schüler ihm einen Besuch machen. Am besten treffen Sie ihn vor Tisch in seinem Arbeitszimmer, Kloster, zweiter Stock. — Guten Abend."

Die Tür klappt zu. Erhard löscht schnell das Licht. Es ist jetzt völlig dunkel. Er setzt sich auf den Bettrand, legt den Kopf auf die Knie und weiß absolut nicht, warum er plötzlich heulen muß.

Nach dem Abendbrot — es gab Wiener Würstchen, Kartoffelsalat sowie einen Leichenfingerkäse für jeden — gehen Mirjam und Erhard zum erstenmal allein übern Horizont. Erhard ist wieder leidlich in Ordnung, er hat Mirjam nichts weiter gesagt — was versteht so ein Mädchen von seinen Sachen, nur daß Silberstedt in der stillen Stunde bei ihm auf dem Zimmer war. Bei Mirjam war er übrigens auch; er hat offenbar nach seiner Rückkehr einen Rundgang bei den Neuen gemacht. Das Gespräch mit Mirjam scheint kurz und unerheblich gewesen zu sein. Mirjam begnügt sich damit, Silberstedt als „reichlich kalten Ehrgeiz" zu bezeichnen. Erhard widerspricht nicht, er hat jetzt keine Lust zu Streit und Debatte, sein Herz ist wund und empfindlich wie ein aufgelaufener Fuß, er weiß nicht, was los ist, aber es tut gut, mit Mirjam übern Horizont zu gehen, allein, nah beieinander, Körper an Körper.

Der Horizont ist heute leer. Acht Uhr fünfzehn wird Musik sein: Bach, Präludium und Fuge in C-Moll; Silberstedt wird spielen. Die Schüler sind in ihren Zimmern geblieben, es lohnt sich nicht, in der kurzen Zeit zwischen Essen und Musik noch zu gehen. Einige sind drüben, auf der anderen Talseite, man hört ihr Lachen und die rauhen Rufe.

Der Mond steht über den Feldern. Es ist der erste ganz klare Abend, meist war Nebel bisher, seit zu Haus haben

sie den Mond nicht mehr gesehen. Wind, unwahrscheinlich mild und lau, weht ihnen entgegen. Erhards Hemd bläht sich, als habe er einen Buckel, Mirjams kurzes Röckchen peitscht gegen die Beine, die Haare flattern, herrlich ist es, so gegen den Wind zu laufen, den warmen Wind warm über dem Körper zu fühlen.

Der Horizontweg führt eben und schnurgerade zwischen den Äckern hin. Rechts und links fällt das Land ab, links unten liegen die Schulgebäude, Erhard erkennt seine beiden Dachfenster, die dreieckige gelbe Lampe brennt, da wird Ivo Bernhardi den Hamlet studieren, es soll seine Antrittsrolle bei Reinhardt werden ... Aber rechts schweift der Blick weit und ungehemmt ins Land. Täler, Bergketten, wieder Täler, wieder Berge, eine Kulisse hinter der anderen, viel Wald, dann wieder kahle Plateaus, wie dies hier, auf dem man haust, nirgends ein Ende, nirgends Flachland, keine Dörfer, keine Gehöfte. Die Kinder hätten nicht gedacht, daß das Gebirge so grenzenlos wäre. Nachts erscheint alles überweit, raumlos fast, der Mond, verschleiert, dehnt und weitet die Landschaft ins Unbegreifbare.

Erhard hält Mirjams Hand. Sie gehen Arm in Arm, aber außerdem hält er die kleine, geliebte Hand. Sie reden nicht viel, auch Mirjam ist still, zum erstenmal sind sie ganz allein in Odilienberg. Mirjam kennt ihren Jungen, sie fühlt, daß nicht alles stimmt mit ihm, er ist nicht so frisch und zufrieden, wie er am Tag vor den anderen tut. Darum hat es keinen Sinn, ihn mit allerhand Odilienberger Neuigkeiten zu unterhalten. Sie wüßte schon wieder eine ganze Menge, es ist nicht ganz leicht, von all den Wichtigkeiten zu schweigen: daß Dr. Mahr mit seiner Kameradschaft, zwei Männeken stark, heut abend aus Italien zurückerwartet wird, daß Silberstedt der Regierung erklärt hat, er bleibe nur noch bis zum Herbst, falls nicht Mahr Odilienberg verlasse, daß Monika v. Tremplin und

Sergej Romantschew sich verkracht haben, Gründe vorläufig noch unbekannt, und daß Sarrasani wegen Altersschwäche demnächst in Beerfelden erschossen werden muß. Aber wozu davon reden? Erhard interessiert das alles ja doch nicht.

Nein, Erhard denkt nicht an Odilienberg. Er denkt an Mirjam, an das Glück, sie zu haben und zu halten, die winzige, weiße und geliebte Hand. Er sieht auf sie herunter, einen Kopf kleiner ist das Mädchen ja zum Glück, trotz all ihrer Gescheitheit, das glatte, kurze schwarze Haar glänzt im Licht des Gestirns, ein süßer Duft entströmt diesem Haar, weiß und zerbrechlich schimmert das kleinere Ohr zu ihm herauf.

Mitten auf dem Weg bleiben sie stehen, gegen den anspringenden Wind gewandt. Was ist mit Mirjam? Ihr Körper bebt. Ihre Augen sprühen Feuer. Ihr winziger Mund ist leicht geöffnet. Jetzt hebt sie sich auf die Fußspitzen, umschlingt mit den Armen den Nacken des Jungen, den samtweichen, zartknochigen Nacken, zieht ihn zu sich herab, tiefer, tiefer, und ehe Erhard weiß, wie ihm geschieht, stürzt ein Berg, ein Meer, ein Sternenhimmel von Küssen auf ihn nieder.

Als sie zurückkommen, hat das Konzert noch nicht begonnen. Obwohl es schon acht Uhr zwanzig ist, kommt aus dem Musiksaal noch Stimmengewirr. Sie treten ein. Der niedrige, dunkelbraun getäfelte Raum ist dicht gedrängt voll Menschen. Rings an der Wand, auf Bänken, sitzen Lehrer und Schüler, Lehrerfrauen und Angestellte durcheinander, wie es gerade kommt. Da die Bänke nicht ausreichen, hocken viele Jungens und Mädels flach auf dem Boden oder liegen auf mitgebrachten Kissen. Auch die Treppenstufen, die zum Eßsaal hinaufführen, sind dicht besetzt.

Nur die Kaminbank, in einer zurückspringenden Ecke, von der aus der Flügel nicht zu sehen ist, ist noch frei. Erhard und Miriam schlängeln sich durch die Liegenden, Sitzenden, Hockenden hindurch zu der Kaminecke und setzen sich dort auf den Boden, mit dem Rücken an den Kamin gelehnt. Von hier aus sehen sie gerade noch den Flügel und sind selbst im Dunkel. Mirjam hat diesen Platz, dessen Qualität wenig bekannt ist, gleich am ersten Tag herausgefunden.

Ein guter warmer Dunst von frischen Menschen liegt im Raum. Erhard ist jetzt sehr glücklich. Die Welt ist wieder in Ordnung, seit sie übern Horizont gegangen sind, er versteht schon nicht mehr, was heut nachmittag mit ihm los war. Silberstedt kann ihm gestohlen bleiben, er beschließt, nicht weiter über ihn nachzudenken — überhaupt das verfluchte Denken — wozu nicht einfach leben und um sich sehen?

Da links vor ihm auf dem Boden liegt der gute dicke Bob. Er hat sich zwei Kissen mitgebracht, denn er ist für Bequemlichkeit, nun liegt er weich und warm wie ein Baby. Seine nackten Schenkel erinnern freilich eher an Boxkampf als an Säuglingspflege, er trägt Hosen, die kaum mehr Hosen zu nennen sind, sie enden einen Viertelmeter über dem Knie. Auch Ivo und Ilja sind nicht weit. Der kleine Ilja hat seinen Lockenkopf in Ivos Schoß gelegt und die blauen Augen geschlossen. Ivo kitzelt ihn mit einer Hühnerfeder an der winzigen Nase. Als Ilja endlich niesen muß, lacht ringsum alles. An der Wand schräg gegenüber sitzt in geschlossener Front die Kameradschaft Silberstedt, ausgenommen natürlich Ilja, der zu Ivo gehört, wie das Kind zur Mutter, Sergej im schwarzen, hochgeschlossenen Russenkittel sieht nicht übel aus. Neben ihm sitzt Monika v. Tremplin mit beleidigtem Gesicht, sie scheinen sich wirklich verkracht zu haben, sie wirkt trotz ihrer Länge zart und zierlich in einem kurzen roten Röck-

chen; da sie die Beine übergeschlagen hat, sieht man ihre blauen Turnhosen, es ist kein Zweifel, daß Bob aus seinem Kissenunterstand die Aussicht bedächtig genießt.

Warum geht es nicht los? Dr. Morgeneier, der mit untergeschlagenen Beinen wie ein Türke in der Nähe sitzt — alle haben ihn gern, weil er leicht und ungefährlich Geographie verzapft und einen so komischen Namen führt —, Dr. Morgeneier sieht streng nach der Uhr. Acht Uhr neunundzwanzig, diese Verspätung ist nicht zu erklären.

„Sollte Dr. Mahr angekommen sein?"

„Natürlich — schon seit 'ner Stunde!" Ulli Pocher, ein schlecht rasierter Primaner aus Berlin in Lumberjack und hellen Knickerbockern, weiß alles. „Flankiert von seinen beiden Trabanten, traf der göttliche Gründer halb acht Uhr auf dem Gelände der F. S. O. ein und hat sich sogleich zwecks Säuberung und Atzungseinnahme in seine Privatgemächer zurückgezogen."

Die Umgebung, die Ulli Pochers bewundernswerter Dialektik gelauscht hat, verzieht feixend die Gesichter. Auch Dr. Morgeneier entschließt sich zu einem kurzen Gewieher, das jedoch ebenso als Hustenreiz gelten kann.

„Ob Dr. Mahr zur Musik kommt?" fragt Erhard etwas schüchtern, man weiß ja nie, was in Odilienberg eine Dummheit ist und was nicht.

„Na, klar wie Mehlsuppe, Mensch. Wenn Sibbi spielt, kommt der schleichende Tiger doch immer. Muß doch nachher was zu mäkeln haben."

„Der edle Knappe Olaf v. Beek harrt bereits vor dem Tor auf seinen Herrn und Gebieter."

„Beek ist noch hochnäsiger geworden, als er vor Ostern war."

„Quatsch, das ist nicht Hochmut — ‚edle Vereinzelung und einsamer Stolz' heißt das."

Auch hiermit erntet Ulli Pocher wieder reichen Beifall. Es sollte ein Zitat aus Mahrs Schriften sein.

„Aberr deshalb kennte Musik doch endlich anspielen." Der kleine Ilja sagt es mit so unbeschreiblich komischem Gesicht, daß alles lachen muß und Ivo Bernhardi, der sich für Iljas Sprachdummheiten verantwortlich fühlt, ihn am Schopf zieht und mit lehrreicher Betonung berichtigt: „An — fangen — zu spie — len."

„Au — du dumpfes Rindschwein", sagt Ilja langsam und singend, was wieder nur ungefähr das ist, was er meint.

Die Tür nach dem Speisesaal öffnet sich. Im selben Augenblick wird es völlig still. Manfred Mahr. Niemand außer den Neuen reckt den Hals, aber alles schweigt. Hinter Mahr im Rahmen der Tür tauchen zwei große Jungen in kurzen weißen Hosen auf, Olaf v. Beek und Peter Wolff. Ohne zu grüßen geht Mahr vorsichtig und gewandt zwischen den auf dem Boden Liegenden und Sitzenden hindurch, quer durch den Saal. Dicht vor Mirjam und Erhard, im rechten Winkel zu ihnen, auf der Ofenbank, von der aus der Flügel nicht sichtbar ist, lassen sie sich nieder.

Jetzt betritt auch Silberstedt den Raum. Er geht, Blick zu Boden, zum Flügel. Seine Lippen sind hart zusammengepreßt; er ist sehr bleich, fast gelb, aber das ist er immer, jetzt, im Licht der Decke, ist es nur stärker sichtbar.

„Bach, Präludium und Fuge in C-Moll, Allegretto", sagt er leise und deutlich in die völlige Stille.

Das Licht verlischt. Nur die Noten sind noch beleuchtet. Im Halbdunkel huscht Sergej neben Silberstedt. Er wendet ihm die Seiten.

Nach einer neuen, endlosen Stille fällt klar und herrlich der erste Ton.

Erhard versteht nicht viel von Musik, aber er liebt sie aus ganzer Seele. Er ist wild und wahllos in seiner Liebe:

Bach und Jack Hylton, Verdi und der Tristan, Am Brunnen vor dem Tore und die Fünfte Bruckners — da gibt es keinen großen Rangunterschied für ihn; er begreift die Leute nicht, die eines immer des andern wegen „ablehnen", den Wald um der Wiese willen, den blühenden Garten der Witwe Schmidt gegen die Glocknergletscher abwägen und sich in Debatten erschöpfen, ob Tannen schöner sind als Birken. Für ihn ist Natur Natur und Musik Musik. Basta. Mutt nennt ihn deswegen einen musikalischen Barbaren.

Vieles kapiert er nicht. Bach zum Beispiel ist ihm auf die Dauer zu langweilig; in der Matthäuspassion bekommt er leicht kalte Füße und Gähnreiz. Heute aber ist es schön und wundersam, diesem Tongefüge namenloser Lauterkeit zu lauschen. Wie ein klares, kühles Bad scheint es Erhard, wie Wasser, das fließt, ohne Ende, herabfällt über Felsen, wild und doch gezähmt, unten am Felsen steht er, der kleine Erhard Vischer, ein Mensch, irgendeiner, über seine nackten Schultern stürzt die kristallne Flut.

Aber er vermag auf die Dauer nicht an die Musik zu denken. Nur fühlen kann er sie, als freundlich-verwandtes Element, nicht ihrem klugen Hin und Zurück, ihrem Auf und Nieder, ihrer Umkehr, Abwandlung und holden Verschlingung mit dem Verstand folgen. Er muß aufschauen, immer wieder, verstohlen, damit es die anderen nicht bemerken, und muß den ansehen, der schräg vor ihm sitzt, über ihm, auf der Kaminbank:

Manfred Mahr.

Im Halbdunkel erkennt er nur undeutlich die Züge. Das fahle Gesicht erscheint jetzt noch fahler, als es sonst sein mag. Die Backenknochen treten stark hervor. Eine große, weiße Stirn wölbt sich über den Augen, die jetzt ganz im Dunkel liegen. Diese Stirn beherrscht das Gesicht. Im Vergleich zu ihr erscheint alles andere klein und unerheblich. Sie ist wie ein Schild, gehämmert, gewellt, in

sich gegliedert und belebt. Der ganze Kopf ist übermäßig lang und schmal. Ein kurzer, weißmelierter Spitzbart zieht alles noch mehr in die Länge. Mahr sitzt mit übergeschlagenen Beinen, er ist sehr schlank, fast mager. Er trägt einen Sportanzug von unauffällig grauer Farbe, keine Knickerbocker, wie alle anderen Lehrer, sondern die altmodischen Breeches, man sagt, er hasse die neue Mode. Vor den Knien liegen seine Hände. Sie sind vom Schein der Klavierlampe beleuchtet, das einzige an der Gestalt, was ganz hell ist. Erhards Blick hängt lange Zeit an diesen Händen. Sie scheinen ihm zwei weiße, wunderbare Tiere, selbständige Lebewesen, die nichts mit dem übrigen zu tun haben. Sie sind ringlos, starkknochig und männlich, die Nägel breit und gut gepflegt. Daß sie gefaltet sind, gibt ihnen etwas Stumm-Verkrampftes, Undurchsichtiges. Erhard möchte, daß er sie öffne, weit und gelöst will er sie sehen, diese Hände, er will sie fassen und halten und über die dünnen hellen Haare hinstreichen, die sie am Rücken bedecken.

Erhard weiß nicht, was das soll. Er fühlt, wie sein Herz weich und wund wird, bewegt in einem nie gekannten Maße angesichts der grauen Gestalt im Halbdunkel der Kaminecke. Manfred Mahr ... sagt er leise vor sich hin, Manfred Mahr ..., seinetwegen hat mich der Jockel verprügelt, seinetwegen hat sich der Herr Erzeuger aufgeregt, seinetwegen bin ich damals abends zu Mirjams Vater gelaufen ... Nun sitzt er vor mir. Ein Mensch namens Manfred Mahr. Es wird mir gesagt, dieser Mensch mit den weißen Händen heiße Mahr, und ich bin bereit, es zu glauben. Was soll das, daß einer einen Namen trägt, ein Schild, eine Erkennungsmarke, und schon das Schild allein, ohne Mensch dahinter, wird belacht und bespien, gerühmt und geliebt —? Auch der Begriff Manfred Mahr hat also Hände, Hände mit Fingern, deren Nägel er beschneiden muß, Hände mit kleinen, hellen Härchen darauf, die elek-

trisch geladen sind, wie ich gelernt habe, die ein wenig elektrischen Strom zu vergeben haben, wenig, kaum der Rede wert. Was mögen diese Hände erlebt, geschaut, gegriffen haben! Was ging an ihnen vorüber, ein Leben lang, und jetzt, jetzt, heute, in dieser einen halben Stunde unter Millionen halben Stunden, sind sie bei mir, bin ich bei ihnen, wir begegnen uns, unter Millionen Händen begegne ich diesen beiden da, nur jetzt, nur heute — schon morgen kann alles wieder anders sein!

Er reißt den Blick weg von den Händen, man kann nicht ewig so starren. Er versucht, auf die Musik zu hören. Silberstedt spielt gut, alles ist still, die kleine schwarze Gestalt vor dem schwarzen Flügel biegt und windet sich wie in schmerzlicher Qual.

Erhard aber muß aufs neue sich Mahr zuwenden. Sein Blick gleitet von den Händen aufwärts, versucht das Halbdunkel zu durchdringen, die Augen zu erkennen, alles kommt auf die Augen an ... Aber sie sind geschlossen. Ja — jetzt sieht er es, daß sie geschlossen sind, groß und weiß haben sich die Lider über sie herabgesenkt. Schlaf ist es; oder der Tod. Tod —? Erhards Herz beginnt wild zu klopfen, Angst würgt ihn, er möchte schreien, aufspringen; Lärm schlagen. Wenn es der Tod wäre, jagt sein Hirn, sie sagen, er sei herzkrank; wenn dieser Mensch da tot wäre, jetzt, heute abend, in dieser Stunde, da er ihn zum erstenmal gesehen ... Wenn die verkrampften Hände vor den Knien sich niemals wieder öffnen würden ... Erhard kennt sich nicht mehr aus. Was ist mit ihm? Wild und ungebärdig springt etwas in ihm auf, vielleicht ist es Liebe, vielleicht ist es Mitleid mit dem grauen, alten Mann. Ist er wahnsinnig? Wer redet von Tod —? Hat er selbst denn noch nie die Augen geschlossen und der Musik gelauscht? Lächerlich. Wer redet von Tod ... Seine Angst fällt zusammen. Mahrs Hände bewegen sich ein wenig. Er lockert die übereinandergeschlagenen Knie;

er verändert die Stellung, aber die Augen bleiben geschlossen.

Erhard sieht um sich. Da sind viele Jungens und Mädels; wirr liegen die nackten Beine übereinander, wie frische Fleischerwürste. Viel lebendiges Leben, nur für eine kurze Spanne zu Stillstand und Schweigen gezwungen. Da hockt ja auch Mirjam noch neben ihm, seine Freundin. Sie sieht ihn nicht an, schaut zum Klavier hin, zu Silberstedt und Sergej, sie lächelt sogar, und Sergej, der gerade nicht umzuwenden braucht, erwidert dieses Lächeln. Erhard bemerkt das, aber es berührt ihn nicht, er macht sich nichts daraus. Vor kaum einer halben Stunde hat er Mirjam draußen im Wind unter dem verschleierten Mond in den Armen gehalten — jetzt ist es ihm gleichgültig, daß sie einen anderen anlächelt ...

Alles ist völlig verändert, seit er Mahr gesehen hat. Es gibt Wichtigeres jetzt auf der Welt als Sergejs und Mirjams Gelächle. Etwas Großes hat sich ereignet. Erhard weiß noch nicht, was es ist, aber er fühlt undeutlich und wunderbar, daß nun alles, alles anders werden wird.

Noch einmal wendet er den Blick zu Mahr. Jetzt sind seine Augen geöffnet, sie sehen ihn an. Aus dem Dunkel bohren sie sich ihm entgegen. Erhard glaubt, sein Herz stehe still.

Manfred Mahr sieht ihn an. Unter Donnergetöse bricht eine Welt in ihm zusammen.

Er senkt den Kopf. Grenzenloses Glück durchströmt ihn. Und wilde, jagende Angst. Glück und Angst, es ist das gleiche. —

Licht sprüht auf. Silberstedt ist zu Ende. Alles erhebt sich, schweigend, stumm. Es gibt keinen Beifall in Odilienberg.

Mahr und die Seinen verlassen als erste den Saal. Eine leere Schicht von Luft ist um sie; man gibt ihnen Bahn, man weicht auseinander. Mahr geht voran, sehr schnell,

sehr schlank und sehnig nimmt er die Stufen zur Tür. Der schleichende Tiger ... Olaf und Peter halten sich dicht bei ihm.

Erhard schaut ihnen nach. Seine Augen umschleiern sich. Alles Glück ist vorbei.

Er rennt hinaus, quer über den Hof, über die Landstraße weg, mitten hinein in den weglosen Wald.

Er stolpert, fällt, springt wieder auf. Harz und Erde kleben an seinen Händen und Knien. Weit drinnen, im Dunkel — kein Laut ist mehr zu hören, kein Licht zu erblicken —, läßt er sich zur Erde fallen, flach auf die nadelharte Erde. Über ihm wiegen sich die Wipfel der Tannen, Sterne blitzen dazwischen, und der blasse Widerschein eines verschwundenen Mondes.

Mahr und die Knaben sind schweigend über den dunklen Hof gegangen, die Treppen des „Klosters" hinauf in die Zimmer Mahrs.

Rechts liegt das Schlafzimmer, in dessen einer Ecke sich auch die winzige Küche befindet; hier kocht Mahr morgens und nachmittags seinen Tee, er liebt es, möglichst wenig Bedienung zu beanspruchen. Links ist das Arbeitszimmer, dazwischen ein schmaler Raum, der früher, als noch Besuche zu Mahr kamen, als Wartezimmer diente. Durch eine Glastür ist das Ganze vom Kloster, in dem die Primaner wohnen, getrennt.

Mahr verschwindet gleich in der Küche, um sich der Kunst des Teebereitens zu widmen, die keiner wie er versteht. Die Jungens gehen indes ins Arbeitszimmer.

Der geräumige, holzgetäfelte Raum hat Fenster nach der Rehwiese und nach dem Gutshof. Er ist dem Sturm besonders ausgesetzt, nirgends in Odilienberg klappern die Schindeln so laut wie hier. Rings an den Wänden stehen in rohgezimmerten Regalen die Bücher. Ein ein-

facher Schreibtisch, gleichfalls von Laienhand, von einem Odilienberger Schüler vor Jahren gefertigt, steht so, daß der Arbeitende den Blick über das Tal, die Kette der Wälder und die nach Süden abfallenden Wiesen hat. Ein Tisch, bedeckt mit vielerlei Broschüren und neuen Büchern, vor allem mit auseinandergefalteten und nicht wieder zusammengelegten Zeitungen der letzten Tage, steht vor dem breiten Sofa, auf dem Mahr viel ruht. An der bücherfreien Wand hängt ein einziges Bild, eine neblige Rhönlandschaft, sehr grau, einsam und verlassen.

Am Südfenster zieht Mahr Geranien. Es sind ein halbes Dutzend Gewächse, denen seine und seiner Freunde aufmerksame Fürsorge gilt. Sie werden viel gegossen und stehen in der vollen Sonne dicht hinter den Scheiben, außerdem holt in jedem Frühjahr einer der Knaben aus Beerfelden eine Tüte „Bienerts extrastarken Kunstdünger". Zu Mahr und der Jungen Kummer wie Erheiterung pflegen die Pflanzen darauf maßlos zu reagieren; subtropisch und fast beängstigend schießen sie ins Kraut, Mahr behauptet, man höre sie, wenn es still im Zimmer sei, förmlich wachsen, aber noch niemals hat eine der Blumen daran gedacht, Anstalten zum Blühen zu treffen.

Olaf wirft sich sogleich der Länge nach aufs Sofa, verschränkt die Arme unter dem Kopf und unterdrückt ein Gähnen.

„Müde — Olaf?" fragt Peter Wolff, der am Schreibtisch die Post sichtet, die für Dr. Mahr in den letzten Tagen, während der Rückreise aus Italien, sich angehäuft hat.

„'s geht", sagt Olaf und zieht die Beine dicht an den Körper, so daß die Knie hoch in die Luft stechen, es ist eine seiner Lieblingsstellungen.

Peter setzt sich zu ihm aufs Sofa, dorthin, wo bisher Olafs ausgestreckte Beine gelegen haben: „Wie findest du, daß Sibbi gespielt hat?"

„Ganz hübsch soweit", sagt Olaf.

„Er sollte Pianist werden."

„Aber in Berlin — nicht hier."

„Natürlich in Berlin, besser noch in Königsberg oder Jerusalem."

„Wo bleibt Manfred?"

„Er brotzelt Tee."

„Fabelhaft. Will uns sicher wieder überraschen. Wir sind natürlich ahnungslos — verstanden, Olaf?"

„Wenn er nur kommt, ehe ich sanft entschlafen bin. So 'ne Bahnfahrt, Personenzug von München, zwölf Stunden Holz-Mitte, ist eigentlich zuviel Askese — was?"

„Holz — Holz!" ruft Peter und gibt Olaf einen sogenannten Stempel, einen Schlag mit der flachen Hand, auf eine möglichst fleischige Körperstelle, bei dem alle fünf Finger „kommen" müssen, andernfalls der Angriff als mißlungen gilt. Olaf ist zu faul, sich zu wehren, er blinzelt nur nach der langsam sich rötenden Stelle seines Schenkels und sagt hochmütig: „Dilettant — der Daumen fehlt ja."

„Holz — ach Gott, nein", ereifert sich Peter weiter. „Der verwöhnte Prinz! Früher gab's wohl Zweiter D-Zug, mit Mama und Gefolge —?"

Olaf lächelt und legt sich noch ein Kissen unter. „Schlafwagen Erster", sagt er. „Und tausend dumme Ermahnungen. — Jetzt ist's schöner!"

„Das weiß der Himmel."

„Ein wahres Glück, daß morgen Sonntag ist", gähnt Olaf schon wieder. „Will i c h pennen —! Bis zum zweiten Frühstück."

„Dann krieg ich dein erstes — was? Habe nämlich Glock acht schon Faustballwettspiel."

„Gegen?"

„Beerfelden Oberreal. Große Affen, aber ganz gut in Form."

„Spielt ihr unten oder bei uns?"

„Unten natürlich. Denkste, die kommen rauf —?"

„Junge, Junge — da heißt's halb sieben raus!"

„Dr. Husman nimmt uns im Auto mit. Zwanzig vor acht geht's los."

„Daß du mich schlafen läßt — Mensch! Zehn Tage red ich kein Wort mit dir . . ."

„Wäre noch nicht das Schlimmste! Aber mal sehen, was sich tun läßt . . ."

Mahr kommt aus der Küche. Sein Gesicht, drüben im Musiksaal, vor den anderen, noch eben kalt, grau, versteinert, ist völlig verwandelt. Er lächelt. Spitzbübisch wie ein Junge lächelt er und summt mit zusammengepreßten Lippen eine Melodie. Seine Augen sprühen. Sie sind graublau, aber sehr lebendig jetzt, die Augen eines alten Forstmannes, der viel auf Anstand gesessen, gewartet und in die Ferne geblickt hat.

Olaf macht gerade wieder „U — aah" und reibt sich seinen Stempel, der inzwischen doch noch gut gekommen ist, auch der Daumen. Mahr setzt sich auf die Lehne des Sofas und fährt Olaf langsam ein paarmal mit der Hand durchs lichte Haar.

„Müde — Olaf?" fragt er. „Gleich gibt's Tee."

„Tee?!"

„Tee?!"

Die Jungens sind völlig überrascht. Olaf setzt sich mit einem Ruck auf, Peter stemmt zwei Stühle mit je einer Hand hoch in die Luft — Zeichen absoluter Zufriedenheit.

„Und Kekse . . ."

Peter kann nicht umhin, vor Mahr eine ganz tiefe Verbeugung zu machen. „Euer Gnaden sind großmütig wie je!"

„Mütiger denn je . . .!" mault Olaf, auf dessen Haupt noch immer Mahrs Hand ruht.

„Nein, kluger Olaf", sagt Mahr, „Peter hat recht wie

immer, Peter irrt nie. Mütig wie je ... In der Schlegel-Tieck-Übersetzung steht's so."

„In meiner nicht ..."

„Das glaub ich gern." Mahr tippt Olaf auf die Nasenspitze und steht auf. „Da die Kameradschaft Mahr infolge der in Odilienberg sich breitmachenden Zivilisationserschlaffung unfähig ist, muß Odilienbergs greiser Gründer selbst den Tee abgießen ..."

„Aber nein, nicht doch, keineswegs, Herr Oberstudienrat —" Peter tut geschäftig und springt wie ein Jagdhund um Mahr herum. Er weiß, daß er mit Oberstudienrat, Studiendirektor und Oberstudiendirektor Mahr noch am ehesten necken kann.

Mahr hat sich denn auch bereits in der erstaunlichsten Weise verändert. Er zieht ein Gesicht, als habe er Zahnschmerzen, Furunkel und Sodbrennen zugleich.

„Wolff — stölln Se sich a 'n Schronk —!" quäkt er in höchsten Tönen. „Dorthin — wo 's Skelett steht. Söhn ihm ohnehin öhnlich genug. Jowohl. Eintrog. Stonde Arrest. Brief an de Frau Motter ..."

Die Jungens brechen in schallendes Gelächter aus. Es gibt für sie nichts Komischeres, als wenn Mahr Pauker nachmacht. Auch Olaf ist vor Spaß wieder ganz wach, sitzt auf der Sofalehne und hält sich den Bauch vor Lachen.

„Von Beek —!" Mahr dreht sich, wie von der Tarantel gestochen, nach ihm um. „Glauben Se jo nich, daß Ihnen Ihr Nome wos hilft, Herr von Beek. Noblesse oblidcht. Jowohl. Eintrog. Stonde Arrest. Von der Benochrichtigung des Ölternhauses sei ausnahmsweise obgesehen. Ihren ohnglöcklichen Herrn Voter wird der Kommer über seinen mißrotenen Sohn noch früh genog treffen. Sötzen Se sich, Sie Ohnhold in Mönschengestolt —!"

Peter hat inzwischen Tee und Tassen herbeigeholt und kommt gerade noch zum „Ohnhold in Mönschengestolt"

zurecht. Beinahe läßt er das Brett fallen. Mahr sitzt mit schiefgelegtem Kopf hinter dem Schreibtisch. Sein Zeigefinger dreht und geistert über seinen eigenen Kopf herum, als bohre er unausgesetzt Löcher in die Luft, die Schultern sind schief verrenkt, der Mund schlaff, als tropfe Geifer daraus hervor — mit solchem Aufwand läßt er den Studienrat X, der vermutlich längst tot und bei seinen Kollegen im Himmel ist, noch einmal lebendig werden.

„Wolff — scheren Se sich raus! Meine Augen wolln Se nich möhr erblicken. Se hoben im Hörbst bei der Antigonö geschlofen. Jowohl. De Folgen wörden Se zu Ostern am eigenen Leibe spören . . ."

Hiermit ist aber auch die Vorstellung für heute beendet. Olaf und Peter wälzen sich prustend, keuchend, stöhnend vor Gelächter auf dem Sofa. Es ist zu fürchten, daß das Bauchfell bei Olaf nicht mehr länger mitmacht. Er hat ernstliche Atemnot, muß die Hand gegen die Hüften stemmen und ein paarmal tief atmen.

Mahr deckt, schon wieder ganz er selbst, sachlich den Teetisch.

„Damit ihr nie vergeßt — wie gut ihr's hier habt . . .", sagt er.

Dann schlürfen sie alle den heißen Tee.

„Wißt ihr übrigens, wo wir jetzt vor einer Woche waren —?" fragt Mahr und sieht Olaf an.

„Nee", sagt Olaf abwesend. „Keinen Dunst."

„In Fiesole, Mensch! Über Firenze, dem klassischen Denkmal der Frührenaissance", rezitiert Peter kauend.

„Gut gebaedekert, Wolff . . ." Mahr blättert in den Briefen, die ihm Peter vorgelegt hat. Er hat keine Lust, sie zu lesen, und legt sie wieder weg.

Eine Weile schweigen sie. Der Wind saust, die Schindeln klappern, der Teekessel summt.

Dann sagt Peter:

„Hast du den Neuen beim Konzert gesehen, Manfred,

den Blonden? Soll aus München sein. Untersekundaner. Netter Kerl anscheinend."

Mahrs Gesicht versteinert sich.

„Abscheuliches Geschöpf", sagt er. „Dumm, hochnäsig, eitel —"

Olaf und Peter sehen sich für den Bruchteil einer Sekunde über den Tassenrand an.

Sie kennen Manfred. Wenn er „abscheuliches Geschöpf" sagt, ist die Sache nicht mehr ganz ungefährlich.

„Es gibt Abscheulichere", sagt Peter trocken und nimmt einen großen Schluck.

Dieser erste Sonntag in Odilienberg ist für den Sekundaner Erhard Vischer schwer und dunkel.

Sonntage überhaupt ... Ruhe und Erholung, selige Entspannung, Festtag nach der Woche grauem Einerlei sollen sie sein, aber sie bestehen für den Schüler meist aus Stumpfsinn, Langerweile, übervollem Magen, gutem Anzug, Montagsangst und Familienspaziergang. Nie überfällt Einsamkeit junge Menschen tiefer und schonungsloser als an den Sonntagen. Nie fühlen sie sich fremder in der Welt, nie qualvoller als Gast und Wildling zwischen all der satten Bravheit und dumpfen Sicherheit der Erwachsenen. Es fehlt das Gewohnte: Schultrott, Unterricht, Kameraden, Pauker, exakte Tageseinteilung; alles ist plötzlich leer, endlos, öde, ohne Sensationen. So war es zu Haus, in der Stadt. Aber den Odilienberger Sonntag hatte sich Erhard anders gedacht. Vielleicht ist er anders, später, wenn man im Strome mitschwimmt — er weiß es nicht.

Der Vormittag besteht aus sinnlosem Herumlungern in Hof, Garten, Korridor. Mirjam ist nicht zu sehen. Ihr Zimmer ist leer. Erhard hat keine Lust, lange nach ihr zu suchen. Vielleicht ist sie mit Sergej über den Horizont gegangen, vielleicht mit Monika Veilchen suchen. Er wird

es noch früh genug erfahren. In der „Morgensprache" um zehn hat Dr. Sonnenschein über den Gottesbegriff bei Schopenhauer gesprochen. Auch da war Mirjam nicht zu sehen gewesen. Erhard hat gar nicht hingehört, aber er hat festgestellt, daß Dr. Mahr und seine Kameradschaft nicht erschienen waren.

Gegen Mittag versucht Erhard, den von Silberstedt empfohlenen Besuch bei Dr. Mahr zu machen. Er hat lange gezögert. Immer wieder ist er umgekehrt, erst im Schulhaus unten an der Treppe, wo es zum Kloster hinaufgeht, später noch einmal, kurz vor Mahrs Tür. Er konnte nicht. Er hatte Angst. Warum Angst —? Nein — er hatte keine Angst, er freute sich auf die Begegnung. Was konnte Mahr ihm schon tun —? So ein Wirtschaftsleiter hat nicht viel zu sagen. Sicher würden sie angeregt miteinander plaudern. Der würde schnell merken, daß Erhard kein ganz großer Idiot war, einiges hatte er immerhin gelesen und erfahren, im Notfalle konnte er ihm von Mirjams Vater erzählen. Aber war es überhaupt möglich, mit Mahr zu plaudern —? Er verneinte die Frage, ehe sie gestellt war. Mit Mahr plaudern, so beieinandersitzen und dieses und jenes bereden — nein, das war unausdenkbar.

Schließlich klopft er doch an Mahrs Vorzimmertür. Niemand kommt. Er klopft stärker. Angst überfällt ihn, als stünde Linkertmayer mit dem Zensurheft vor ihm. Noch wäre es Zeit, umzukehren. Kein Mensch kann ihm befehlen, Mahr zu besuchen. Aber er w i l l nicht wieder zurück, er ist kein Feigling, er hat keine Lust, sich selbst zu verachten. Endlich Schritte. Olaf v. Beek öffnet und fragt höflich nach Erhards Begehr.

Er wäre neu in die Schulgemeinde eingetreten, er wolle sich Dr. Mahr vorstellen.

„Wie ist dein Name?" Olafs Augen sind ernst und grau.

„Erhard Vischer."

„Einen Augenblick bitte, wenn du hier warten willst."

Olaf läßt ihn ins Vorzimmer eintreten und verschwindet in Mahrs Arbeitsraum. Endlos scheinen Erhard die Minuten zu schleichen. Auf dem Tisch liegen Hefte. Erhard liest die Titel, immer wieder, sie scheinen ihm sinnlos, er lernt sie auswendig. Endlich kommt der Junge zurück.

„Dr. Mahr ist im Augenblick sehr beschäftigt . . .“ Olaf zögert, weiterzureden. Erhard merkt, daß er gehen soll.

„Wann darf ich dann wiederkommen —?“ fragt er höflich und leise, aber sein Haß auf den schönen Jungen vor ihm ist grenzenlos.

„Es wird schwer sein, Dr. Mahr zu treffen, er ist stets sehr beschäftigt, aber wenn es sich um etwas Bestimmtes handelt . . .“

„Nein, nein — nichts Bestimmtes — nur . . .“

„Antrittsbesuch auf Herrn Silberstedts Empfehlung —?“ Olaf sagt es kühl, ohne jeden Spott.

„Ja.“

„Oh — dann brauchst du nicht wiederzukommen, Vischer — ich meine, dann hat sich's wohl erledigt.“ Olaf lacht ein wenig, aber so nett und hilflos, daß Erhard einen Augenblick lang ihn nicht mehr hassen kann.

„Auf Wiedersehen“, sagt er.

„Auf Wiedersehen.“ Olaf schließt die Tür. Erhard hört, wie er durchs Vorzimmer zurückgeht nach Mahrs Arbeitsraum. Eine Tür singt in den Angeln.

Erhard wendet sich zum Gehen. Er kann nicht ewig hier vor der Glastür stehen. Schreien möchte er vor Wut oder die beiden dort drinnen mit den Köpfen aneinanderschlagen, stundenlang. Als er an die Treppe kommt, sieht er, daß Silberstedt dagestanden hat und sich schnellen Schrittes über den Klosterkorridor entfernt . . .

Am Nachmittag haben alle Kameradschaften ihren Kameradschaftskaffee. Die Neuen, die sich noch keine Kameradschaft gewählt haben, werden als Gäste zu Silberstedt geladen. Mirjam freut sich während des ganzen

Mittagessens darauf. Sergej will ihr südrussische Bauerntänze beibringen, Silberstedt wird eine Novelle von Ssologub vorlesen, Ilja zur Balalaika singen. Aber Erhard kann dies alles nicht interessieren. Er sagt vorläufig, daß er mitginge zu Silberstedt, damit es kein Geschrei und Gefrage gibt. Aber kurz vor vier drückt er sich in den Wald.

Der Wald ist gut. Einziger Trost in diesen Tagen. Erhard glaubt, noch nie im Leben Wälder gesehen zu haben wie die rings um Odilienberg. Heilig scheint ihm dieser Wald, ein Geheimnis, eine Lockung, ein Dom mit tausend Kapellen. Er hat ihn noch längst nicht ganz erforscht — was ist eine Woche im Odilienberger Wald —, er rennt kreuz und quer darin herum, es gibt keine Landkarte, er jedenfalls hat keine — am Tage richtet er sich nach dem Stand der Sonne, in der Nacht weisen die Sterne den Weg. Auch kommt es ja nicht darauf an, ob er sich verläuft. Was heißt verlaufen —? Das Ganze ist ein einziges Verlaufen . . .

Es gibt viele Wege in diesem Wald, aber keine Häuser, keine Dörfer, keine Menschen. Holzwege sind es, es handelt sich um eines der ertragreichsten Holzreviere des Landes, die Forstverwaltung hat gut für Abfuhrwege gesorgt, aber Wegweiser und Richtungsmarken sind nicht vorhanden. Die Holzfäller brauchen das nicht, Touristen sind unerwünscht und kommen selten in die Gegend, es ist kein Durchgangsgebiet. Man gelangt nicht weiter, die Täler sind meist ohne Übergang, plötzlich, nach vielen Stunden Hin und Her, enden sie, verlieren sich an einer Bergwand. Die drei bis vier Dörfer in dem tageweiten Gebiet liegen vorn, am Ausgang der Täler, wo sie breit und bebaubar werden. Dort, im Haupttal, führt auch die große Bahnlinie.

Erhard hat hoch oben im Wald eine kahle Stelle heraus-

gefunden, die gefällten und geschälten Tannen liegen hier wie ausgeschüttete Streichhölzer durcheinander — von dort sieht man fern und blau, von dünnem Rauch belagert, tief unten das Tal mit der Eisenbahn. Zuweilen, in der Nachmittagssonne vor allem, blitzen die Schienen wie fließendes Gold herauf, und wenn Erhard Glück hat, dann sieht er einen D-Zug unten sausen, eine kleine schwarze, glatte, völlig lautlose Schlange, die behende zwischen den Wiesen hinkriecht. Aber meist sind es nur Güterzüge, endlos und langweilig, mit nackten weißen Holzstämmen beladen.

Während alle Vernünftigen am Sonntag nachmittag beim Kameradschaftskaffee sind, während Mirjam klein und zierlich zwischen Sergej und Herrn Silberstedt sitzen wird und sie im Chor zur Balalaika singen mögen, läuft Erhard wild und wirr allein im Walde herum. Es tut ihm nichts, an Mirjam und an die Kameradschaft Silberstedt zu denken. Es schmerzt ihn nicht. Mögen sie es treiben. Was geht's ihn an? Auch Ivo und Ilja, und Bob und Bubi, und Monika und all die anderen sind ihm höchst egal. Er ist einsam. Er hat keine Freunde, keine Freundin — er hat schon vergessen, daß er vor kaum vierundzwanzig Stunden noch auf dem Horizont Mirjams heißes, kleines Gesicht geküßt —, niemand liebt ihn, er selbst liebt keinen, einsam und verlassen steht er in der weiten Welt... Armer Vischer, sagt er zu sich und beobachtet einen Feuersalamander, der träge und unvorsichtig über den Weg schleicht, armer Vischer — was haben sie aus dir gemacht, die Menschen...! Aber laß es dir nichts anhaben, trage dein Schicksal, groß und mannhaft. Nimm auf dich das Los des Alleinseins — sei ein Mann! Schicksal der Männer ist es, allein zu sein, nur Knaben sind ewig umringt von Gefährten. Sei ein Mann, Vischer...

Er ist jetzt tief drinnen im Walde. Die Nachmittagssonne liegt schräg zwischen den Buchenstämmen, das gelbe Laub des Vorjahres leuchtet auf, der Boden ist ein weiter,

bewegter Teppich von Rot und Gelb. Hier treten die Bäume zurück und bilden einen freien Halbkreis, nach hinten fällt das Gelände steil ab, verlassene Schieferbrüche scheinen da zu liegen.

Erhard beendet seine Ansprache. Er sieht sich um. Hier steht ein seltsamer Steinhaufen, von Menschenhand geschichtet, Schieferplatten, hoch und höher getürmt, und oben, als Spitze, ein schöner klarer, dreieckiger Stein. Das ist das Spittelerdenkmal, Erhard kennt es von einem Waldlauf vor ein paar Tagen, zuweilen geht der Dauerlauf vor dem Frühstück hierher und zurück, alles Dauerlauf, fast drei Kilometer, aber in Turnhose und mit leerem Magen ist das kein Kunststück. Spitteler war ein Dichter, so wie Mirjams Vater, und weil er vor grauen Tagen einmal Odilienberg besucht, haben die Jungens damals diese Steine geschichtet. Nun heißt das ganze „Denkmal", und die Jungens, die es gebaut, sind erwachsene Herren draußen in der Welt und denken nicht mehr an die schwarzen Steine hier oben im Wald, die sie einst mit ihren jungen Händen zusammengetragen.

Auch darüber muß Erhard nachdenken. Auch hierüber wird er wieder ganz traurig und trostlos. Warum? Weinerlich ist er in der letzten Zeit, wie eine alte Tante. Das ist doch nicht gleich zum Heulen, daß so 'n Denkmal verfällt und daß die Jungens, die es gebaut, nun drunten in den Städten Akten schreiben oder Hemden verkaufen. Doch — es ist zum Heulen! Weil alles vorübergeht, jeder Augenblick vorbeihuscht wie die Telegraphenstangen an der Bahn, weil alle Gegenwart schon Vergangenheit ist, eh sie geschehen und gedacht, weil wir Fußgänger sind, die unaufhörlich zum Tode hinmarschieren, Besessene, die es nicht erwarten können, daß alles aus ist, noch ehe es recht begonnen . . .

Der Mann Vischer hockt auf den kalten Schieferplatten am Spittelerdenkmal und heult; nicht laut, kaum sichtbar;

aber er findet, daß er noch einmal, bevor er endgültig Mann und Erwachsener ist, es sich leicht machen und weinen darf, hier, mitten im Odilienberger Wald, allein und verlassen von allem, was lebt ...

Als er aufsieht, stehen zwei Gestalten vor ihm.

Sein Herz schlägt laut und wild.

Es sind Manfred Mahr und Olaf. Er springt auf. Er reibt sich die Augen — die blöde Fliege, die ihm da drin sitzt, ganz rot sind seine Augen vom Benehmen der Fliege ...

„Tag, Vischer", sagt Olaf und gibt Erhard die Hand. „Manfred —", wendet er sich zu Dr. Mahr, der an den Schieferplatten des Denkmals herumklopft, „das ist der Neue, der dich heute früh besuchen wollte."

„Ah — aus München, du sprachst davon." Mahrs Stimme klingt viel höher, als Erhard gedacht hat. „Seit wann sind Sie in Odilienberg?" fragt Mahr höflich.

„Seit — seit Dienstag. Nein, seit — Sonntag. Montag meine ich." Erhard stammelt es, wütend über sich selbst und die roten Augen. Mahr aber blickt uninteressiert ins Weite. Sein grauer schmaler Spitzbart zittert leise.

„Was meinst du, Olaf — wollen wir noch hinüber zum Moirastein? Wieviel Uhr haben wir denn? Halb sechs. Ich glaube, da können wir es noch riskieren. Wann wird heute gegessen?"

„Um sieben." Olaf und Erhard sagen es gleichzeitig, wie im Chor in der Bürgerschule ... Olaf sieht skeptisch zu dem sehr fernen und kleinen Moirastein hinüber.

„Also los! Keine Müdigkeit vorschützen, Herr Olaf!" Mahr hakt den Griff seines Stockes in Olafs Kniekehlen. „Komm, komm — Faulheit ist aller Laster Anfang."

Olaf errötet ein wenig und lächelt. Erhard sieht es und versteht nicht, wie ein Mensch so schön sein kann.

„Guten Abend", sagt Mahr kalt und dunkel, schon zwei Schritte entfernt, und meint damit Erhard.

„Wiedersehen, Vischer", sagt Olaf und vergißt, ihm die Hand zu reichen, denn er will schnell Mahr nacheilen. Aber als er sieht, daß Erhards Hand zu ihm unterwegs war, wendet er sich schnell noch in die Hüfte zurück, und Erhard fühlt die fremde, kühle Hand in der seinen.

Dann ist Olaf mit einem Satz neben Mahr. Und ehe sie, die schnell im gleichen Schritt Schreitenden, den Waldrand erreicht haben, geschieht es, daß Olaf den Arm in den des Dr. Mahr legt, sehr deutlich und unverkennbar, und daß er, lachend über irgend etwas, was durchaus nicht die Begegnung betrifft, seinen blonden Kopf einen Augenblick lang an Mahrs grauer Schulter birgt.

FÜNFTES KAPITEL

Die Sache war die, daß es Silberstedt nicht mehr länger ertrug.

Was — was ertrug? Es war nichts zu „ertragen"! Doktor Mahr tut ihm nichts. Dr. Mahr sitzt auf seinem Zimmer, allein, oder die beiden Jungens sind bei ihm, das geht niemand etwas an. Dr. Mahr rennt in den Wäldern spazieren, zum Moirastein, zum Spittelerdenkmal, zum Ellen-Key-Platz, nach Görbersdorf hinüber — auch das wird Herrn Silberstedt nicht verletzen. Dr. Mahr sitzt bei der Morgensprache, beim Kino, an den Musikabenden stumm zwischen seinen beiden Freunden, er kommt als letzter, er geht als erster, er spricht mit niemandem. Bei Tisch, im großen Speisesaal, hat die Kameradschaft Mahr ihren Platz zusammen mit den Büroangestellten und der Hausdame, sie essen nicht mehr, nicht weniger, nicht länger, nicht kürzer als die anderen. Daß Mahr erst dann den Saal betritt, wenn Silberstedt den „Mittagsspruch" verlesen hat, ist sein gutes Recht. Muß er sich die Sentenzen des Kollegen Silberstedt anhören? Er ist erwachsen, er bedarf nicht mehr der Be-

lehrung. Unterricht erteilt Dr. Mahr schon seit einem Jahr nicht mehr. Auch darauf hat er freiwillig verzichtet. Es lohnt ihm nicht, vor Schülern, die ihn „ablehnen", die gegen ihn aufgehetzt sind, die er nicht kennt, für deren Aufnahme in Odilienberg er nicht verantwortlich ist, sich zu produzieren. Olaf v. Beek und Peter Wolff sind ihm genug. Er braucht keine anderen.

Trotzdem vermag es Silberstedt nicht länger zu ertragen.

Er war bei der Regierung. Er ist in die kleine Hauptstadt gefahren und aufs Ministerium gegangen. Man hat ihn empfangen und gehört, man war nicht ungnädig. Der Minister und zwei Ministerialräte, die Herren Dr. Schneiderjahn und Dr. Muckele, haben ihm zugehört. Zu viert saßen sie, ernst und gemessen, in schwarzen Cutaways, um einen grünen Tisch. Silberstedt trug, wie immer, seine schwarzen Breeches. Die Herren vom Ministerium haben geraucht, „um die Atmosphäre zu entspannen", wie der Minister in solchen Fällen zu sagen pflegt. Silberstedt hat nicht geraucht. Bleich und heiß, mit ineinander verkrampften, sehr heißen Händen, hat er nach vielem anderen, gegen Ende der Besprechung, das Folgende den Herren gesagt:

„Meine Herren", hat er gesagt, „ich weiß, daß Sie mich nicht verstehen können. Es ist alles sehr hoffnungslos. Mich Ihnen verständlich zu machen, ist hoffnungslos. Als Angeber und Wühler von Ihnen angesehen zu werden, als eitler Tropf und Hysteriker, als bewußter Gefährder einer uns allen teueren Gründung — ich habe nicht die Kraft, dies zu vermeiden. Sehen Sie mich an. Vor knapp zwei Jahren schenkten Sie mir Ihr Vertrauen und bestätigten mich als Leiter Odilienbergs. Sie werden sich erinnern, wie sehr voll Mut und Hoffnung ich damals war. Sehen Sie mich heute an. Ich bin am Ende. Meine Nerven sind am Ende.

Sie können Odilienberg nicht begreifen. Verzeihen Sie,

Herr Staatsminister — auch Sie nicht. Niemand außerhalb. Besuche in Odilienberg nützen gar nichts. Besuche gelingen immer. Ich habe es selbst an mir erlebt. Besuch oben bei uns ist wie ein Rausch. Höhenrausch. Die Qual fängt erst viel später an. Diese grenzenlose Qual. Schütteln Sie nicht den Kopf, ich weiß, das klingt zu groß und gewaltig. Was ist schon Odilienberg? Was ist so eine Freie Schule, was ist so ein winziger Staat im Staate . . .! Aber für mich, für uns alle, die wir dort arbeiten, Lehrer, Schüler, Angestellte — für uns ist es S c h i c k s a l. Glauben Sie doch nicht, daß man davon je wieder loskommt, daß das eine Stellung ist, die man kündigt und wechselt wie irgend eine andere in der Welt! V e r f a l l e n sind wir diesem Odilienberg, es gibt kein anderes Wort, wer ihm nicht verfallen ist, mit Haut und Haar, mit Leib und Leben, der hat es nie begriffen, dessen Sein und Tun dort oben war sinnlos von Anfang an . . . Eine Insel ist dieses Odilienberg, ja, meine Herren, eine Insel mitten in der Sintflut dieser Zeit, und um die Insel geht der Kampf. Nicht um mich also — was bin schon ich, Wenzel Silberstedt, eine Laus, ein winziges Rad im Getriebe. Der Kampf geht um mehr. Vielleicht ist es ein symbolischer Kampf. Auf winzigstem, sichtbarstem Fleck wird der Kampf ausgetragen zwischen gestern und morgen, das Ringen um die Zukunft, um Sinn und Gestalt der neuen Jugend, um die Zukunft der Menschheit — lächeln Sie nicht, immer ist die Zukunft der Menschheit dasselbe wie die Zukunft von ein paar hundert jungen Menschen. Die Zellen sind nichts anderes als der Leib. Sind die Zellen krank, stirbt der Leib. Wir, wir sind die Zellen . . ."

Silberstedt hielt inne. Der Minister bot aufs neue Zigarren an. Silberstedt trank etwas Wasser und fuhr fort:

„Sie haben mich gefragt, Herr Staatsminister, worin denn nun eigentlich meine sachliche Gegnerschaft zu dem Gründer Odilienbergs bestehe. Ich kann mir die Antwort

leicht machen: in allem. In allem und jedem bin ich anderer Ansicht, in allem und jedem sehe ich in Dr. Mahr den Feind des Fortschrittes, der Zukunft, der Klärung, der Entromantisierung und Versachlichung unserer Jugend, dessen, was kommen muß, damit die Welt, die aufgewühlte, neu sich gestalte.

Dr. Mahr nennt sich zuweilen Sozialist. Es ist zum Lachen! Ich kenne keinen Menschen, der mehr Individualist, mehr Aristokrat von Natur und Blut her wäre als er. Ein großer Mensch, ein ungewöhnlicher Mensch — zugegeben. Aber kein Lehrer, niemals, niemals ein Lehrer. Ein Künstler, der sich in die Schule verirrte. Ein Pädagog ohne Instinkt für Lehren und Lenken. Ein Mann ohne Liebe zur Jugend. Es klingt furchtbar, was ich da sage, ziehen Sie getrost ab meinen ehrlichen Haß gegen diesen Mann, der mich quält und verfolgt von früh bis spät. Es bleibt noch immer genug. Ohne Liebe zur Jugend, sage ich — Sie lächeln, Herr Ministerialrat, und blättern in alten Akten, die das strikte Gegenteil zu bezeugen scheinen... Und doch habe ich recht. Was er liebt, ist dies: Jugend als Idee, Jugend als Lebensform, den ‚jugendlichen Menschen', ‚jugendlichen Geist', ‚jugendliche Schönheit' — diesem nur gehört seine egoistische, leidenschaftliche Zuneigung. Einer Idee also, einem Wunschtraum, einer Fiktion, wie sie nie und nimmer sich erfüllt und in Wirklichkeit darstellt. Da haben Sie den Philosophen Mahr, den Denker neuer und fruchtbarer Gedanken — neu vor zwanzig, dreißig Jahren! Was aber sind fünfundzwanzig Jahre im Tempo dieser Zeit! Sehen Sie sich Auto, Flugzeug, Maschine von 1910 an —! Nicht nur unsere Jungens schütteln sich im Odilienberger Kino vor Lachen, wenn solche Reliquien auf der Leinwand erscheinen. Auch wir Erwachsenen lächeln in Mitleid und Stolz. Genau so steht es um den Denker Mahr. Ihm gehört unsere Verehrung, unser Mitleid, unser leiser Spott. Was am Anfang des Jahrhunderts Ziel und Sehn-

sucht einer versklavten Jugend war: Kampf gegen die Eltern, Eroberung der Natur, Überwindung der Schule, Aufstand gegen die Lehrer, Freiheit, Wahrheit, Selbständigkeit, Kniehose, Schillerkragen, Klampfe, Zeltbahn — heut sind es überholte Ziele, es lohnt nicht mehr, zu kämpfen um Dinge, die man besitzt, überreich besitzt, an denen man fast erstickt, die Gemeingut und Selbstverständlichkeit wurden. Wir ehren diese Gedanken und den, der sie gebar. Aber was hat das noch mit der Wirklichkeit zu tun? Was geht es uns heute an, uns, die wir leben und wirken zwischen lebendiger Jugend, der diese Ziele kindisch und überflüssig erscheinen, deren Kamerad der Vater, deren Freund der Lehrer ist, denen Sport und Naturnähe zur Selbstverständlichkeit wurden — einer Jugend, der Auto und Flugzeug, Schreibmaschine und Radio, Tonfilm und Leica, Stahlbau und letzter Jazzschlager Ohr und Herz und Sinn und Hand erfüllen, einer Jugend, die Magie spürt und den wundersamen Zauber dieser Zeit, nicht lautenschlagend und George-Hymnen leiernd in Feld und Flur, sondern des Nachts auf tobender Sechstagebahn, im Flugzeug schwebend über erleuchteter Weltstadt, kalt und klar am Steuer des Wagens, verkrampft in die Griffe des Motorrades, überheult von Sirenen, überglutet von Hochöfen, durchblutet vom Rhythmus des Jazz, erschüttert weit mehr vom menschlich-klagenden Ton des Saxophons als von den Versen Hölderlins und den Forderungen Nietzsches. Machen wir uns doch nichts vor! Seien wir ehrlich, ehrlich, ehrlich! Was will da ein Manfred Mahr, ein Übernietzsche, ein Übergeorge, zwischen all dem neuen, kühnen Leben, umgeben von gesundester, mutigster, entschlossenster Aktivität! Lassen wir seine strengen Worte stehen, zwischen Hegel und Häckel, oder sonstwo, auf dem Bücherbrett, bis ans Ende der Welt. Uns geht es nichts mehr an.

Jugend als spielerisches Erzeugnis einer schönheitsdurstigen Seele hat der Philosoph, der Künstler Mahr uns ‚ent-

deckt'. Aber auch der Mensch Mahr liebt nur dies Ideal, er liebt es um so tiefer und leidenschaftlicher, je näher die Wirklichkeit seinen dichterischen Gesichten kommt. Sie kennen die tragische Situation, die aus dieser hohen Liebe zu einer Idee erstehen kann, wenn sie gegenständliche Verwirklichung sucht und findet. Ich weise es von mir, zu rechten, was hier gut, was böse, was erlaubt und was verboten ist. Kehren wir alle vor unseren eigenen Türen. Nicht darum geht es. Was aber entsteht, wenn der Führer einer ganzen Jugend nur ihre schönsten, reinsten, einmaligen Exemplare kennt, liebt, pflegt und hütet? Haß entsteht. Haß. Jawohl. Gleichgültigkeit und Haß für alles Mittlere, für den braven Durchschnitt, für das ewige Einerlei aller ernsten Erziehungsarbeit. Es entsteht der Hasser Mahr, der Spötter Mahr, der Hochmuts-Mahr.

Sie blicken nach der Uhr, Herr Staatsminister — Ihre Zeit ist gemessen, ich weiß. Aber lassen Sie mich noch zwei Minuten sprechen. Es darf nicht sein, daß ich so halb zu Ende Sie verlasse. Meine Judasrolle wird nur dadurch erträglich, für mich und für Sie, wenn Sie mich ganz anhören.

Ich sage: Mahr haßt die Jugend. Nein, nicht ich sage es, die Jugend selbst sagt es. Täglich, stündlich fast hören wir es, droben in unserer Schule, draußen in der Welt, von jungen Menschen, Tausenden, die irgendwann einmal in den Bann dieses großen Dialektikers geraten sind. Er haßt uns, wir sind ihm gleichgültig. Gleichgültigkeit und Haß sind natürlich dasselbe für sehnsüchtige Jugend! Er sieht, er achtet, er fühlt, er versteht uns nicht. Aller Durchschnitt ist ihm verhaßt. Alles, was mühsam und schwer sich Erkenntnis erarbeitet, alles, was ringen und sich plagen muß, ohne Aussicht auf viel Erfolg, alles, was verkrampft ist und verkorkst, alles Häßliche und Vermantschte, alles, was die Natur nicht in ihrer Feierstunde geschaffen. Nur das Gerade, das Herrlich-Gesunde liebt dieser Pädagog, nur

das einmalige und restlos geglückte Erzeugnis der Schöpfung, niemals die Dutzendware, den Bruch und die Fehlfarben. Oh — ich verstehe diese Liebe zu begnadeter Schönheit. Wer hätte sie nicht in einem letzten verräterischen Winkel seines Herzens, wer litte nicht Anfechtung durch sie und Bedrängnis! Aber Erzieher —? Lehrer sein, allein mit dieser Liebe zum Einzelnen im Herzen und dem großen Haß auf die Menge —? Wo es so viel Menge gibt, so grauenhaft viel Durchschnitt! Wo alles stöhnt und ächzt in Einsamkeit, Minderwertigkeit, Hoffnungslosigkeit, auch heute noch, gerade heute, auch in dieser neuen Jugend, die sich so sachlich-kalt gebärdet und die im Tiefsten weicher, näher der Verzweiflung ist als jede vorher —! Wo soviel Not und Verwirrung um uns sich breitmacht, ein Meer von Einsamkeit und Gottverlassenheit auch bei der lachendsten, lautesten Jugend . . .! Ach — was bedeutet unter Tausenden, die sich quälen, der Eine, dem alles gelingt! Während ringsum immer noch, immer wieder Jugend versinkt im Schlamm des Nicht-mehr-aus-noch-ein-Wissens. Ich begreife das nicht. Da angeekelt sich abwenden von denen, die der Hilfe bedürfen, und allen Reichtum der Seele und des Lebens in die verströmen, die des Geschenkes nicht achten —! Ich begreife es nicht."

Silberstedt vermochte vor Erschöpfung nicht weiterzureden. Er trank das Glas abgestandenen Wassers leer und sah um sich, als erwache er aus einem Traum.

Der Staatsminister und die Ministerialräte Dr. Schneiderjahn und Dr. Muckele schrieben seit längerem Worte auf weißes Papier. Es war nicht festzustellen, ob sie den heutigen „Eingang" erledigten oder ob ihre Beschäftigung irgendeine wie auch immer geartete Beziehung zu dem hatte, was Silberstedt sprach. Der Minister blickte jetzt aus verträmten Augen Silberstedt klagend an. Man hätte meinen können, er wäre erschüttert und dem Weinen nahe, aber er hatte den Stockschnupfen und nahm zuweilen hinter

dem Taschentuch Formanwatte in beide Nasenlöcher.

„Gut und schön, lieber Herr Studienrat", sagte der Minister — die beiden schreibenden Herren unterließen sofort das Schreiben und blickten ernst und gefaßt auf die Tischplatte. — „Alles schön und gut, was Sie uns da sagen. Sie kennen die pädagogischen Bedenken, die die Schulaufsichtsbehörde seit langem gegen den Gründer Odilienbergs hegt. Neu also waren uns Ihre Ausführungen keineswegs. Immerhin — wertvoll genug als Bestätigung einer bereits unserseits gefaßten Überzeugung. Noch immer aber sind Sie uns die klipp und klare Antwort auf die Frage schuldig, inwiefern Herr Dr. Mahr Sie in Ihrer freien pädagogischen Tätigkeit behindert. Mit ewiger Wiederholung von Ausdrücken, wie" — der Minister blätterte in den Akten, wobei es aus seiner Nase tropfte — „wie: ‚Ich kann diesen Zustand nicht länger ertragen' oder ‚meine Kraft ist zu Ende' — damit, Herr Silberstedt, können wir gar nichts anfangen. M a t e r i a l brauchen wir, ohne Material ist nichts zu wollen! Was soll denn da der Landtag sagen — wie? Wir leben doch in einem parlamentarischen Staat! Ja — wenn wir eine Diktatur hätten —! Womit ich natürlich nichts für oder gegen eine Diktatur gesagt haben will — haha haha —!"

Der Minister brach in ein gewaltig gesundes Lachen aus, in das die Ministerialräte, ein wenig leiser zwar, aber gleich lang einstimmten. Nachdem das dreifache Hahahaha verklungen war, wurde es furchtbar still im Zimmer. Silberstedt saß zusammengesunken auf seinem Sessel, klein, schmal, schwarz, sehr unterlegen so viel starker Heiterkeit.

„Material . . .", sagte Silberstedt müde, „Material. Habe ich nicht oft genug in meinen Berichten Material mitgeteilt? Das Material ewiger und ewiger, täglicher, winziger Reibungen? Ist es nicht deutlich, nein, ich weiß, es ist durchaus nicht deutlich, daß unausgesetzte Wiederholung einer Reibung nicht nur Strom, sondern schließlich auch

Flamme erzeugen kann? Ist es nicht überzeugend, daß ein Mensch nicht zu arbeiten vermag, nicht Neues schaffen, nicht mit Jugend leben kann, wenn ein Gespenst ihm Tag und Nacht über die Schulter schaut? Man braucht kein kleines Kind zu sein, um einen Schatten zu fürchten, der schwarz und unförmig quer über dem Weg liegt, den man zu gehen hat. Muß es eine Barrikade sein, damit die Unmöglichkeit der Überwindung klar wird?

Sie sagen, Dr. Mahr störe mich nicht in der Ausübung meines Amtes als Leiter Odilienbergs. Stören —! Freilich, stören — das ist kein Wort für die infernalische Verhinderung meiner schöpferischen Arbeit durch diesen Mann, der alle Macht der Welt in einem einzigen bösen Wort, in einem mokanten Lächeln zusammenballt und sie dem entgegenschleudert, der sich seinem Willen nicht beugt und beugen kann. Material! Wozu die Einzelheiten unserer Differenzen wiederholen, den widerlichen Kleinkram, den hier unten ja doch niemand versteht? Kennen Sie schon den Forsthaus-Schränke-Fall? Den Sonntags-Butter-Fall? Den Lehmfuhr-Fall? Den Radioantennen-Fall? Den Tanzabend-Fall? Den Primaner-Rauchverbot-Fall? Den Händeklatsch-Fall? Den Blauen-Teetopf-Fall —?"

Bei dieser Stelle ließ Ministerialrat Muckele, der aus Schwaben stammte und Humor besaß, ein leises Grunzen durch die Nase vernehmen, während der Minister ebenso ernst wie abwesend blieb. Silberstedt hatte die Heiterkeit des Dr. Muckele nicht bemerkt. Er stand von seinem Platz auf und ging im Zimmer auf und ab. Es war nur eine offiziöse Besprechung, auch der Minister hatte sich bereits mehrmals gelüftet.

„Das alles ist ja längst wieder beigelegt", fuhr Silberstedt fort. „Drei Tage später schon ist es nicht mehr wichtig, denn ein neuer Fall hat sich bereits ereignet, der akuter ist. Es ist immer dasselbe: Grenzgebiete zwischen pädagogischer und wirtschaftlicher Kompetenz. Eine päd-

agogische Handlung läßt sich nicht anders als durch Inanspruchnahme wirtschaftlicher Kräfte durchführen. Wenn Schüler Gartenarbeit verrichten sollen, müssen sie Lehm fahren. Lehm fahren ohne Geschirr ist unmöglich. Pferd und Kutscher unterstehen Dr. Mahr. Schon sind wir am Ende. Wenn aus einem Korridor Schränke entfernt werden sollen, weil Schüler sich daran die Köpfe einrennen, müssen Handwerker die Wände neu streichen, an denen die Schränke jahrelang gestanden. Die Handwerker unterstehen Dr. Mahr. Wieder sind wir am Ende. — Aber lassen wir diesen Unsinn! Ich wundere mich, daß Sie nicht lachen. Es muß Ihnen doch alles sehr lächerlich erscheinen. Sie lenken die Geschicke eines Landes. Sie können die Relativität der Wichtigkeit nicht begreifen. Was bleibt von alledem, ist nur meine Ernüchterung, meine Müdigkeit — meine Verzweiflung."

Silberstedt setzte sich wieder. Es hatte den Anschein, als ekele es ihm so, seit er die „Fälle" aufgezählt, daß er genug hatte. Er schlug die Beine übereinander und wirkte in diesem Augenblick wie ein kleiner impertinenter Reporter.

Der Minister aber sammelte sich zu seinem Schlußwort, was äußerlich am Zusammenlegen der Akten und an dem erleichterten Aufatmen der beiden Ministerialräte erkennbar war.

„Herr Silberstedt", sprach der Minister, nicht ohne Tadel in den beiden R der Anrede, „daß Ihre Ausführungen uns lebhaft interessierten, sei gern nochmals betont. Daß Sie uns auch nur einen Schritt weitergebracht hätten, werden Sie selbst nicht glauben. Geistige Gegensätze sind dazu da, daß sie ausgetragen werden!" Die Ministerialräte nickten mit ihren Köpfen und blickten den Minister voll Bewunderung an; jener, angeregt durch den stummen Applaus, fuhr sogleich fort: „Je korrekter in der Form dieser geistige Kampf ausgetragen wird, desto besser. Je kleinlicher und gehässiger, desto schlimmer für die unmittelbar Be-

teiligten. Sie haben uns nicht darzutun vermocht, Herr Studienrat, daß Dr. Mahr sich in der Form Ihnen gegenüber jemals vergriffen habe. Was aber geht Regierung und Landtag an, womit die Odilienberger Schüler den Lehm fahren? Und ob zum ersten Frühstück blaue oder rote Teetöpfe verwendet werden . . .! Ich meinesteils war auch mal jung. Ich habe früh Kaffee getrunken, aus 'ner weißen Tasse mit goldenem Rand. Jawohl. Geraucht habe ich auch. Das erstemal mit Dreizehn, da hat mich mein Vater verdroschen, und dann regelmäßig ab Siebzehn. Du lieber Himmel — Herr Silberstedt, das alles waren doch früher überhaupt keine Probleme! Wieviel Zeit Sie heute alle haben, um sich über so was zu ereifern! Natürlich haben wir Jungens auch ab und zu getanzt. Warum denn nicht? Und wenn das Tanzen dem Dr. Mahr nicht paßt, dann soll er doch während der Zeit zweihundert Kniebeugen machen. Überhaupt, wenn dem Dr. Mahr Ihre Richtung in Odilienberg nicht paßt — dann soll er doch gehen! Auch außerhalb unseres Landes wird man sich freuen, einen solch bedeutenden Mann zu besitzen — was, meine Herren . . .? Aber wie in aller Welt stellen Sie sich vor, Herr Silberstedt, daß die Regierung Herrn Dr. Mahr auf Grund dieser — Delikte gewaltsam entfernen soll? Solange der Mann nicht silberne Löffel stiehlt oder sonst mit dem Strafgesetzbuch in Konflikt kommt, so lange bleibt Dr. Mahr in Odilienberg, wenn es der Gesellschaft, der die Schule gehört, gefällt. Herr Dr. Mahr hat lebenslänglichen Vertrag, wie ich höre. Also richten wir uns auf Jahrzehnte ein . . . Und Sie, lieber Silberstedt? Natürlich können Sie gehen, brauchen ja nur zu kündigen. Aber Sie wissen, daß wir Sie schätzen, Ihren Mut, Ihre Begabung, Ihren Fleiß, Ihre Hingabe, die auch aus dieser, na, sagen wir mal starken Sensibilität gegenüber Dr. Mahr spricht. Immer wieder hören wir aus Eltern- und Lehrerkreisen Ihr Loblied singen. Also wer wird denn da so empfindlich sein —? Verstehe

Sie gar nicht. Lassen Sie sich doch nichts gefallen, bleiben Sie sachlich, kühl, höflich. Solange unser Vertrauen Sie trägt, brauchen Sie sich den Teufel um Blaue-Teetopf-Fälle zu kümmern. Habe ich nicht recht — meine Herren?"

Der Minister stand auf. Er hatte recht. Alle Herren standen auf. Man zuckte in Verbeugungen gegeneinander.

Silberstedt ging hinaus. Draußen half ihm ein hinkender Diener in die Windjacke. Einen Hut hatte er nicht.

Auf der Straße, bis zum Altmarkt, sagte er immer nur ein Wort:

„Hoffnungslos — hoffnungslos — hoffnungslos."

Silberstedt brachte es nicht fertig, sofort nach Odilienberg zurückzufahren. Er wußte, daß ihn oben eine Unmenge Arbeit erwartete, jetzt, am Beginn des neuen Schuljahres, er wußte auch, daß es die letzten „freien" Tage waren vor Mahrs Rückkehr aus Italien. Aber er konnte nicht. Er telegraphierte an Dr. Sonnenschein, wichtige Besprechungen hielten ihn hier fest, wann er zurückkehre, sei noch unbestimmt.

In einem kleinen Gasthof am Altmarkt nahm er Wohnung. Da er sich nicht auf Übernachten eingerichtet hatte, kaufte er Nachthemd, Zahnbürste und ein Stück Seife. Sein Zimmer ging auf den Markt, es war schmal wie ein Handtuch, hatte schiefe Wände und einen Fußboden, der nach der Straße zu abfiel. Hier lief er stundenlang auf und ab, wie ein Tier im Käfig, er kannte bald das Gefälle, die knarrenden und die nichtknarrenden Dielen.

Tag und Nacht umkreisten seine Gedanken Odilienberg. Seit dem Besuch im Ministerium war er verzweifelter als vorher. Es war wie eine Krankheit in ihm, ein Fieber, ein Gift. In klaren Stunden erkannte er, daß vieles, fast alles Einbildung und Alpdruck war, was ihn quälte. Er sah keine tatsächlichen Vorgänge mehr, er hatte kein Gefühl

mehr für konkrete Gefahren. Alles war verschoben und verschroben in seinem armen Kopf.

Er ging kaum aus. Im Park blühten die ersten Veilchen, Kinder spielten Kreisel, ein warmer Wind wehte über die Wiesen, die zu grünen begannen. Nachts stand der Mond am Himmel, derselbe Mond, der auch über dem Horizont und der Rehwiese hing. Silberstedt ertrug nicht das bleiche Licht im Zimmer, es erinnerte ihn an Odilienberg; er zog die Vorhänge zu. Es war ihm, als habe er das alles schon aufgegeben: Odilienberg, den Kampf, das Glück, den Sinn seines Lebens. Ja — so wird es sein, wenn er erst endgültig besiegt sein wird und das Feld geräumt hat ... Er, Wenzel Silberstedt, irgendwo in der Welt, in einem kleinen, billigen Hotel unter grauen, gleichgültigen Menschen, ohne Halt, ohne Kraft. Vielleicht wird er verhungern. Aber nein — so leicht verhungert man nicht! Er wird zur Zeitung gehen, er hat alte Beziehungen, Unfallkorrespondent kann er werden oder Lokalspitzen schreiben — über die ersten Veilchen, über den hundertjährigen Kalender im April, über das heilige Pfingstfest ... Wer in Deutschland Worte hintereinandersetzen kann, verhungert nicht; er ist Schriftsteller und Mitglied mehrerer Verbände.

Aber abgeschnitten von Gott wird er sein. Alle sind wir ja verloren, wenn der Kontakt reißt, der uns mit Gott verbindet. Silberstedt dachte nach. Er dachte technisch, wenn er an Gott dachte. Es gibt Leute, die verbindet ein dickes, gesichertes, tausendfach geschütztes Kabel mit dem, was wir Gott nennen. Manfred Mahr. Sie können zeitweise verraten und verlassen, verfolgt und gequält sein — der Strom zwischen Gott und Mensch bleibt intakt, ihnen kann in Wahrheit nichts geschehen. Es gibt Leute, deren Verhältnis zu Gott von Anfang an schwierig und mühsam ist, eine dünne, schlecht gesicherte Leitung. Er, Wenzel Silberstedt. Alles Suchen hilft da nicht; auch das Beten nicht und der blinde Glaube. Wie den anderen Verrat und Leichtfertig-

keit nicht schaden, so nützen diesen keine Treue und Hingabe. Es ist zum Verzweifeln. Sein Kontakt mit Gott war dieses Odilienberg. Aus ihm kam Kraft und Glück. Seit Odilienberg in ihm lebte, strömte sein Leben unmittelbar, reich und wunderbar, wenn auch von Anfang an voller Qual. Wenn Odilienberg in ihm fällt, fällt alles zusammen. Er wußte es.

Angst würgte ihn, nachts vor allem, in dem schiefen Zimmer, das hell war von den Lampen des Marktes. Er fuhr auf im Bett, gequält, geschüttelt, aus wirren Träumen, ein Tier lag breit auf seiner Brust, es hatte Mahrs schmalen schönen Kopf und den heißen Körper eines schleichenden Tigers. Aufrecht hockte er, stundenlang, horchte auf das Pochen seines Blutes, auf das grauenhafte Schweigen der Nacht, und seine trockenen Lippen baten eine unbekannte Macht um unbekannte, unvorstellbare Hilfe.

Am Morgen erkannte er dann, daß alles Spuk und Traum war. Er sah die Lage: Noch war er Leiter in Odilienberg. Lehrer, Schüler, Eltern standen hinter ihm. Der Aufsichtsrat der Gesellschaft verhielt sich neutral; es waren vernünftige, billig denkende Männer, sie würden keinen Grund haben, ihn zu entlassen. Aber ihnen seine Not zu klagen, würde noch lächerlicher sein als die Stunde beim Minister. Er hatte genug, er würde nicht mehr klagen. Schließlich behaupteten sie noch, er wäre nervenkrank. Er war nicht nervenkrank! Oder doch — war er krank? Nein — er sah alles herrlich klar! A l l e w a r e n i m R e c h t. Mahr und er, die Lehrer und der Aufsichtsrat und natürlich auch der Minister ... Alle. Gibt es solchen Wahnsinn?

Um die Mittagszeit schlenderte Silberstedt durch die Straßen der Stadt, ziellos und verwirrt. In der Nähe des Gymnasiums traf er auf den Strom der Schüler. Er sah sie sich an. Jeden einzelnen. Dann alle zusammen. Dann nochmals die verschiedenen Gesichter.

Welche Gesichter! Wieviel dumpfe Trägheit, wieviel Stumpfsinn, wieviel Unerschlossenheit, wieviel Verdrängung, Not, Langeweile! Unter diesen Fratzen mußte er also wieder leben, wenn er Odilienberg verließ! Wie sie latschten, wie sie schoben, wie sie feixten! Wie sie hinter den Mädchenbeinen herstiegen und Zoten rissen und sich in Gelächter bebrüllten! Wie sie in Gruppen an den Ecken standen, vor den Postkartenläden mit den schmierigen Aktphotographien, Zigaretten in den breiten leeren Gesichtern — alte Männer in versessenen schmierigen Männerhosen, fertige Spießer, die nur noch durch Zeitablauf größer und dicker zu werden brauchten.

Zu ihnen zurück? In ihrem Dunst „Erziehungsarbeit" verrichten? Unter ihnen leben dreißig, vierzig Jahre noch und dann sterben? Zielscheibe ihres Spottes sein, ewig versucht, sie zu wecken, zu befreien, sie, die weder Erweckung noch Freiheit sich wünschten? Hatte Mahr nicht recht — o Wahnsinn, es nur zu denken, nach allem, was er dem Minister gesagt —, hatte der Feind nicht recht mit seinem wilden Haß auf den Durchschnitt —? War etwas zu wollen mit dieser Jugend, die in nichts, nichts anders war als jene vor zwanzig, dreißig Jahren? Ihr Leben drehte sich heut wie damals um Essen, Trinken, Schlafen, Mädchen, Pauker, Zoten, Essen, Trinken, Schlafen ... Automobilmarken und Schlagertexte waren hinzugekommen. Alles andere war geblieben. Adelige Jugend — ach, es hatte wahrhaftig nichts zu tun mit Name, Geld und Klasse! Er stand auf der Stirn, dieser ungeschriebene, unbegreifbare Zauber der Berufenen. Man fühlt ihn. Durch tausend leere Gesichter blickt plötzlich e i n Gesicht uns an, das frei ist, klar, klug, voll Form, Gestalt und Charakter. Ein Auge, ein Lächeln sprüht auf, und die Welt ist wieder gut und nicht mehr ohne allen Sinn. Jugendkultur ... Silberstedt verstand plötzlich, was der Feind Mahr zeitlebens damit meinte. Hier in der Muffigkeit der kleinen Stadt ver-

stand er die heilige Sehnsucht, die jenen erfüllte, die süße Lockung, nur für das Edelste, Einmalige, Sublimste sich gut genug zu wissen als Lehrer, Freund und Führer.

Aber schon im selben Augenblick schämte sich Silberstedt dieser Gedanken. Er fing den Blick eines schmächtigen Jungen auf, der mitten im Strom der anderen trieb, bepackt mit schwerer Schulmappe, die ihn schief gehen ließ, als sei er bucklig. Dreizehn, vierzehn mochte er sein, der Anzug aus braunem Manchester war ihm viel zu weit und lang, geerbt offenbar vom Bruder, er schlotterte um den mageren Körper. Der Junge starrte ihn den Bruchteil einer Sekunde lang an. Silberstedt zuckte zusammen wie unter einem Peitschenhieb. Stand nicht auch auf dieser rührend-blassen Stirn das Zeichen adeliger Jugend, konnten nicht auch diese Augen voll Schmerz und Einsamkeit tiefer und reiner die Welt sehen als tausend andere Augen, war nicht auch diesem armseligen Körper bestimmt, frei und schön zu sein, jung und klar . . .? Trotz, Müdigkeit lag in der Art, wie er die Straße hinaufschob und die Büchermappe trug. Silberstedt kehrte um und ging hinter ihm her. Am liebsten hätte er ihn gepackt und geschüttelt, um alles, alles zu erfahren, was dieses Leben im Keim zerstörte: die Misere des Alltags, die Schulsorgen, die Krache mit dem Vater, die ewigen Ermahnungen der Mutter, das Geschimpf mit der Schwester, die „Witze" der Kameraden, die Bosheiten der Pauker, das endlose Einerlei seines täglichen Daseins.

Warum war dieser nicht berufen wie andere? Wo war da Gerechtigkeit? Wo objektiver Maßstab? War das Zeichen des Auserwähltseins nicht tausendmal häufiger, als es Mahr bequem war, zu behaupten? Ihnen allen nicht zu helfen, war Feigheit. Sich dieser Aufgabe entziehen, Verrat, ja — Verrat an der Jugend. Die Erwachsenen, die Männer, das „Volk" — die konnten sich selbst helfen, da waren Leute genug da mit Verstand und Willen, das Volk

allmählich hinüberzuretten aus dem Schlamm des Unerträglichen in den seichten Grund des Ertragbaren. Um Stundenlohn und Arbeitszeit, um Siedlung und Altersrente bemühten sich unentwegt mächtige Kräfte. Aber die Jugend — wer half denn ihr? Um Gotteswillen — wer half denn ihr? Ein paar armselige Jahre für jeden einzelnen, bestimmt zu Freiheit, Glück, Leichtigkeit, Lachen — dann kam ohnehin das Leben, Beruf, Büro, Familie, Not, Alltag, Fron. Wer erlebte seine Jugend heute als Jugend, als Lebensstadium eigenen Sinnes, besonderer Sendung, bestimmter, bewußter Aufgabe im Gesamtablauf des Lebens? Vermuffte und vermoderte die Jugend in ihrer Gesamtheit nicht heute wie je? Nicht die paar Tausend in den Weltstädten, die vom Tempo dieser Zeit mitgerissen wurden ... Aber die Millionen in der Provinz —? Die Millionen Jungen und Mädchen, die heut noch wie früher zu stöhnen haben unter der Enge ihrer Umgebung, der Beschränktheit der Eltern, der Bosheit der Lehrer, die den Durchbruch zum Leben, den Rausch des Lebens, den kühnen, wilden, süßen Rausch des Jungseins nie, in keiner Stunde der Verzückung geahnt haben?

Odilienberg war wenig — gewiß. Eine Insel, auf die sich hundertfünfzig Menschen retten können ein paar Jahre lang. Andere Inseln der Jugend gab es, drei, vier, ein Dutzend vielleicht. Noch aber war alles Vorbild, was sie taten, das Ganze nur Versuchsanstalt und Experimentierstätte. Aber der Tag wird kommen! Schon mehren sich die Zeichen. Stoßtrupps und Pioniere werden wir sein, wir kleine Mannschaft, in ausgetrocknetes Land werden wir gehen, ein Werken und Wirken wird anheben, freier, größer, kühner, als die Heutigen es zu fassen vermögen ...

Silberstedt kam zur Besinnung. Noch immer lief er durch die Straßen. Der bleiche Junge im Manchesteranzug war längst verschwunden. Was sollte das —? Sprach er oder sprach Manfred Mahr? Wo war der Unterschied? Er

schämte sich. Was hatte ihn entzündet und verwirrt, daß er schwarz nicht mehr von weiß zu scheiden vermochte?

Er fiel zusammen. Er wurde klein und grau und alt. Mühsam wankte er durch die mittäglich überfüllte Stadt zum Gasthof zurück. In seinem Zimmer sank er aufs Bett. Er schloß die Augen und sah Odilienberg.

Jetzt sind sie fertig mit dem Essen. Alles steht in Gruppen auf dem Hof zusammen, über dem Hof liegt Sonne. Sergej und Monika stehen auch dabei, und der kleine Ilja mit seinen Veilchenaugen. Sie werden im Büro anfragen, wann Sibbi zurückkommt. Morgen nachmittag, falls er nicht nochmals abtelegraphiert ... wird man antworten. Erst morgen nachmittag ... Und Sergej wird einen gewaltigen russischen Fluch ausstoßen, was fast eine halbe Minute dauert, und dann wird man wieder herumstehen, die Jungen mit den Händen tief in den Hosentaschen und Monika zierlich wie ein Storch auf einem Bein.

Eine wilde, kaum ertragbare Sehnsucht nach Odilienberg packt Silberstedt. Für Sekunden reißt der Vorhang vor seinen Augen, er sieht Odilienberg, seine Kameradschaft, seine Zimmer, das Schulhaus und den Musiksaal. Er sucht nach Mahr ... Kein Mahr ist zu erblicken. Er rennt die Treppen hinauf in Mahrs Zimmer ... Die Türen stehen offen, die Zimmer sind leer, Handwerker streichen die Wände, an denen jahrelang Schränke gestanden haben ... Unsagbares Glück durchströmt ihn. Er möchte beten, aus Dankbarkeit. Aber er kann nicht, denn er weiß, mitten im Traum, daß alles nur Traum ist.

Tags darauf reist Silberstedt zurück nach Odilienberg.

In Beerfelden auf dem Bahnsteig stehen sie alle in der Mittagssonne mit ihren blauen, hängenden Mützen, winken und brüllen und jubeln und ziehen ihn fast aus dem noch fahrenden Zug: Sergej, Monika, Würzburger, die Zwillinge Bobby und Bitzi, ein Rudel Kleine, unter ihnen der winzige Ilja. Auch Ivo Bernhardi ist mitgekommen,

obwohl er nicht zur Kameradschaft gehört, aber er muß auf Ilja achtgeben, darum ist er ausnahmsweise zugelassen ...

Seit seiner Rückkehr nach Odilienberg sieht Silberstedt weniger hoffnungslos in die Zukunft. Es ist kein äußerer Anlaß zu Optimismus vorhanden, im Gegenteil. Aber waren denn je Vorgänge der Außenwelt schuld an seiner Verzweiflung? Lag nicht von Anfang an alles bei ihm? Er wußte, daß es nur auf ihn selbst ankam. „Die Welt ist meine Vorstellung ...", auch die Odilienberger ... Er sah das jetzt klarer als bisher.

Noch am Abend der Rückkehr hat Silberstedt den neuen Sekundaner Erhard Vischer in seinem Zimmer besucht. Zwei Stunden später hat er Bach vor der Schulgemeinde gespielt. Der Besuch im Zimmer des neuen Schülers gab gewiß keinerlei Anlaß zu dem Wechsel der Stimmung. Das Gespräch war kurz und belanglos gewesen. Vischer hatte sich als angenehmer und bescheidener Junge erwiesen, der von der Odilienberger Welt, ihren besonderen Gesetzen und Möglichkeiten offenbar noch wenig Ahnung hatte. Eine starke Zurückhaltung war Silberstedt aufgefallen. War sie im Charakter des Knaben begründet oder Ausfluß einer besonderen Antipathie? Silberstedt war, wie immer, geneigt, das letztere anzunehmen. Er hatte das Empfinden, sich töricht und paukerhaft gegen Vischer benommen zu haben. Seltsam — der Besuch bei den anderen Neuen war weit besser geglückt; zwei davon, ein kleiner Junge aus Köln und ein Mädchen aus Bielefeld, Unterprima, hatten sich schon wenige Tage später für seine Kameradschaft angemeldet. Er war entschlossen, nach der vorgeschriebenen Probezeit nicht nein zu sagen.

Erhard Vischer würde sich gewiß nicht zur Kameradschaft anmelden ... Silberstedt gab sich zu, es zu wün-

schen; er dachte an seine wirren und kranken Überlegungen in der Hauptstadt. Wenn irgendwo, dann stand an der Stirn dieses Knaben das Zeichen. Er wußte, es würde nicht lange dauern, so würde Mahr es erkennen. Erkennen aber bedeutete bei jenem immer zugleich Erobern ...

Mahr war kalt und fern, ungreifbar und gespenstisch wie nur je. Silberstedt hatte den Wunsch, mit Mahr zu reden. Wie wäre es mit einer „Aussprache" —? In den einsamen Fiebertagen, die hinter ihm lagen, war ihm dies zuweilen als letzte Möglichkeit erschienen. Aber worüber sollten sie sich aussprechen? Konnte man mit Mahr reden wie mit anderen Menschen? Man konnte es nicht. Silberstedt konnte es keinesfalls. Kaum, daß er den Gruß aus zugeschnürter Kehle brachte, wenn sie sich begegneten. Sie hatten sich gleich am ersten Abend die Hände gereicht, sie trafen zusammen, an der Tür zum Speisesaal, als es zum zweitenmal geläutet hatte. Warum sollten sie sich nicht die Hände geben, es lagen ja zur Zeit keinerlei Differenzen vor? ... Mahr sah gut aus, sehr erholt offenbar von Italien, Silberstedt wußte, daß man das gleiche nicht von ihm behaupten konnte ... Gesprochen hatte man nicht miteinander, es hatte sich keine Gelegenheit gegeben, die Schüler standen schon hinter ihren Stühlen, man mußte mit dem Essen beginnen.

Bei den Mahlzeiten hatte Silberstedt reichlich Gelegenheit, die Neuen zu beobachten. Anfangs war sein Tisch sehr angeschwollen, eine ganze Tafel von über zwanzig Personen, aber mit der Zeit rückte man wieder zusammen; sobald einer der Neuen sich seine Kameradschaft gewählt hatte, übersiedelte er an den Tisch seines Kameradschaftsführers.

Erhard und Mirjam saßen noch immer bei Silberstedt. Was würde aus ihnen werden? Sie trafen keinerlei Anstalten, sich zu entscheiden. Sie hatten ihren Platz am Ende des Tisches, am weitesten entfernt von Silberstedt, denn

sie gehörten ja nicht zur Kameradschaft. Erhards stumme Traurigkeit berührte ihn. Für traurige Menschen hatte er von je eine kritiklose Schwäche, nur ewig Lachende waren ihm von Anfang an verhaßt. Der Junge war schön und liebenswert in seiner leisen Schwermut. Wenn niemand mit ihm sprach, neigte er müde den Kopf ein wenig zur Seite, so daß die hellen Haare ihm über die Stirn herabfielen und das zarte Rot seiner Wangen kaum mehr sichtbar war. Redete ihn jemand an, so gab er höflich Antwort, fern und ohne Verpflichtung zu weiterem, aber seine Augen schienen dabei um Verzeihung zu bitten, daß er so traurig und langweilig war ...

Silberstedt kannte das alles. Sein wacher Sinn durchschaute diesen Jungen, er brauchte kein Wort mit ihm zu reden. Seit er gar zufällig Zeuge war, wie Vischer von Olaf v. Beek an Mahrs Tür abgewiesen wurde, wußte er genug. „Ein neues Opfer des schleichenden Tigers", dachte er und staunte über die Phrase, die aus dem „Lederstrumpf" sein konnte und dennoch der Wahrheit so nahe kam. Wie würde Mahr reagieren? Er war „gesättigt", um sich physikalisch auszudrücken. Olaf und Peter waren genug, sie würden keinen Dritten zulassen, auch war Mahr klug genug, Erprobtes nicht aufzugeben, um Ungewisses einzutauschen. Armer Erhard ... dachte Silberstedt, wie war ihm zu helfen? Er kannte die Verbissenheit, mit der charaktervolle Jugend eine Zuneigung zu erzwingen sucht; dieser Vischer sah gerade so aus, als würde es ihm auf ein Jahr der Einsamkeit nicht ankommen.

Das Mädchen neben ihm war von anderem Schlag. Ein köstlich lebendiges Geschöpf: klug, unbeschwert, sachlich, allem geöffnet, beweglichen Geistes und glücklich bis in die kleinen Fingerspitzen. Wie sie Sergej den Kopf verdrehte, ohne Berechnung, nur durch ihre natürliche Anmut und quecksilbrige Interessiertheit! Der radikale Sergej wurde in Mirjams Umgebung ganz still und behutsam, wie

ein Löwe, den das Kind des Dompteurs streichelt ... Um so komischer war es, Monika v. Tremplin zu beobachten, deren Standesbewußtsein sich pilzartig entwickelte, seit Sergej sich für die neue kleine Schlange interessierte ... Sie sprach anhaltend von ihrem Vetter, dem Baron Reibnitz, der zum Lunch bei der Großherzogin geladen war, und von ihrer Tante, der Gräfin Rantzau, die mit dem jüngsten Enkel des Kaisers eine Mittelmeerfahrt unternehme. Sergej quittierte dieses Geschwätz anfangs mit hohnvollem Schweigen und erklärte dafür Mirjam, die das sehr interessierte und die alles mit Bleistift aufzeichnete, den Aufbau der Roten Armee in Sowjetrußland. Schließlich wurde es Sergej aber zu bunt; mit kalter, beängstigender Ruhe erbat er sich von Monika in sein Notizbuch die genauen Adressen ihrer Frau Tante, der Gräfin Rantzau und ihres Herrn Vetters, des Baron Reibnitz, damit beide Herrschaften nicht so lange zu warten brauchten und gleich beim ersten Schub der Erschießungen drankämen, wenn erst einmal die Dinge in Deutschland sich von Grund auf ändern würden, was Sergej dunkel und bedeutend für Ende nächsten Jahres in Aussicht stellte ...

Silberstedt verfolgte das alles mit einiger Freude. War es doch Leben, geistiger Austrag, Wille, Glut, Bekenntnis. Wie gleichgültig waren Richtung, Ziel und Wirklichkeit! Es war nichts einzuwenden gegen den amüsanten Kleinkrieg, den diese intelligente Jugend selbst nicht ganz ernst, sondern heiter-ironisch nahm. Alle wußten, daß Odilienberg, solange es ihnen Sinn und Mittelpunkt des Daseins bedeutete, sie fester zusammenschloß, als alle Gegensätze von Rasse, Volk und Klasse sie trennen konnten. Zuerst und immer wieder war man Odilienberger. Dann erst Sergej Romantschew mit dem nach Sibirien verbannten Vater und Monika v. Tremplin mit dem alten, griesgrämigen Herrn im Jägerhütchen auf Kötzscherode bei Wenningenstedt, Kreis Stolp.

Am Ende der zweiten Woche ordnete Silberstedt an, Erhard Vischer solle bei Tisch neben ihm sitzen, während Franzl Würzburger, der bisher den Platz an Silberstedts linker Seite innehatte, an das Ende des Tisches verbannt wurde. Er trug es mit Fassung. In der Kameradschaft Silberstedt hieß es, „Sibbi keilt den Blonden". Niemand hatte etwas dagegen. Nicht einmal Sergej. Er äußerte auf dem Hof zur Kameradschaft, und alle nahmen sich seine Worte zu Herzen:

„Wenn w i r den Germanen nicht kriegen, schnappt ihn uns der schleichende Tiger vor der Nase weg. Die Edelinge da drüben machen schon Glubschaugen. Übrigens schaden ein, zwei Germanen nicht, solange nur die Mehrheit kluge Leute sind."

Alles nickte dazu. Auch Ilja mit den Veilchenaugen. „Ich liebe ieberhaupt Germanien", krähte seine hohe Kinderstimme.

„Mensch — wer hat dich denn nach deinem Senf gefragt?" Würzburger sagt es streng, nimmt Ilja an beiden Beinen und beginnt mit ihm, da Bernhardi nicht in Sehweite ist, die beliebten akrobatischen Vorführungen. Ilja wird als „Bock", als „Leiter", als „Schwungrad" und als „Basis für den Handstand" verwendet. Anfangs tut er lachend mit. Später, als es ihm zu lange dauert, beginnt er ein wenig zu weinen. Das aber kann niemand mit ansehen. Man tröstet ihn mit Leibnizkeks und veralteten Ostereiern. Ehe noch Ivo Bernhardi Gelegenheit hat, wie ein Faun dazwischenzufahren, lächeln die Veilchenaugen schon wieder, und der schokoladeverschmierte, sehr kleine Mund lächelt auch.

Die drei Wochen Bedenkzeit sind verstrichen, Erhard muß sich für eine Kameradschaft entscheiden. Was tun? Er geht auf seinen einsamen Spaziergängen im Wald einen

nach dem anderen der Lehrer durch. Alles sind brave Leute, er paßt zu diesem und jenem, in keinem Fall ist es so, daß es ihn unbedingt hinzieht.

Erhard hat sich eingelebt, gewiß, man gewöhnt sich an alles, und das Leben hier oben läßt tatsächlich nichts zu wünschen übrig. Aber die Einsamkeit ist quälend. Man hat noch nicht gewußt, daß Einsamkeit nie tiefer und hoffnungsloser ist als bei engem Zusammenleben mit vielen Menschen. Er weiß natürlich, daß es nur an ihm selbst liegt; warum geht er nicht zu den anderen? Er ist nicht verhaßt und gemieden, nur fremd, fremd. Er hat sich verrannt in eine Gasse, aus der Gasse sieht er keinen Ausweg. Irgendwo steht immer die Gestalt des Dr. Mahr, er möchte sie greifen, gut wäre es, die Hand dieses Mannes zu fassen und ein wenig von ihm geführt zu werden, denn es ist eine starke, wissende Hand, aber der andere sieht nicht, daß er die seine ihm entgegenhält, sie laufen aneinander vorbei, täglich, stündlich. Schwierig ist das und ohne Aussicht, daß es je anders werde.

Mirjam — hat er nicht Mirjam, die Freundin? Auch sie ist fern bei aller Nähe. Sie sind nett miteinander voller Scherz und Ulk — aber was hilft das Erhard? Das Mädel hat einen Haufen Freunde. Warum auch nicht? Man kann nicht von ihr verlangen, daß sie den ganzen Tag nur mit dem Griesgram Erhard herumsitzt. Auch das hat man nun erkannt, daß nichts auf der Welt schneller und gründlicher Menschen scheidet als der Umstand, ob sie „glücklich" oder „unglücklich" sind. So kommt eine Erkenntnis nach der anderen zu Erhard. Wenn es so weitergeht, wird er eines Tages ganz weise und ganz unglücklich sein ...

Er hat keine Sehnsucht nach zu Haus. „Zu Haus" versinkt in Odilienberg auf eine unheimliche Weise. Niemand spricht davon. Man schreibt selten und ungern. Elternbesuche sind unerwünscht und werden baldigst wieder abgeschoben. Wer draußen in der Welt, und sei er der

Klügste, Gütigste, kann verstehen, was hier vorgeht? Niemand. Es ist ein An-einander-Vorbeireden, trostlos auf die Dauer. Man fällt nicht ab von den Eltern, man haßt sie nicht, keinesfalls, aber es gibt sie kaum mehr. Ihr Vorhandensein ist nur noch spürbar, wenn Freßpakete kommen.

Mutt schreibt oft; aus ihren Briefen geht hervor, daß daheim nicht das mindeste passiert, alles ist geblieben, wie es war, man versäumt nichts, wenn man es nicht miterlebt. Im Herbst will Mutt ein paar Wochen nach Odilienberg kommen und sich bei Schimmelpfengs am Ende des Dorfes in der kleinen Villa einmieten; da kostet die volle Pension für Schülereltern vier Mark fünfundachtzig, und der gute taube Vater Schimmelpfeng, der frühere Dorfschullehrer, sorgt überdies für Unterhaltung seiner Gäste. Die Odilienberger nennen ihn den „elektrischen Dorfanzeiger", weil er alles weiß, was in Dorf und Schule passiert, und dies Wissen sich mittels eines kleinen elektrischen Hörapparates, der vorn an seinem schwarzen Rock eingebaut ist, mit Geschick, Energie und sparsamem Stromverbrauch täglich einsammelt.

Erhard hat Silberstedt viel beobachtet in den letzten Wochen. Bei Tisch ergab sich Gelegenheit und auch sonst. Man ist ja nicht ganz auf den Kopf gefallen, was Menschenkenntnis betrifft ... Silberstedt ist ein guter, anständiger und trotz äußerer Energie im Grunde schwacher Mann. Das steht fest. Der Kreis, den er um sich hat, Herr Sergej etwa, ist nicht gerade Erhards Geschmack. Zu viel Gehirn, zu wenig Herz. Und alle so schwarz und zungenfertig. Aber noch etwas steht fest: Silberstedt leidet unter Mahr. Es ist nicht, wie die anderen Jungens und Mädels glauben, einfache Rivalität, Kampf um die Macht, Eitelkeit und Ehrgeiz. Erhard hat längst erkannt, daß die Sache tiefer und schwieriger liegt. Zuweilen war er Zeuge, wie Silberstedt hinübersah zu Mahrs Tisch. Dieser traurige, geduckte, sehnsüchtige und doch freche Blick erschreckte ihn,

denn genau so sah wohl auch er selbst zu denen hinüber, nur daß er es nicht wußte und nun erst im Spiegel Silberstedt sich erkannte.

Einmal war er Zeuge, wie Silberstedt auf der Dorfstraße den Schritt verlangsamte, um Mahr, der entgegenkam, zu begrüßen. Silberstedt hatte schon die Hand ausgestreckt, aber Mahr blickte zur Seite, grüßte flüchtig, eilte vorbei und sah die Hand nicht. Erhard sah von hinten die herabsinkende Hand und Silberstedts schmalen schwarzen Rükken. In diesem Augenblick haßte Erhard Mahr. Aber seltsam! Der Haß gegen Mahr war nur eine kurze Welle, die ihn überflutete. Tags darauf beim Waldlauf vor dem Frühstück, als er Mahr zwischen Olaf und Peter Wolff sah, die drei schönen, gesunden, braunen Körper in weißem Dreß, die stumm, in schweigendem Einverständnis gesondert von der Menge, gleichsam in luftleerem Raum sich bewegten — da war doch wieder alle Sehnsucht da, zu ihnen zu gehören, für voll genommen zu werden, erwählt zu sein. Neid war da, schäbiger Neid gegen die Auserlesenen, und die seltsame Hinneigung zu dem, den er gestern gehaßt und den er morgen vielleicht aufs neue würde hassen müssen.

Mirjam hat natürlich längst gemerkt, wo bei Erhard der Hase im Pfeffer liegt. Da sie ein kluges Mädchen ist, weiß sie zu schweigen und zu warten. Alles braucht seine Zeit. Aber nun ist es so weit. Mirjam greift ein.

Sie gehen den Weg zum Spittelerstein. Allein. Nach mindestens drei Wochen sind sie wieder einmal ganz allein. Mirjams Kavaliere sind außer Sicht. Nicht ohne Geschick hat Mirjam dafür gesorgt, daß sie anderweit beschäftigt sind und nicht stören können.

Es ist ein heißer, blauer Mainachmittag. Die Felder haben schon „halbe Iljahöhe", man mißt in der Kameradschaft

Silberstedt nach Iljas, nicht nach Metern, was aber ungefähr dasselbe ist. Der Roggen steht gut, etwas Regen wäre nicht übel; mit dem Weizen ist bisher nicht viel los. Das Frühjahr kommt hier oben zu spät, der Herbst zu früh. Vater Schimmelpfeng rät seit achtundvierzig Jahren den Bauern, keinen Weizen zu bauen, aber die Leute wollen ja nicht hören, immer wieder versucht es einer und fällt damit herein. Am liebsten gäbe Vater Schimmelpfeng den Bauern Strafarbeiten wegen Ungehorsams.

Im Hochwald ist es dunkel und kühl wie in einer Gruft Nach der brütenden Hitze zwischen den Feldern fröstelt es Mirjam fast; sie trägt ein schneeweißes Mullkleidchen mit rotem Lackgürtel, selbstverständlich keine Strümpfe, nur Sandalen; ihre Beine sind kaffeebraun und genau wie die der Jungen mit vielerlei Wunden und Narben bedeckt. Auch Erhard ist wegen der Hitze ganz in Weiß, nicht schneeweiß freilich, da es bereits Nachmittag ist und er nur morgens frisches Zeug anzieht; seine weiße Leinenhose ist „gebatikt", wie Mirjam bemerkt, er muß sich beim Tee in Erdbeermarmelade gesetzt haben, wahre Landschaften, Meere und Erdteile haben sich hinten gebildet, Mirjam studiert es, sie interessiert sich für Geographie; „die wandelnde nördliche Halbkugel" nennt sie Erhard, der nur geringschätzig die Lippen nach vorn schiebt und nichts erwidert. Im Grund aber stellt Mirjam fest, daß der Junge, dessen Haar durch die viele Sonne weißgelb geworden und dessen Haut nun gleichmäßig braun ist, nicht unerfreulich aussieht.

Da das Geschoß mit der wandelnden nördlichen Halbkugel nicht gezündet hat, beschließt Mirjam, ernstere Töne anzuschlagen.

„Ein Dummkopf bist du, wenn du dem schleichenden Tiger nachläufst", durchbricht sie die Stille.

„Wer läuft ihm denn nach? — Ich vielleicht?"

„Natürlich du. Ist ja nicht mehr mit anzusehen. Wenn

dem Dr. Mahr seine Nasenspitze nur sichtbar wird, bekommt ein gewisser Herr meiner Bekanntschaft schon das Zittern."

„So 'n Blödsinn."

„Keine Angst — die andern haben's nicht gemerkt. Nur ich."

„Richtiges Weibergewäsch."

„Übrigens hast du ganz recht: der Mahr ist ein fabelhafter Kerl. Große Klasse."

Erhard sieht auf. Was wollte die süße Schlange? War das ehrlich? Oder eine Fußangel?

„Na — von der Fabelhaftigkeit habe ich noch nicht viel gemerkt", murmelt er in seinen Bart.

„Doch, du — ein Blick von dem, und die ganze Welt kommt einem anders vor . . ."

Donnerwetter, denkt Erhard, Donnerwetter . . .

„Aber schau, Schulbub, der will doch nichts von uns wissen. Hast das immer noch nicht gemerkt? Der braucht dich nicht, und mich sieht er schon gar nicht! Der hat doch seine Zwei. Das sind zwei Kerle. Donnerwetter. Da gibt's nichts. Jeder allein ist nur die Hälfte. Olaf wär mir zu schön, zu edel und zerbrechlich — wie Porzellan. Peter scheint ein vitaler Oberflächler zu sein, mit den hübschesten Augen der Welt. Aber beide zusammen — raffiniertes Zweigespann! Mahr hat Instinkt für so was. Vermutlich waren es ursprünglich banale Knaben. Mahr formt sich die Menschen, die er liebt."

Was sind das für Worte, denkt Erhard. Wo hat das Mädel so was her? Aber die redet schon weiter. Aufpassen, nichts versäumen, da kann man was lernen . . .

„Mahrs Idee von Freundschaft ist nämlich ein bißchen anders als die anderer Leute. Ich hab darüber nachgelesen. Mahr hat sich öfters dazu geäußert. Du verstehst das nicht, Schulbub, das verstehe ich kaum. Jedenfalls ist klar, daß es bei Mahr heißt: alles oder nichts. Wen der hat, den

hat er. Aber wer ihn hat, der hat ihn auch. G a n z. Kapiert —? Teilen tut der mit niemand. Und darum wär's nicht übel, wenn du dir den schleichenden Tiger aus dem Kopf schlügest. Da nicht abzuleugnende Tatsache ist, daß du Luft für ihn bist. Luft mit Spucke."

„Ob Mahr was von mir wissen will oder nicht, ist mir völlig egal", verteidigt sich Erhard, aber da er nicht lügen kann, klingt es sehr unglaubhaft.

„Red kein Blech", sagt Mirjam sachlich und legt ihren Arm um Erhards Schulter. „Sei vernünftig und mach dich frei. Das ist nicht leicht; kann mir's schon denken. Wenn du die Wahl hättest zwischen mir und dem Mahr, müßtest du natürlich zu Mahr gehen. Klar. Aber du hast nicht die Wahl. Für einen Jungen, wie du es bist, sind die Mädels vorläufig nur Aushilfe. Aufwartefrauen, die kommen und gehen. Natürlich brauchst du einen Mann als Freund, nachdem der Herr Erzeuger doch abgerückt ist und ewig nur Weiber um dich gewesen sind bisher. Je größeres Format, desto besser. Mahr wäre gerade das Richtige für dich auf ein paar Jahre Aber was willst du machen? Besetzt. Mußt dich abfinden. Kapiert?"

Erhard sieht Mirjam an. Was für ein unheimliches Mädel! Es steht nun endgültig fest, daß sie ihn doch nicht gern hat, denn sonst könnte sie nicht wie eine Studienrätin über solche Sachen reden ...

„Du mußt tun, als wär er nicht da. Gar nicht hingucken. Das imponiert dem am meisten. Luft muß er für dich sein."

„Mit viel Spucke", sagt Erhard und nickt traurig.

„Meinetwegen."

Sie gehen schweigend durch den Wald. Erhard ist glücklich wie seit langem nicht. Mirjam ... denkt er. Daß es dich noch gibt ...

„Warum kommst du nicht in die Kameradschaft Silberstedt?"

„Was soll ich da?" fragt Erhard. Er weiß jetzt, daß er ja doch dort landen wird, wo Mirjam will. Es ist gut, keinen eigenen Willen mehr zu haben!

„Sibbi schätzt dich. Er hat es mir selbst gesagt."

„Was hilft mir das?"

„Er ist ein guter, anständiger Mann, der das Beste will."

„Aber kein Führer." Erhard wundert sich, woher ihm das Wort kam.

„Was ist — Führer?"

„Einer, der fest steht und nicht mehr unsicher hin und her schwankt wie wir Jungen. Einer, der so klar und still ist, daß man bis auf den Grund sieht. Einer, der uns hält, unsichtbar. Einer, der immer da ist und nie sich aufdrängt. Silberstedt hat es ja gerade so schwer wie wir selbst! Man möchte ihm helfen, aber er kann uns doch nicht helfen. Kann man sich anlehnen, wenn alles nachgibt?"

„Man muß sich nicht überall anlehnen wollen."

„Du gehst ja auch nicht zu Sibbi", biegt Erhard ab.

„Wer sagt das? Übrigens macht er auch keine Anstrengungen, mich zu gewinnen. Wir Mädels sind überhaupt bei einer Frau besser aufgehoben. Fräulein Gutgesind ist ein prachtvolles Exemplar."

„Die alte Ziege."

Erhard muß lachen. Wie lange hat er nicht mehr gelacht! Mirjam schiebt ihre Hand unter seinen Arm.

„Mit der kann ich englisch reden, auch nachmittags. Englisch kann man immer brauchen."

„Streberin."

„Schulbub."

Sie schweigen und gehen verschlungen auf dem schmalen Weg. Dunkel stehen die gewaltigen Tannen rechts und links, darüber blaut harmlos der blaue Himmel. Die Luft ist still heute und klar wie Glas. Im weichen Moos versinkt unhörbar ihr Schritt. Sie gehen langsam, sie haben Zeit, bis zur „Stillen Stunde" ist noch lang, die „Arbeits-

stunde" hat Sibbi wegen Schönwetters vernünftigerweise abgeblasen.

„Vielleicht geh ich doch zu Sibbi in die Kameradschaft", sagt Mirjam sehr viel später und lächelt mit dem kleinen, geschwungenen Mund Erhard an.

„Wegen Sergej!" sagt der und schnieft spöttisch durch die Nase. „Der findet dich doch ‚sähr amisant'."

Mirjam schickt laut ihr zwitscherndes Lachen in den Wald hinein.

„Ihr steckt doch dauernd beieinander. Kennst ja schon sämtliche Mitglieder des Zentralkomitees auswendig."

„Man muß überall zu lernen versuchen. Übrigens hast du dich ja einen Dreck um mich gekümmert in den letzten vier Wochen."

„Einen — Dreck —?" wiederholt Erhard langsam, er weidet sich an dem Kraftausdruck, denn er verrät endlich Gemütsbewegung bei Mirjam.

„Wie ein Marabu bist du herumgehockt. Einsam und bedeutend. So richtig: Jüngling auf Baumstumpf, seinen Gott in sich suchend . . ."

Mirjam schimpft. Gott sei Dank, sie schimpft. Herrlich ist das, wie ein frisches Bad. Nichts tut wohler, erkennt Erhard, als von einem Menschen, den man liebt und der der Stärkere ist, die Augen sich öffnen zu lassen über Nöte und Qualen, die man selbst schon als lächerlich und überflüssig erkannt hat.

Erhard lacht kurz auf und reibt sein Gesicht an Mirjams weißer Schulter.

„Muß das unbedingt sein? Ferkel." Mirjam ist streng, sie hat noch nicht ausgeschimpft. „Aufgeführt hast du dich, wie wenn ich überhaupt nicht da wäre. Der reine Mahr. Bedeutend, aber immer in Nebel. Zugspitzgipfel. Oben ist vielleicht Sonne, aber man sieht nichts von unten. Und da sollte ich vielleicht auch ein Marabugesicht aufstecken und Jungfrau auf Baumstumpf, Gott in sich

suchend, markieren —? No, my dear, that's not my case . . ."

Nie ist Mirjam süßer, als wenn sie bös ist. Erhard könnte noch stundenlang dem Ungeheuer zuhören. Aber leider ist es schon zu Ende. Mirjam schaltet hörbar um, ruckruck, ein anderer Gang. Sie bleibt stehen, preßt die Lippen aufeinander, die Augen blitzen wie kleine Leuchtkugeln, und ihr weißes Kleid steht hell gegen die grünen Tannen.

„No?" sagt sie, bayerisch, nicht englisch.

Und Erhard weiß, was zu tun ist.

Als er die Lippen fühlt, die kühlen, feuchten, langentbehrten, und die sehr weiche Haut der Wangen, als er dann auch behutsam das kleinere Ohr unter dem schützenden Haar hervorholen darf und sein Mund an der winzigen Muschel liegt, um Mirjam ganz leis, damit es niemand hört, etwas anzuvertrauen (es geht uns nichts an, überdies läßt es sich denken) — da ist alles wieder sehr in Ordnung. Mahr ist vergessen und seine beiden Trabanten, die einsamen, traurigen Wochen sind vergessen, Erhard versteht einfach nicht mehr, wie er je hat traurig sein können, da es doch Mirjam gibt auf der herrlichen Welt und das linke, kleinere Ohr.

Am selben Abend noch gehen Mirjam und Erhard mit Silberstedt übern Horizont. Sibbi war blaß geworden, als sie ihn beim Abendbrot um eine kurze Unterredung gebeten hatten. Er wußte, was los war.

Schwarz und klein geht er zwischen den beiden ganz Weißen über den Horizont, auf dem letzte rote Sonne liegt. Erhard hat zur Feier des Tages schnell noch eine frische weiße Hose angezogen und ist zur Zeit fleckenlos sauber.

Mirjam sagt, was zu sagen ist. Erhard nickt nach jedem Satz.

Silberstedt hört schweigend zu.

„Wir wollen es miteinander versuchen", sagt er dann. Das ist nicht sehr ermunternd. Aber so ist Sibbi eben. Gegen jedes Pathos. Dafür schiebt er, als sie im Walde sind, seine Arme unter Erhards und Mirjams Arme und sagt mit verhüllter Stimme:

„Ihr müßt Geduld mit mir haben. Ich bin ein schwieriger Fall."

SECHSTES KAPITEL

Die Gerüchte über Silberstedts Besuch bei der Regierung verdichten sich. Die Lage wird gespannter. Äußerlich ist in Odilienberg nichts zu merken. Das war stets so, bei allen Krisen. Das tägliche Odilienberger Leben geht ruhig und geordnet seinen Gang. Der fremde Besucher würde erstaunt sein über so viel Harmonie, Kameradschaft, jugendlichen Frohmut. Aber hinter den Kulissen bereitet sich allerhand vor.

Parteien bilden sich. Zum ersten Male, seit Silberstedt da ist, bilden sich Parteien. Bisher gab es nur eine einzige Front: gegen den Gründer, für Silberstedt. In den Wochen nach Silberstedts Rückkehr aus der Hauptstadt ändert sich das Bild. Man hat es satt, einige Herren im Kollegium haben es satt, Silberstedts „nervöse Hysterie" länger zu dulden. Keine Rede davon, daß man sich für Mahrs Zynismen und schwierige Forderungen begeistere! Man erkennt jetzt in Silberstedt den „Diktator aus Not, aber ohne Format", wie Mahr ihn einmal genannt haben soll. Kaum spürt man die Diktatur, lehnt man sich auf, auch wenn sie sich kameradschaftlich gebärdet. Silberstedt verliert täglich an Sympathien, zumal da er es ablehnt, sich über das zu äußern, was zwischen ihm und der Regierung besprochen wurde. Er hat sich darauf beschränkt, seinen Kollegen und dem Aufsichtsrat mitzuteilen, daß er sich

seine Entschlüsse „vorbehalte". Diese Art Geheimdiplomatie verträgt man in Odilienberg nicht.

Parteien bilden sich. Um wen? Doch nicht um Mahr, der mit Olaf und Peter in diesen klaren Sommertagen allein durch die Wälder streift? Er spricht mit keinem Erwachsenen ein einziges Wort mehr als unbedingt erforderlich. Mit den Schülern spricht er überhaupt nicht. Man sieht ihn kaum. Viele Neulinge wissen nicht, wer das ist, „der schleichende Tiger", von dem so oft gesprochen wird. Mahr hält sich nach wie vor im Hintergrund. Aber er fühlt die Wendung sehr deutlich. Zuweilen, nachts, allein bei weit geöffneten Fenstern, durch die der ewige Odilienberger Wind über ihn hinweht, fällt Taumel des Glücks in ihn, wie seit Jahren nicht. Er wittert letzten Kampf, Schlacht, Sieg oder Tod. Alles ist gut: Schlacht, Sieg, Tod — nur die Ruhe ist furchtbar. Diese letzten Jahre der Ruhe, der schleichenden, quälenden Stille, des Ausgeschaltetseins, des Kleinkampfes waren furchtbar. In Erwartung des offenen Kampfes spannen sich riesenhaft seine Kräfte. Er zählt die Stunden. Aber es kann noch lange dauern.

Ein neuer Mann ist seit erstem Juni in Odilienberg. Müller heißt er. Dr. Hannes Müller aus Breslau. Er ist der neue Arzt. Man hat geglaubt, im Sommerhalbjahr ohne eigenen Arzt auszukommen, aber das erwies sich zwei, drei Wochen nach Ostern bereits als Irrtum. Der alte Sanitätsrat aus Beerfelden, den man für alle Fälle sich verschrieben, war immer gerade dann nicht erreichbar, wenn er dringend gebraucht wurde. Der Armbruch eines Tertianers wäre auf diese Weise beinahe verpatzt worden, auch die Blinddarmentzündung des Sextaners Mittenzwei jagte allen einen Schreck ein. So mußte man sich wieder nach einem dauernd angestellten Arzt umsehen.

Hannes Müller, früher Odilienberger Schüler, Kameradschaft Mahr, guter alter Stamm aus den Gründerjahren,

der in Breslau eine mäßige Praxis als junger Doktor betrieb, wurde gefragt, sagte zu, war da, ehe man es sich recht überlegte. Silberstedt engagierte ihn. Es war Silberstedts Idee und schneller Entschluß gewesen, sich an Hannes Müller zu wenden, von dessen Qualität als Arzt er mehrfach gehört. Mahr lächelte, kaum sichtbar, als Hannes Müller den Vertrag vor ihnen beiden, vor Silberstedt als Leiter und Mahr als Geschäftsführer, unterschrieb. Armer, kleiner, verblendeter Silberstedt ... Wie er sich die Natter an die Brust legt, übereifrig, nervös, stolz sogar noch über das schnelle, famose Engagement ... Mahr und seine Jungens lachten schallend, als sie am Abend beim Tee auf dem Sofa die gute Tat des klugen Silberstedt ausgiebig besprachen.

Tags darauf ging Mahr das erstemal mit Hannes Müller spazieren. Er war sein alter Schüler — warum also nicht? Mit ihm zu sprechen, als Mensch, nicht als Maske wie mit den anderen, war erlaubt und geboten. Hatte Dr. Müller irgend etwas zu tun mit dem heutigen Odilienberg, mit dieser Abart und Verdrehung des Gewollten? Wahrhaftig nicht! Was tat es, daß er früher nie zu Mahrs engstem Kreis gehört hatte?

Hannes war ein stiller, braver Junge mit kurz geschorenem Haar gewesen, der damals wie heute scharfe Augengläser tragen mußte und im Unterricht wegen Kurzsichtigkeit ganz vorn saß. Solche Jungen waren nie Mahrs Sache gewesen. Aber Mahr hatte Anstand, Ehrlichkeit, guten Charakter gespürt — darum war Hannes Müller einer von den fünfzehn, zwanzig, die Mahrs Kameradschaft damals füllten. Kein Erwählter — ein Füllsel; kein zu Verehrender — ein Verehrer; kein von sich aus Erleuchteter — sondern einer, der ein wenig Licht abbekam und brav in Treuen diente.

In Treuen. Wie war Hannes Müller treu! Mahr bedachte es in diesen Tagen der neuen Begegnung. Nie hatte er sich

recht um diesen Jungen bekümmert, immer ihn nur geduldet, nie war der Funke übergesprungen vom Meister zum Jünger, nie der Strom von Glück ihm spürbar geworden, den Mahr an die ihm Nächsten so überreich verströmte. Und gerade dieser war ihm treu geblieben durch zwei Jahrzehnte! Eigentlich war es zum Lachen. Was war aus den anderen geworden, denen er sein Herz geschenkt, um die er geworben, gedient hatte, er, der Mann, um die Knaben? Wie hatten sie es ihm gelohnt, diese Jahre grenzenlosen Glückes und Erhobenseins, dies gemeinsame Leben, Reisen, Schauen, Wachsen, dies reichste, heiligste, höchste Erlebnis ihres von da ab so simplen und armseligen Daseins? Alle fast waren sie abgefallen. „Verspießert", nannte es Mahr mit einem spöttischem Auflachen, als täte es ihm nichts, aber es war mehr als bürgerlicher Anpassungsprozeß, fast immer war es Abfall und Verrat gewesen. Kaum einer hatte durchgehalten. Und jene drei oder vier, die ihm treu bleiben wollten ein Leben lang, nicht ihm, der Odilienberger Idee, verkörpert im Führer und Freund — sie waren zugrunde gegangen, verschollen der eine, verschwunden, spurlos, als Student in Paris, Selbstmord oder Verbrechen, Mahr hat es nie erfahren. Gefallen zwei, drei andere, verschlungen vom Irrsinn des Krieges. Ihrem Gedächtnis war Mahr treu, er kannte nichts Höheres als ihre Namen. Er, der allem Lebendigen Ungetreue, verhing sich in die geliebten Toten seines Lebens: die Mutter, die Schwester, der Verschollene, die Gefallenen. Selten kam ihm dämmernde Erkenntnis, daß auch hier der Tod nur die mildeste Form der Trennung war ...

Fast alles, was noch lebte an früheren Freunden, war ihm fern und fremd. Nicht feindlich — fremd. Er begehrte nicht, sie wiederzusehen, sie waren so entfernt diesem Odilienberg und diesen Menschen, seit sie zum letztenmal übern Horizont gegangen, lebten so ganz ihr Leben, mit Frau und Kind und Beruf und tausend, tausend Kom-

promissen, die jede Stunde Leben draußen erfordert, daß es peinlich und unnötig war, dies alles neu zu erwecken. Wenige haßten Mahr. Die meisten bewahrten ihm dankbares Gedenken wie einem Toten. Auch er haßte sie nicht — sie existierten nicht mehr. Kaum waren sie draußen untergetaucht, war alles aus. Neue waren immer dagewesen. Neue, sooft, soviel er wollte. Menschen, die ihn brauchten, die nach ihm griffen, denen er Helfer war in schwierigsten Jahren, Helfer, Beglücker, Erwecker. Nach ein paar Jahren war auch das wieder vorbei. Erledigt. Die Nächsten, bitte. Es war Arbeit am laufenden Band. Das, was gerade vor ihm war, mußte bearbeitet werden, mit ganzer Leidenschaft, man durfte nicht rückwärts, nicht vorwärts sehen. Alle Kraft der Gegenwart! Wer hat da noch Zeit, über alte Freundschaft zu grübeln? Sentimentalitäten. „Es kommen immer wieder Neue", pflegte er zu sagen. „Treue ist Stillstand." Es klang grausam. Es war Notwendigkeit, Glück und das gute Recht der zur Stunde von ihm Beglückten.

Nun ging Mahr mit Hannes Müller übern Horizont. Sechzehn Jahre war das her, seit dem letzten Gang übern Horizont Mahr versuchte in dem Gesicht zu lesen. Es war noch das brave, harmlose Jungengesicht, eher hübscher geworden; dem Mann stand die goldene Brille, der Knabe hatte mit den Nickelrändern „armenhäuslerisch" gewirkt — Mahr entsann sich plötzlich dieses damals gebrauchten Wortes, lachte, erzählte es Hannes. Der lachte auch.

Natürlich sagten sie du zueinander. Warum denn nicht, Hannes? Er hatte scheu und ehrfürchtig mit Doktor in der dritten Person begonnen. Aber das kam nicht in Frage. Hannes von der Kameradschaft Mahr ... Sie lachten. Herrgott — die Fichte! Hannes blieb stehen. Die Fichte! Donnerwetter, die hatte er doch als Sekundaner zu Mahrs Ehren gepflanzt, als „Gestalt der neuen Jugend" erschienen war. Freilich, Mahr wußte es noch. Er sah sie ja seit neun-

zehn Jahren, ein tüchtiger Baum, was? Gute Lage. Trokken. Sonne. Wenig Wind. Kein Unterholz. Jawohl. Alte, gute Odilienberger Arbeit ... Heute eine Fichte pflanzen — überflüssige Angelegenheit! Im Herbst wäre sie verdorrt oder verfault. Manches hat sich geändert, Hannes ...

Mahr redet. Lange hat er nicht geredet, seit langem konnte er nicht reden — seine Jungens Olaf und Peter sind da nicht zu rechnen — dieses Gesicht aus anderen Tagen, dieser Hannes mit der Nickelbrille löst und lockert ihn in überraschender Weise. Er redet. Hannes Müller hört zu. Manches erscheint ihm verzerrt und schief, wie Mahr es sieht. Die Einsamkeit, die Enttäuschung, der Haß auf das Heutige hat den Klugen verwirrt. Im Kern gibt er ihm recht. Mehr: ein tiefes und gewaltiges Wollen befällt den stillen Arzt aus Breslau, eine neue Leidenschaft den kühlen Mann aus der Stadt, angesichts der sehr geliebten Landschaft, die er fast vergessen und die nun wieder um ihn ist mit all ihren tausend vertrauten Kleinigkeiten und wehen Zeugen seiner Knabenjahre. Seine schwachen Kräfte bietet er an. Alles, was er hat. So ganz klein und töricht wie damals ist er nicht mehr ...

Mahr lächelt, als er das sagt, und Hannes' Worte werden immer verwirrter unter diesem herrlich auszeichnenden Lächeln seiner Jugend, während sein Herz klar und entschieden ist wie noch nie. Eine heilige Lust, zu helfen, zu retten, zu bewahren, befällt ihn. Seltsam genug, daß der einst geliebte Führer, der Angestaunte, Bewunderte — jetzt alternder Mann und Kamerad, neben ihm schreitet und Vertrauen, Hingabe, Treue mit einer Selbstverständlichkeit von ihm fordert, als lägen zwischen damals und heute nicht ein halbes Leben, sondern drei Tage Radtour nach Rothenburg und Dinkelsbühl.

Hannes Müller tut nicht viel, er wartet ab, orientiert sich, beobachtet. Aber schon seine Anwesenheit in Odilienberg verändert alles.

Mahr ist nicht mehr allein. Das ist die große, neue Tatsache, das Wunder geradezu, daß Mahr nicht mehr allein ist. Man hat sie beide am ersten Nachmittag zusammen über den Horizont gehen, dann in den Wäldern verschwinden sehen. Am Abend saß am Tisch der Kameradschaft Mahr zwischen Mahr und Peter der neue Arzt. Man hörte, daß sie du zueinander sagten. Am nächsten Morgen hospitierte Mahr in Dr. Müllers erster Unterrichtsstunde über „Lebenskunde". Was seit undenklichen Zeiten nicht geschehen: Mahr war in den Gängen des Schulhauses sichtbar, betrat ein Klassenzimmer, setzte sich auf eine leere Bank und hörte zu. Danach gingen sie beide in Mahrs Arbeitszimmer.

Mahr war nicht mehr allein. Die selbstgewählte Isolierung, die ihn hier unter lauter Gruppen und Grüppchen schwach gemacht, war durchbrochen. Die Verbindung zur Welt war wieder hergestellt. Die Lehrer standen vor einer neuen Situation. Man sah sich den neuen Mann an. Einige alte Lehrer kannten ihn noch flüchtig von früher. Es war nichts gegen ihn zu sagen. Mahr hatte ihn als Jungen schlecht genug behandelt, hieß es, der arme Kerl war vernarrt gewesen in ihn, aber was kümmerte das einen Mahr! Der hatte andere damals. Nun erntete er die Früchte seiner Herzenskälte: Freundschaft, Dankbarkeit, Treue. Bei Mahr war alles anders, verdreht, unverständlich ...

Hannes Müller gefiel. Seine stille, ruhige, zuverlässige, bescheidene Art war ungewohnt in Odilienberg. Hier war ja jeder eine sehr ausgeprägte Persönlichkeit, jeder etwas ganz anderes, Neues, noch nie Dagewesenes, das sich durchsetzen und behaupten wollte und wichtig genommen werden mußte. Hannes Müller erhob keinerlei Ansprüche dieser Art. Er war zu allen freundlich und bescheiden. Er

nahm Rat an. Er betonte nie, daß er „alter Odilienberger" war. Er gab sich als Arzt aus der Stadt, der interessiert und begierig, zu lernen, für eine Weile nach Odilienberg gekommen war. Daß er Arzt und nicht Lehrer war, verschaffte ihm vor allem Sympathien. Schon das schaltete jede Konkurrenz aus. Die vier Stunden „Lebenskunde", die er gab, waren kaum als pädagogische Leistung zu rechnen. Überdies spottete er selbst über seine mangelnden pädagogischen Fähigkeiten. Nichts erwirbt mehr Sympathien als das Eingeständnis von Mängeln, die man nicht hat.

Die Schüler vor allem mochten den neuen Arzt gut leiden. Daß er alter Odilienberger war, gab ihm hier, bei den Jungens, großen Vorschuß. Irgendwie, fühlten sie, war er anders als die übrigen Lehrer. Über gewisse ganz zarte Dinge konnte man sich leichter mit ihm verständigen, eben weil er als Junge hier oben gewesen war. Wenn er im Unterricht sagte: „Vischer, sitzen Sie ruhig! Ihre Bank splittert, da habe ich mir schon vor zwanzig Jahren die Hosen zerrissen", so war das glänzend, auch wenn es nicht stimmte. Wenn er über den Hof nach dem Büro ging, sprang er an einer bestimmten Stelle über die Rasenfassung. Alle Odilienberger Schüler seit der Gründung taten es. Niemand wußte warum. Vielleicht war es eine halbe Sekunde näher, als wenn man nicht sprang. Kein anderer Lehrer dachte je daran. Hannes Müller tat es ganz selbstverständlich, ohne es zu wissen. Die Jungens merkten es, wie sie alles merken.

Vor allem aber merkten sie jetzt, daß Mahr zwei Gesichter hatte. Bisher kannten sie nur das eine: das kalterstarrte, graue, unerbittliche. Nun plötzlich sahen sie ihn zuweilen bei Tisch lachen, wenn er mit Hannes Müller sprach, schallend konnte er lachen, ganz hingegeben und ohne Vorbehalte. Sie staunten und stießen sich an: der schleichende Tiger lacht. Einige wagten, ihn nun wieder zu

grüßen, morgens, wenn man sich auf dem Hof begegnete. Es geschah, daß Mahr zurückgrüßte. Die Neuigkeit verbreitete sich schnell. Der schleichende Tiger ist gar nicht so böse, wie er aussieht, hieß es. Aber schon am nächsten Tag erfuhr man, daß ein Primaner, der es riskiert hatte, Mahr im Klosterkorridor höflich anzusprechen, einfach von ihm stehengelassen worden war, als wäre er Luft mit Spucke ...

Zur Sonnwendfeier wurde von der Schülerschaft eine Nachtfahrt nach der Falkenburg beschlossen. Die Falkenburg war von jeher beliebtes Ziel der Odilienberger, wenn es etwas zu feiern gab. Eine alte Raubritterburg, leidlich erhalten, auf spitzem Bergkegel, weit ins Land ragend, in vernünftiger Verwaltung, die gegen Feuer, Abkochen und Zelten nichts einzuwenden hatte.

Den einzelnen Kameradschaften war die Teilnahme an der Fahrt freigestellt. Auch war es dem Belieben überlassen, auf welche Weise man das Ziel erreichen würde. Zeit und Treffpunkt nur standen fest: zwischen Mitternacht und Sonnenaufgang Falkenburg, Nächtigen im Freien, Lagerfeuer, Abkochen, Zelte.

Kurz vor Abmarsch der einzelnen Gruppen verbreitete sich das unwahrscheinliche Gerücht: Kameradschaft Mahr kommt mit. Ist bereits unterwegs. Auf Rädern. Mahr, Olaf, Peter und Dr. Müller. Man wußte nicht, ob man sich freuen sollte. Niemand unter den Schülern erinnerte sich, daß Mahr je in den letzten Jahren an einer derartigen Veranstaltung teilgenommen hatte. Nur Spott und Hohn hatte er für dergleichen kindlich-sentimentale Scherze. Was war geschehen?

Auch das mußte der neue Arzt zuwege gebracht haben.

Die Kameradschaft Silberstedt hat beschlossen, auf Rädern nach der Falkenburg zu fahren. Nur einige der Jun-

gen, die sich im Besitz von guten Motorrädern befinden, wollen später nachkommen. Morgeneier und Husmann gehen mit ihren Leuten zu Fuß, sie sind schon früh aufgebrochen, es handelt sich um über fünfzig Kilometer. Dr. Sonnenschein und Fräulein Gutgesinds Scharen benutzen von Beerfelden bis Weila die Bahn und schleichen dann nur die letzte Stunde zur Burg hinauf. Es sind die ganz Faulen, sie verdienen keine Beachtung.

Der Abend liegt lau und schwer über der Landschaft. Gewitter drohte eine Zeitlang, hat sich dann aber gegen den Frankenwald hin verzogen. Nun ist der Himmel klar, sehr blau, wie selten in diesen Breiten. Gegen Mitternacht ist der abnehmende Mond zu erwarten.

Die Kameradschaft Silberstedt bricht erst gegen Abend auf; man hat vorher noch „Sport" und „Arbeitsstunde" erledigt. Sibbi und seine Leute tun sich was zugute darauf, daß der Odilienberger Betrieb durch die Falkenburg-Fahrt und ähnliche Unternehmungen in keiner Weise leidet. Früh halb sieben, zum Waldlauf, wird man wieder hier sein, als wäre die Nacht im Bett verbracht worden.

Silberstedt ist in der heitersten Stimmung. Selten war er so gelöst und frei. Er ist wie verwandelt in letzter Zeit. Sergej und Bamberger haben festgestellt, daß diese Wandlung seit des unbedeutenden Vischer Eintritt in die Kameradschaft datiere. Sergej beabsichtigt, eine kühl-sachliche Abhandlung zu schreiben und Berliner Blättern anzubieten, deren Titel lauten soll: „Blaublond als Verwirrungsursache des Intellektes. Aufdeckung einer Kausalität." Er wird darin nachweisen, daß nahezu alle großen Männer durch den Einfluß blaublonder Personen von ihrer Erfolgslinie abgebracht und, plötzlich instinktlos, den Fehlern und dem Unglück anheimgefallen sind. Auch Napoleon soll nach neueren Feststellungen in der Nacht vor Leipzig mit einer blonden Marketenderin aus Wurzen geschlafen haben. Die alten Freunde, vor allem Sergej, sorgen sich um Sibbi. Sie

alle erkennen die Gefahr Hannes Müller, die Stärkung Mahrs, nur Sibbi erkennt sie nicht. Er ist blind plötzlich. Man muß gut auf ihn achtgeben.

Vorläufig freilich geht es ihm glänzend. Sein gelbes Gesicht zeigt Farbe. Seine traurigen Augen lächeln zuweilen. Da er jetzt im Hochsommer nicht mehr die schwarzen Breeches, sondern gelbe Cordhosen und ein weißes Hemd mit offenem Kragen trägt, sieht er jünger aus als sonst. Die kleine schmalhüftige Gestalt könnte für einen Sekundaner gelten. Wenn er neben Sergej steht, ist nicht zu sehen, wer Lehrer und wer Schüler ist.

Mirjam und Erhard sind nun mittendrin in dem Silberstedtkreis. Sie können sich schon nicht mehr vorstellen, wie es früher war. Erst jetzt sehen sie, was sie als Gäste und Geduldete nicht erkennen konnten, welch freier, schöner Geist in der Kameradschaft Silberstedts herrscht. Man versteht sich ausgezeichnet, alle verstehen sich, auch wenn sie eigentlich Gegner sein müßten. Sergej und Erhard — Welten müßten sie trennen, aber sie kommen famos miteinander aus; hinter allem leisen Spott und frischer Ulkerei steht unentwegt Hilfsbereitschaft und natürliche Verbundenheit. Man schätzt an anderen, was man selbst nicht hat. Man spottet über das, was man gern haben möchte. Da jeder ein bißchen spottet und, sobald man ihn braucht, trotzdem nicht versagt, ist alles in bester Ordnung. Sibbi hält sich ganz zurück. Er taucht wirklich unter, ist ein echter Kamerad, kaum daß man für gewöhnlich spürt, daß es ihn überhaupt gibt. Sein Erziehen besteht in einem klugen Sich-für-alle-Fälle-Bereithalten. Man weiß, daß es eine Instanz gibt, an die man sich in Not und Gefahr wenden kann. Einen, der vieles sieht und wenig darüber spricht. Einen, der versteht, ohne als Gegengabe zu verlangen, daß man ihn wichtig nimmt. Ein bescheidener, kluger Mensch, der nervös ist und Stimmungen unterworfen, der es schwer hat zuweilen, wie man selbst,

und der nur zufällig vor der Jugend die Erfahrung weiterer zwanzig Jahre voraus hat.

Zwischen Mirjam und Erhard herrscht jetzt große Seligkeit. Mirjam hat gleich nach Eintritt in die Kameradschaft Gelegenheit genommen, mit Sergej übern Horizont zu gehen. Sauberkeit tut not. Ehrlichkeit. Sachlichkeit. Nur keine Unklarheiten und Hinterhalte.

„Werter Sergej", hat sie mit ihrem zwitschernden Stimmchen gesagt, „Vischer — c'est mon ami! Seit sechs Jahren schon, als wir noch sooo klein waren. Wenn wir in den letzten Wochen uns ein bißchen geschnitten haben, so war das unsere Sache. Privatangelegenheit. Jetzt ist wieder alles in Ordnung. Lie-ieber Sergej — solltest du Wert darauf legen, daß wir beide Freunde bleiben, so mußt du ungewöhnlich nett und anständig zu Erhard sein. Deine Knutschbedürfnisse wirst du in Zukunft anderweit befriedigen . . ."

„Knutschbedürfnisse", hatte Mirjam gesagt. Das war deutlich. Sergej hatte es trotzdem dreimal nicht verstanden, er war ja Russe, und die letzten Feinheiten der deutschen Sprache waren ihm noch verschlossen. Schließlich fand es Mirjam am einfachsten, ihm als „Abfindung" das schwierige Wort noch einmal zu demonstrieren, womit sich Sergej einverstanden zeigte. Aber es war nichts Richtiges mit diesen Küssen; Küsse als Lehrmittel zwecks Sprachverständigung sind offenbar nur eine halbe Sache.

Sergej war gottlob nicht dumm. Er ging schon eine Stunde später mit Monika v. Tremplin, seiner alten aristokratischen Freundin, übern Horizont und bot ihr Waffenstillstand bis zum Ausbruch der Weltrevolution an. Monika akzeptierte das Angebot. Sergej strich vor ihren Augen den Baron Reibnitz und die Gräfin Rantzau aus der Liste der zunächst zu Erschießenden, was Monika als Gegenkonzession verlangt hatte. Sergej fand das Opfer keineswegs zu teuer, als er das zarte blonde Köpfchen der Mo-

nika, deren Haar das ganze Jahr nach Reseda roch, unter seinen Lippen fühlte.

Die Kameradschaft Silberstedt fährt, um den Staub zu meistern, als langgezogene Kolonne die Straße abwärts nach Beerfelden. Es sind jetzt achtzehn Leute, ein stattliches Bild, soviel Jugend auf frischgeputzten Rädern, hell und frisch gekleidet in vielerlei verwegenen Farben, braungebrannt und übergesund, alle mit den blauen weiten Baskenmützen. Die Bauern in den Dörfern, die Feierabend vor den Häusern halten, sperren Mund und Nase auf, als die Bande vorüberstiebt. „De frein Schieler, lauder freie Schieler! Was die Leit 's gutt han." Aber sie sind nicht unbeliebt, die freien Schüler; wenn Not an Mann ist, sind sie zur Hilfe bereit.

Monika und Mirjam sind die beiden „Damen" der Kameradschaft. Die anderen vier oder fünf Mädchen sind Kleinvieh, alles unter Quarta, verspielte Dinger. Monika klärt Mirjam, die das natürlich brennend interessiert, eben über die kleinen Mädchen auf.

„Denk dir, was sie neuerdings treiben!"

„Na —?" Mirjam ist ganz Spannung.

„Menschenhandel."

„Menschenhandel —?"

„Ja, soweit nicht noch einfacher Tauschhandel herrscht. Sie verkaufen sich Freunde. Für Bargeld. Drei Mark, drei fünfzig. Mit zwei Wochen Garantie. Ilja beispielsweise ist ein hochbezahltes Objekt. Ilja ist natürlich unverkäuflich. In festen Händen von Ivo. Aber man kann Rechte an ihm erwerben. Ilja abends im Bett Märchen erzählen dürfen, kostet ein Monatsabonnement Sonntagskuchen."

„Feinschmecker, diese Kleinen", sagt Mirjam.

„Ja, aus unserem Kuchen machen sie sich nichts . . . Auch Niki Eversen ist gefragt. Er hat das Nasenreiben einge-

führt und lebt nicht schlecht davon. Er vermietet seine kleine Stupsnase."

„Wozu? Zum Schneuzen?" fragt Mirjam naiv.

„Zum Nasenreiben natürlich. Sie scheinen es als mildere Form, als Vorstufe des Kusses anzusehen. Niki behauptet, das wäre in China die neueste Mode, man glaubt es und reibt en masse. Er nimmt für fünfmal Reiben einen Leibnizkeks, im Dutzend gibt er es billiger. Ich habe die schwierige Rechnung nicht verstanden. Bin völlig desinteressiert an Nikis Kindernase."

„Ich weiß nicht", sagt Mirjam zögernd, „wenn er w i r k l i c h Rabatt gibt, ließe sich darüber reden. Aber nur abends, im Dunkeln. Sonst ist's zu lächerlich."

„Ha — was glaubst du", lacht Monika, „nach Eintritt der Dunkelheit verlangt er natürlich das Dreifache. Sooo dumm sind die Kleinen auch nicht mehr . . ."

Beerfelden wird ohne Aufenthalt, aber mit enormem Klingelkonzert durchsaust. Die Stadtkirche läutet gerade aufdringlich den Abend ein, alle Welt ist unterwegs, Hausfrauen machen Einkäufe, die Oberrealschüler, das sture Gesindel, flanieren mit kuhäugigen Backfischen und betrachten böse die Odilienberger. Der Schutzmann am Markt, der den gesamten nicht vorhandenen Fahrverkehr zu regeln hat, gerät in nervöse Zuckungen, als er die Odilienberger Horde die Straße heruntersausen sieht, und retiriert an einen Laternenpfahl. Es sollte sein Glück bedeuten, denn Sergej, der beim Anblick von „Polypen" besonders hemmungslos den Drang nach der neuen Gesellschaftsordnung verspürt, plant, ihn so geschickt mit dem linken Pedal zu streifen und gleichzeitig, Straucheln markierend, in die Hüfte zu boxen, daß der Beamte wochenlang keinen Verkehr mehr würde regeln können. Der Laternenpfahl aber verhindert alles. Sergej schaut verärgert nach anderen Opfern aus; aber es findet sich bedauerlicherweise nichts Uniformiertes weit und breit.

Im Flußtal liegen schon leichte Abendnebel. Aus den fetten Wiesen dunstet es feucht und kühl. Man hat nun keine steile Abfahrt mehr, in weiten Kurven geht es nählich den Flußlauf entlang. Die Rotte Odilienberger zieht sich weiter auseinander.

Sibbi und Sergej sind bisher zusammen gefahren. Jetzt pirscht sich Sergej zu den beiden Mädchen, Mirjam und Monika, vor, während Silberstedt stoppt und auf Erhard wartet, der zurückgeblieben ist, um sich eine Mücke aus dem Auge zu holen.

„Raus?"

„Hm. — Da."

Auf Erhards Zeigefinger schwimmt in einer Träne etwas Schwarzes. Es ist die tote Mücke.

Sie fahren weiter.

„Kommen eigentlich noch Leute hinter uns?" fragt Erhard.

„Wir sind die letzten. Nur noch Ulli Pocher und Fred Hachenberger auf Motorrädern. Sie fahren erst um zehn oben weg."

„Fabelhaft, so 'n Motorrad", sagt Erhard, denkt aber dabei an den herrlich leisen Horch 8, den Mirjams kleine Mama durch München steuert.

„Gewiß", sagt Silberstedt, „ich möchte nicht gelebt haben vor Erfindung des Motors. Es muß trostlos und langweilig und fürchterlich still damals auf der Welt gewesen sein."

Erhard sieht Sibbi an. Komischer kleiner Mann ... Was hat er schon vom Motor! Er besitzt keinen, wird nie einen besitzen, und würde, wenn er einen besäße, kaum etwas damit anzufangen wissen. Wozu also diese Hymne? Es fällt Erhard ein Wort Mahrs ein, das in Odilienberg kursiert und viel Spötter findet — etwa so: „Der Motor ist das Schlimmste; er vor allem trägt Schuld an der Ungeistigkeit und Verflachung der Jugend. Er ist der laute

Betäuber jugendlicher Hohlheit, Dummheit, Bequemlichkeit; letzte Zuflucht der Minderwertigen aus der Trostlosigkeit ihrer seelischen Armut ins sogenannte Leben." So ungefähr. Darum also verherrlicht der kleine Silberstedt den Motor ...

„Wolfgang Ried hat jetzt auch 'ne Maschine."

„Ja — Harley Davidson." Sibbi hat sogar die Marken gelernt. Moderner Pädagog ... denkt Erhard und lächelt.

„So weit wirst du es auch noch mal bringen, Erhard."

„Fraglich. Mutt hat doch kein Geld, und bis ich's selbst verdiene, macht's keinen Spaß mehr."

„Fahrrad ist auch ganz schön", versucht Sibbi zu trösten.

„Romantischer."

„Liebst du das Romantische —?"

Erhard weiß nicht, was er sagen soll. Liebt er das Romantische? Ja. Es scheint so. Wald und Mond — das liebt er sehr. Aber er liebt auch Autos und Flugzeuge, Häuser mit flachem Dach und Bahnhöfe bei Nacht. Liebst du das Romantische ...? Sibbi wartet auf Antwort.

„Nachts ja. Für den Tag ist's nichts."

Sibbi lacht. „Also Kompromiß! Wenn das der Gründer Odilienbergs wüßte! Nichts haßt er so wie Jugend, die zu Kompromissen neigt."

Erhard wird unsicher. Das hatte er nicht erwartet. Er denkt nach und schweigt. Er glaubt zu wissen, daß Sibbi unrecht hat. Vielleicht ist es bei Mahr ganz ähnlich wie bei ihm. Aber er kann es nicht beweisen. Man müßte Mahr einmal fragen ... Man müßte! Wer hat den Mut —?!

„Tags neue Sachlichkeit, nach Sonnenuntergang romantische Weltanschauung", rekapituliert Sibbi. „Im Dunkeln Hölderlin, Novalis, Hesse, Pfitzner. Bei Licht Poelzig und Georg Kaiser."

„Man darf es nicht so teilen, wie ich es tat, das ist natürlich Unsinn, mit Tag und Nacht ..." Erhard sucht

mühsam nach Worten. Er möchte sich klar ausdrücken und findet nicht die Worte. „Vielleicht sollte man anders teilen, in — in Seele und Leib etwa... verstehst du? Die Seele braucht das Romantische, das Dunkel, das Geheimnis, immer braucht sie das, früher und jetzt und in jeder Zukunft. Der neue Leib aber liebt das Klare, Nüchterne, Geformte, Geordnete, er haßt die Verzierung, den Schwulst und das Drumherum — verstehst du, Sibbi, was ich meine? Du kannst natürlich statt Seele auch Herz, Gemüt, Sinne sagen und statt Leib einfach tägliches Leben, Umwelt oder so."

„Und der Geist, Erhard, der scharfe, unbestechliche Geist? Du vergißt die Hauptsache."

„Die Hauptsache —? Nein, Sibbi, das kann nicht die Hauptsache sein! Dies bißchen Geist, das wir Durchschnittsleute haben — ist denn das so wichtig? Ihr überschätzt den Geist. Es ist so gleichgültig, ob wir etwas mehr oder weniger wissen, ob wir etwas klüger oder dümmer sind als die anderen. Aber es ist nicht gleichgültig, ob wir — schön sind und gut."

„Keine Banalitäten, Erhard!"

„Das sind keine Banalitäten!" Erhard ärgert sich über die Zurechtweisung und schlägt mit der Faust auf die Lenkstange, daß alles klirrt. „Ich habe in München auf der Staatspenne Griechisch gelernt, du hast mich schon einmal deswegen verspottet, Sibbi. Aber du tust unrecht daran. Wenn die ‚alten Griechen' nichts gedacht und gesagt hätten als die Sache mit der Kalokagathia, dann wären sie es immer noch wert, daß wir sie verehren und lernen. Schön und gut — was kann ich dafür, daß es keine andere Übersetzung gibt als diese Schmierworte unserer Sprache! Deshalb bleibt es doch das Größte, was wir erreichen können. Ich wenigstens. Ich möchte schön und gut sein. Denn ich bin kein ‚scharfer Geist'. — Gott sei Dank."

Sie schweigen. Sie fahren durch Hochwald, hier ist es dunkel und sehr kühl. Erhard stellt den Dynamo an, die Kurbel surrt, ein breiter Lichtkegel liegt vor ihnen auf dem Weg.

Silberstedt ist auf eine seltsame Weise bewegt. Welch ein Junge! denkt er fast voll Neid. Welche Sicherheit, wieviel Mut zu seinen Mängeln und wieviel Stolz! Was fiel mir da in die Hände, unverdient! Silberstedt kann nicht reden, nicht antworten, Schmerz ist in ihm und doch auch Freude. Vor allem aber ein lebendiges Fließen.

„Kennst du Stefan George?" fragt Erhard aus dem Dunkel. Seine Stimme klingt aggressiv, er ärgert sich noch immer, er weiß, daß George ein wunder Punkt bei Sibbi ist.

Silberstedt möchte nicht wieder scharf werden, er möchte überhaupt nicht streiten jetzt, die Welt mit diesem Jungen da ist so durchaus in Ordnung, in diesem Augenblick, daß es keines Streites bedarf.

„Ich schätze ihn nicht", sagt er spitz und vorsichtig.

„Ich liebe ihn!"

Da stehen wieder die Fronten.

„Verstehst du ihn?"

„Noch nicht alles. Gerade das ist so schön, daß ich es nicht verstehe, nur höre."

„Er ist dumm und eitel." Silberstedt ärgert sich, daß der Streit sich schon wieder zuspitzt.

„Nein, Sibbi, das ist er nicht. Dann verstehst du ihn noch weniger."

„Ich hasse diesen Schwätzer!"

Sibbis Stimme überschlägt sich. Ein kleiner, schimpfender Pauker, denkt Erhard, und Silberstedt fühlt, was der Junge denkt. Erhard weiß aber zugleich, daß Sibbi ja gar nicht diesen Stefan George haßt, er haßt ja nur Mahr in ihm, überall nur Mahr.

„Das ist aristokratische Vereinsmeierei, weiter nichts.

Gäbe es noch einen Kaiser, würde dieser einsam-kalte Dichter sich längst am Freiherrntitel wärmen . . .“

„Er ist ein Dichter. Sie sind selten“, sagt Erhard.

„Wenn Dichten Umnebeln des Einfachen wäre, künstliches Brauen von Worten, Schwulst um ein Nichts. Aber zufällig ist es das Gegenteil: Klären, Deuten, Sichten, Erkennen, Berichten, Darstellen.“

„Das ist Wissenschaft!“

Silberstedt sieht Erhard an; sie gleiten jetzt wieder über freies Feld. Sechzehn Jahre, denkt Silberstedt, er hat die sechzehn Jahre vor mir voraus.

„Bis hierhin, Erhard, sind Wissenschaft und Dichtung dasselbe“, redet er erregt, ohne klar zu überlegen. „Jetzt erst teilt sich der Weg. Die Art der Darstellung, das Servieren gleichsam des als wahr und richtig Erkannten ist das Entscheidende. Die Wissenschaft hat sich auf das sachlich-kühle, objektive Darstellen zu beschränken. Sie wirkt durch Kälte. Der Dichter wirkt durch Glut. Er gibt seinen Erkenntnissen persönliche Sprache, läßt Menschen reden, schreien, beten, macht Gestalten zu Trägern und Verkündern einer Idee, eines Zieles. Immer aber muß Dichtung ideebesessen sein, einer Sache dienen, einem Ziel, einer Leidenschaft. Und zwar nie, Erhard, niemals einer privaten, persönlichen, kleinen, menschlichen Leidenschaft. Die Zeit ist vorüber, gründlich, da uns die Bauchschmerzen des Poeten X. interessierten. Heute ist Dichten Kollektivangelegenheit. Immer muß ein Massenschicksal dargetan werden, meinetwegen im Einzelschicksal demonstriert. Die Grenze zur Politik hin ist verwischt. Insoweit Politik Weltumwandelnwollen ist, ist Dichtung nur ihr Sprachrohr. Ich kenne nichts Widerlicheres als Dichtung um sich selbst herum.“

Erhard schweigt. Es läßt sich hören, was Sibbi da sagt, man hat es sogar schon gehört, in Odilienberg reden sie alle so oder ähnlich. Aber was soll das ihm? Massenschick-

sal? Dienst einer Idee? Politik? Weltumwandlung? Er bedenkt in aller Eile, ehe er antwortet, welche Dichter er liebt, aus tiefer Seele und ohne Gründe, ohne Überlegung, und er stellt fest, daß sie alle nichts, fast nichts mit Massenschicksal, Politik und Ideebesessenheit zu tun haben. Alles, was ihn bisher berauscht, entzückt, erhoben und grenzenlos beglückt hat, war ohne sichtbare Idee, man spürte nichts von Politik und Weltumwandelnwollen, aber man wurde selbst gewandelt; reiner, freier, besser und schöner (schon wieder das dumme Wort!) war man nachher, erfüllt von einer scheuen und zärtlichen Liebe zum Leben, zur Welt und zu den Dingen ringsum.

„Wenn nun aber keine Idee da ist, Sibbi — was dann? Muß denn immer eine Idee da sein? Ein Gedicht braucht keine Idee. Es ist wie die Wiese hier — einfach da. Voll Duft und Farbe."

„Ein Gedicht — mag sein. Aber, Erhard, wer liest denn heute noch Gedichte? Backfische und alte Damen. Man sollte doch endlich von Staats wegen verbieten, Gedichte zu drucken. Wir hatten an der Staatsschule einen alten Gesangslehrer, er war taub, hatte nur noch drei Vorderzähne, aber einen sehr klaren Kopf. In seiner Freizeit las der Alte die ganze Lehrerbibliothek von vorn bis hinten. Eines Tages kam er ärgerlich zu mir, ich verwaltete die Schränke, und zischte mich aus seinen drei Vorderzähnen böse an: ‚Gottverdammich', sagte er, ‚schafft doch endlich mal was Neies an. Seit sechs Wochen bin ich schonn bein Gedichten . . .' "

Erhard lacht laut auf, Sibbi bringt das Zischen der drei Zähne meisterhaft heraus.

„Siehst du, Erhard, der Mann war Gesangslehrer und taub — aber seiner Zeit war er weit voraus. Wen kümmert heute noch Lyrik? Wer liest Gedichte anders als in äußerster Notlage, bar alles Gedruckten? Lyrische Stimmung — ein furchtbares Wort. Neulich versuchte ich einen

Roman zu lesen; der naive Verfasser läßt darin ‚Sturm rauschen', ‚Schindeln klappern', manchmal gehen Menschen ‚umschlungen unter dem Mond' spazieren. So was verursacht mir Brechreiz. ‚Sturm rauscht' — heute rauscht kein Sturm mehr! Das gibt es nicht mehr! Gott sei Dank sind wir darüber hinaus. ‚Wenn ich einen Baum sehe, bekomme ich schon das Kotzen', hat einer unserer sachlichsten Dichter gesagt. Tatsächlich. — Wen interessiert Natur? Mond sollte polizeilich verboten sein."

Erhard möchte anhalten und sich flach auf die Erde legen. Auf einmal überkommt ihn eine grenzenlose Sehnsucht nach Erde. Alleinsein, Stille, nach einem Tier oder nach einem kleinen Kind. Er haßt Silberstedt nicht. Er sieht ihn nur plötzlich ganz klar. Ein armer Tropf. Eine Mißgeburt. Auf einem Auge blind, auf einem Ohre taub, ohne Sinne, mit einem riesigen, ballonartigen Gehirn, das aus Mund, Nase, Ohren quillt, weil es im Kopf keinen Platz mehr hat.

Sie schweigen lange. Rechts, jenseits des Flusses, taucht ein Dorf auf, darüber, noch verhüllt in dünnen Nebeln, auf spitzem Bergkegel, die Falkenburg. Noch einmal sagt Erhard etwas, er weiß, daß er mit Sibbi dann nie wieder über diese Dinge sprechen wird; seine Stimme zittert.

„Und das ist gar nichts, Sibbi — wenn ein Mensch, ein einzelner, bewegt wird durch Dichtung im Grund seines Herzens? Das ist gar nichts, wenn ich im Zimmer sitze, die Lampe brennt, ich lese, und plötzlich ist eine Landschaft bei mir? Ich rieche die Felder, sehe den Abendhimmel, greife die klare Luft, atme tief, tief auf, ein Vogel schlägt leise an, er schläft schon halb, aus dem Dorf dringt Gesang der Mädchen zu mir. Und ich bin glücklich."

„Es kommt nicht darauf an, daß du glücklich bist", sagt Silberstedt.

„Das werde ich nie verstehen."

„Doch — später. Wenn du weißt, daß ‚Glück' nur ein anderes Wort für ‚Bequemlichkeit' ist."

„Nein, Sibbi, nein! Glück ist nicht gleich Bequemlichkeit. Nie und nimmer. Wie kannst du so reden? Glück ist Bewegung. Glück ist Angerührtsein. Glück ist Rausch. Bequemlichkeit —! Ist der Rausch vielleicht bequem, wenn ihm doch so unweigerlich die Ernüchterung folgt? Bequem ist die Kälte des Herzens, bequem ist die Trägheit des Herzens. Sich von nichts imponieren lassen, auf nichts eingehen, an nichts sich verlieren — das ist bequem! Verzeih, Sibbi — daß ich so viel rede und dich zu belehren scheine, aber ich fühle es eben so. Darf ich dir das Gedicht hersagen — zur Versöhnung, an das ich schon die ganze Zeit denken muß?"

„Sage es, Erhard. Zur Versöhnung."

Ohne aufzusehen, spricht Erhard die Verse, seine Stimme zittert ein wenig, er möchte es ganz einfach sprechen, aber er bringt es nicht zuwege. Er spürt, daß Sibbi ihm sehr zuhört. Sein Tonfall wird leicht singend, andächtig und pathetisch. Es ärgert ihn.

„Der hügel wo wir wandeln liegt im schatten,
Indes der drüben noch im lichte webt
Der mond auf seinen zarten grünen matten
Nur erst als kleine weiße wolke schwebt.

Die straßen weithin-deutend werden blasser,
Den wandrern bietet ein gelispel halt.
Ist es vom berg ein unsichtbares wasser,
Ist es ein vogel der sein schlaflied lallt?"

Silberstedt fährt dicht neben Erhard. Er will etwas sagen, aber die Straße senkt sich plötzlich, der Fluß, der eben noch tief unter ihnen war, kommt herauf, sie können nicht mehr sprechen, sie kommen in schnelle Fahrt, der

Gegenwind ist zu stark. Als sie über die Brücke gleiten, hinüber ins Dorf, sagt Silberstedt, und es ist wie ein leiser Schrei:

„Ich höre es nicht. Natürlich ist das schön. Aber ich höre es nicht, ich sehe es nicht, es geht mich nichts an."

Armer, armer Sibbi, denkt Erhard. Es müßte einen Menschen geben, der dich sehr liebt und den auch du sehr liebst. Dann könnte alles noch gut werden mit dir . . .

Bei den ersten Häusern warten die anderen. Mirjam steht abseits, sie würgt an ihrem Pullover und bekommt ihn nicht über den Kopf, die Ärmel haben sich verfitzt. Wunderbare Gelegenheit für Erhard, ihr nicht zu helfen, sondern durch Verknoten der Ärmel den Kampf mit der Materie noch hinauszuziehen. Mirjam erkennt ihn nicht, ihr Gesicht steckt noch in der Wolle, nur die Stirn und das schwarze Haar und das linke, kleinere Ohr schauen heraus, sie schimpft wie ein Rollkutscher, aber sie spürt, wessen Arme sie umklammert halten, wessen Mund in ihrem Haar wühlt.Während sie noch, verhalten, lachend, miteinander ringen, stößt sie hervor:

„Ohrfeigen kriegst du, richtige Ohrfeigen . . ."

„Wieviel, Mirjam, wieviel . . .?"

Als in den Tälern die Kirchen kalt und blechern Mitternacht schlagen, fliegt der brennende Span in den trockenen Holzstoß, den die Odilienberger geschichtet; steil lodert die Flamme zum schwärzlichen Himmel empor.

Auf dem kahlen Kegel, der der Falkenburg vorgelagert ist, kampieren in weitem Umkreis um das Feuer die Kameradschaften. Einige haben Töpfe mitgebracht und kochen ab. Ihre Feuer, die bisher die Gegend erhellt, sind jetzt klein und unscheinbar, da der große Stoß brennt. Man liegt eng beieinander, innerhalb der Kameradschaft, auf Decken, Mänteln und Schlafsäcken. Die Nacht ist

kühl und klar, das hohe Gras feucht von gefallenen Nebeln. Zwischen den Kameradschaften ist viel Raum, der Bergkegel ist geräumig und unübersichtlich, Waldflecke sind eingesprengt in Wiesengelände, von jeder Stelle aus sieht man jedoch die höchste Spitze, auf der das Feuer brennt.

Alles ist in großer Stimmung. Man hat gesungen, gegessen und wieder gesungen. Nach und nach sind alle Kameradschaften eingetroffen. Mahr plus Hannes Müller waren die ersten, Sibbi kam mit den Seinen gegen elf; ganz spät und vornehm, kurz vor zwölf, knatterten die drei Motorräder den Berg herauf, das Licht ihrer Scheinwerfer war seit langem sichtbar, das ganze Tal her und die mühsamen Kehren der Straße herauf. Jede neu ankommende Gruppe wurde mit Gebrüll empfangen und brüllte zurück. Am meisten wurde gebrüllt, als Sibbi mit seinen achtzehn ankam.

Die Kameradschaft Mahr-Müller haust weit abseits vom Feuer, hart am dunklen Waldrand auf weichem Heidegrund. Es ist der schönste Platz auf der Falkenburg. Mahr, der auch hier seit dreißig Jahren jeden Stein kennt, hat ihn bestimmt. Geschützt durch Hochwald, ist die Stelle windfrei, nach links oben sieht man durch die kahlen Stämme das Feuer, während nach unten der Blick in die vier Täler offen ist. Mahr erklärt, daß von hier dreizehn Dörfer mit einem einzigen Blick zu sehen seien, aber Peter Wolff behauptet seit zwei Stunden, dreizehn Dörfer wäre vollendeter Quatsch, es wären höchstens elf, schon da müsse man Oberbubendorf und Unterbubendorf als zwei rechnen. Olaf, der seinen Kopf an Manfreds Schulter liegen hat, ist gegen jeden Streit und meint, still und milde, es wären genau zwölf Dörfer ...

Mahr ist, abgesehen von der Dörferfrage, in bester Stimmung. Er liegt halb aufgestützt auf seinem alten Militärmantel, einem Beutestück aus Kriegszeiten. Olafs Haar ist dicht unter seiner Hand, das bleiche Gesicht des Knaben

erscheint im fahlen fernen Schein des Feuers wärmer, lebendiger und noch um vieles unbegreiflicher als am Tage.

Peter Wolff beunruhigt die Gegend mit einer Delco-Taschenlampe. Zuweilen leuchtet er das Unterholz nach „Spionen" ab, häufiger blendet er Manfreds Gesicht, um festzustellen, ob er „noch da" sei. Damit es nur ja nicht fünf Minuten lang still in der Welt ist, erzählt er die Geschichte einer unheimlichen Nachtfahrt in der Nähe von Torgau, wo Wölfe, ganze Rudel Wölfe, sie angefallen hätten und eben zum Nachtmahl verzehren wollten, als er, Peter, auf den Gedanken kam, die Bestien mit dieser gleichen Delcolampe ins Gesicht zu blenden, worauf die Tiere derart verwirrt und kindisch geworden seien, daß sie sich alle zugleich auf den Hintern setzten und mit den Pfoten Bittebitte machten ...

Da Manfred schüchtern zu bezweifeln wagt, ob es bei Torgau Wölfe gibt, und vorschlägt, es bei Karnickeln bewenden zu lassen, trollt sich Peter mit schweren Flüchen ins Dunkel, und bald hören sie, daß er nebenan bei der Kameradschaft Husmann einigen atemlos lauschenden Quintanern aufs neue die Sache mit den kindischen Wölfen vorträgt. Jetzt aber sind es Leoparden, die Bittebitte machen, Wölfe sind für die „Kleinen" denn doch zu harmlos.

Das Feuer brennt. Weithin leuchtet der Schein. Der Berg ist überglüht von Licht, bald stärker, bald schwächer. Krachend bricht Holz in der Glut zusammen, Rauchschwaden steigen zum Himmel, dann versinkt alles eine Weile in halbe Dunkelheit, bis ein neuer Windstoß die Flamme neu entfacht.

Man liegt auf dem Bauch und schaut in das Licht. Der Waldrand wippt auf und nieder im Licht, wie die Küste bei schwankender Seefahrt. Blaß und kaum mehr wirklich taucht zuweilen die Silhouette der Falkenburg aus Rauch und Glut. Alles ist fern und gespenstisch, was nicht im

Kreis des Feuers steht. Nur die Nähe bleibt, die Erde, die feste, gute, unter dem Körper, der Kamerad rechts und links, der Rücken des Freundes, der als Kopfkissen dient, die Hand eines Mädels, ein linkes, kleineres Ohr, das rot vom Widerschein des Feuers zwischen schwarzem Haar sich findet ...

Es ist ganz still geworden auf dem Berg. Feuer macht still. Auch die Lebendigsten von den Kleinen halten den Mund, sitzen bei ihren großen Freunden und schauen mit glänzenden Augen in die Flamme.

Jetzt tritt Silberstedt an den Holzstoß. Wird er sprechen? Ja. Von der Kameradschaft Silberstedt ertönt ein gewaltiges „Psst ... Psst" und breitet sich fort.

Dünn, anfangs haum hörbar im Prasseln der Flamme, dringt Silberstedts Stimme über die Liegenden hin.

„Kameraden", sagt Silberstedt stockend, seine Hände kneten die Luft. „Unser Feuer brennt und leuchtet weit ins Land ... Sein warmer Schein schließt uns zu einer — zu einer Einheit zusammen. Ihr wäret verstreut im Dunkel dieser — dieser Nacht, einer hier, der andere dort, ihr würdet euch nicht erkennen, wenn unser Feuer uns nicht verbände zu einer — zu einer lebendigen Gemeinschaft ... Die Flamme aber wird verlöschen, ehe der Tag kommt ... Wir werden heimgehen, zerstreut, nacheinander, die einzelnen Kameradschaften, zurück zu unserer Arbeit ... Flamme brennt nur, solang wir sie nähren. Ruhen unsere Hände, zerfällt auch sie in Asche, und die Nacht ist Siegerin. Vergessen wir nie, die Flamme der Gemeinschaft zu schüren! Die Nacht der Vereinzelung steht sprungbereit da, uns zu überfallen. Wenn ihr die Welt ändern wollt, Kameraden — und wer von uns wollte dies nicht auf seine Weise? —, müßt ihr eins sein in einem gewaltigen Wollen. Denkt nicht an euch, kümmert euch nicht um eure eigenen Schmerzen und Schönheiten, um euer kleines Glück. Es kommt wahrhaftig nicht darauf an. Unser Jahr-

hundert ist ein Jahrhundert der Masse, vielleicht wird es später wieder einmal anders. W i r leben h e u t e. Dient der Masse, die eurer Hilfe bedarf, arbeitet für die Millionen, die im Dunkel leben, während ihr durch rätselhaften Zufall im Licht steht. — Nehmt euch nicht wichtig! Schwatzt nicht ewig von Liebe: seid stark, kalt, hart, gehämmert für den Kampf. Was seid ihr als einzelne? Nichts. Ein Muskel hört auf zu schlagen, ein Loch wird gegraben, und alles geht weiter. Nur wer sich einordnet in den großen Strom des Geschehens, ist unsterblich. Denkt nicht, daß ihr die Ersten und die Letzten seid — gar nichts seid ihr, ein Hauch, eine Spreu im Wind — nur dadurch werdet ihr ein Weniges sein, daß ihr selbstvergessen und selbstverleugnend dem Leben dient, das in jeder Stunde als Forderung an euch herantritt... Und noch eins: seid nicht hochmütig. Es gab eine Zeit in Odilienberg, da wurde euch gesagt, ihr wäret mehr, anders, besser, aristokratischer als andere Jugend. Aus diesem Erlesensein entspränge eure hohe Verpflichtung zu einem reinen und großen Leben. Glaubt nicht an diese Irrlehre! Sie verführt zu Abseitigkeit und törichter Entfernung vom Leben. Hochmut kommt aus ihr, statt Demut, Eitelkeit statt Bescheidenheit, Größenwahn statt Selbsterkenntnis... Ihr seid nicht anders als alle anderen — nur etwas mehr Glück habt ihr, weil ihr zu einer freien, lebendigen Gemeinschaft gehört, die ihr euch selbst erbaut und selbst verwaltet. Glück verpflichtet. Nur dann ist es nicht Verrat an den Glücklosen, wenn es umgewertet wird zu höchster Verpflichtung."

Silberstedt tritt aus dem hellen Kreis der Flamme zurück ins Dunkel. Er ist geblendet und erschöpft und weiß nicht mehr, wo seine Kameradschaft liegt. Er stolpert über die Halde, vor ihm taucht Wald auf. Er weiß nicht, was er gesprochen hat, er wundert sich nur, daß er überhaupt sprach. Er wollte nur ansagen, wie der Abmarsch vor sich

zu gehen und wer das Feuer zu löschen hat, plötzlich kam er ins Reden, ins Schwätzen — es war sicher Geschwätz, er ist kein Redner ... Sein Herz klopft sinnlos. Hier ist Wald und Dunkel. Stimmen rufen leise: „Sibbi, hier! Komm doch, Sibbi!"

Da sind seine Leute. Undeutlich erkennt er die Gestalten. Sergej steht vor ihm, groß und sehnig, und klopft ihm auf die Schulter, wie ein Lehrer dem Schüler, der ein Gedicht aufgesagt hat. Der kleine Ilja hängt sich an seine Hand und sagt gewichtig mit seinem hohen Stimmchen:

„Sibbi muß nach Rrußland kommen und den Bauern Rreden setzen."

„Halten — Idiot!" Sergej gibt ihm einen Klaps.

„Stellen", wiederholt Ilja mit Engelsmiene.

Alles umringt Silberstedt. Man ist ehrlich begeistert. Sergej sagt:

„Der schleichende Tiger wird die Ohren gespitzt haben."

„Dem verschlägt's die Spucke", meint Bamberger.

„Mir war's ein bißchen zu politisch, lieber Sibbi", sagt die hochbeinige Monika v. Tremplin, legt den Arm um Silberstedts Schulter und beugt sich zu ihm hinab. „Weißt du — so 'n bißchen: Wahlversammlung Berlin NO, 73. Bezirk. Aber das tut nichts. Hauptsache, daß der Bedeutende sich ärgert."

„Das Pathos war gerade noch erträglich", äußert Mirjam. „Die Leute hier brauchen so was."

Sie sieht sich nach Erhard um, der schweigend aufgestanden und weggegangen ist. Auch Silberstedt sucht nach Erhard. Mirjam, die alles bemerkt, sieht es ihm an. Schließlich kommt Sibbi an ihr vorbei und sagt obenhin:

„Na, Mirjam — wo hast du denn Erhard gelassen?"

Aber Mirjam kann nur mit den Achseln zucken ...

Sie setzen sich, essen zum drittenmal und schauen in das langsam verfallende Feuer.

Im Osten erhellt sich der Himmel. Die Sterne werden

blasser. Ilja versucht, sie mit dem Fernstecher von Bamberger zu zählen. Bei neunundfünfzig hört er auf. Einige meinen, weil er nicht wisse, wie die nächste Zahl heißt, er aber behauptet, das wären alle. Ein kalter Wind streicht über die Halde hin.

Plötzlich stehen ein paar Jungens vor dem Feuer und werfen neue Äste und Reisig in die Flamme, die sofort hell auflodert. Ihre schmalen Körper heben sich scharf ab von der Glut. Olaf v. Beek ist der eine, Peter Wolff der andere. Seit wann macht Olaf sich nützlich in Odilienberg?

Aber jetzt, als die Knaben zurücktreten, taucht aus der Dunkelheit eine andere Gestalt auf, wie aus der Erde gekommen steht ein Erwachsener vor der Flamme. Alles sieht gebannt hin. Silberstedt zuckt zusammen, greift sich ans Herz, schon flüstert es in seiner Gruppe: „Mahr — Mahr — der schleichende Tiger spricht . . .“ Seit wann ist dies nicht geschehen —?

Mahr denkt natürlich nicht daran, eine Rede zu halten. Er hat ein Buch in der Hand und wartet, bis es ganz still wird. Erhard, der unweit des Feuers allein an einem Baum lehnt, starrt auf die Gestalt, die in solch tiefer Ruhe dasteht und wartet. Erhard kann sein Gesicht gegen die Flamme nicht erkennen, der Körper erscheint unlebendig, erstarrt, marmorn wie ein Denkmal. Jetzt hebt Mahr das Buch an die Brust, schlägt es auseinander; es ist so still im Umkreis, daß das Knacken der Äste im Feuer wie eine Kette heller Revolverschüsse sich anhört.

„Stefan George: Vorrede zu ‚Maximin‘.“

Erhard zuckt zusammen. Er denkt an Sibbi, an das Gespräch vorhin. Die Antwort, jubelt es in ihm, jetzt gibt Mahr dem armen Silberstedt die Antwort.

Sehr langsam, Silbe für Silbe, nicht laut, aber durchdringend deutlich liest Mahr, die klare Luft der schwindenden Nacht trägt seine Worte über die Lauschenden hin:

„Wir fühlten wie geringfügig alle streite der länder, alle leiden der kasten werden vorm dämmerschauer der großen erneuerungstage: wie alle brennenden fragen der gesellschaften in wesenlose finsternis verblassen wenn nach jeder ewigkeit den irdischen sich ein erlöser offenbart. Keiner wird dann mehr das haupt schütteln über eigensüchtige abschließung die sich um das weh der mitbrüder nicht kümmere: denn der ist der größte wohltäter für alle der seine eigne schönheit bis zum wunder vervollkommnet."

Mahr blättert. Man hört das Wenden der Blätter bis tief in den Wald hinein.

Und dann sagt er auswendig, während sein ernster Blick verschleiert ins Weite gleitet, an der Jugend vorbei, die ihn anstarrt, auch an Erhard vorbei, dessen Herz zum Zerspringen klopft, den einen Satz noch:

„Das neue heil kommt nur aus neuer liebe."

Vor dem Feuer steht niemand mehr. Die Dämmerung hat die Gestalt wieder verschlungen.

Im fahlen Licht des Morgens, das nun schnell und unbarmherzig sich ausbreitet, lehnt Erhard allein an einer Fichte, die harzig ist und voll süßen Duftes. Das Harz schadet nichts, denkt er, hab ja die alten Blauen an ...

Manfred Mahr ... denkt er weiter. Manfred Mahr ... Er spricht die beiden Worte langsam, mit einer heiligen Scheu. Sein Herz ist mit nichts ausgefüllt als mit Liebe und Verehrung für Manfred Mahr. Hinknien möchte er und seinen Kopf in den Schoß des alten Mannes legen und gar nichts mehr denken, nie mehr, nur noch fühlen und lauschen. Dies ist es, dies wollte ich Sibbi sagen ... Aber ich konnte es nicht. Nun hat er doch noch die Antwort ...

Erhard fröstelt. Er schaut den Abhang hinunter, weg vom Feuer, das ärmlich und trostlos unter dem helleren Tag flackert. Auf den sich senkenden Wiesen, die übersprüht sind vom ersten Licht des aufsteigenden Gestirns, geht Mahr schnell abwärts, dem Tale zu. Er hat den alten Mantel um die Schultern geworfen, seine Arme sind grau und gebreitet wie die Flügel einer Fledermaus.

Olaf und Peter sind es, die sich unter den schützenden Flügeln wärmen.

SIEBENTES KAPITEL

Silberstedts Position in Odilienberg hat sich seit der Falkenburg nicht gebessert. Seltsam — das „Rededuell" Silberstedt—Mahr beim Sonnwendfeuer wurde, je länger es zurücklag, um so stärker als deutlicher Sieg Mahrs gewertet. Man erkannte an, daß Sibbi nicht schlecht gesprochen, und was er gesagt, ließ sich hören, wie man auch dazu stehen mochte. Dennoch, Mahrs zwei Sätze, die nicht einmal von ihm selbst waren, sondern von dem Dichter Stefan George, vorgelesen am lodernden Feuer, als die Nacht schwand und der Tag begann, dieser verhüllte und heroische Ruf hatte auch jene getroffen, die den Sinn der Worte nicht verstanden und gar nicht verstehen wollten. Silberstedts mühsame Rede aber schien verblaßt und unwichtig schon am nächsten Tage.

Mahr hielt sich jetzt wieder völlig zurück. Man sah ihn wenig, außer bei den Mahlzeiten. Viele hätten ihn gern öfter gesehen, die Kleinen und Mitttleren kannten ihn ja kaum. Seit der Falkenburg war er Gesprächsstoff, er kam in Mode, man debattierte über ihn, er war nicht mehr außerhalb der Welt. Wenn er über den Hof ging, blieb man stehen und sah ihm nach, scheu und voll Ehrfurcht, soweit Ehrfurcht den Odilienbergern überhaupt lag.

Silberstedt erfaßte die Stimmung. Er glaubte diplomatisch zu handeln, als er Mahr durch Hannes Müller bitten ließ, eine „Sonntagsmorgensprache" zu halten, vielleicht über die Gründung Odilienbergs, über die ersten Kämpfe mit der Regierung vor zwanzig Jahren oder über „Krieg und Odilienberg" ...

Mahr lehnte ab. Durch Peter Wolff ließ er ausrichten, er sei nicht in der Lage, dem Wunsche der pädagogischen Leitung zu folgen.

Hannes Müller gewann indes weiter an Boden. Schritt für Schritt. Ende Juni erklärte er, man könne sich zu einer Kameradschaft bei ihm melden. Er hatte bisher, um sich in Ruhe einzuarbeiten, keine eigene Kameradschaft geführt. Innerhalb von drei Tagen meldeten sich vierzehn Schüler. Es war nicht gerade Elitematerial — Mahr bezeichnete die Leute sogar in Bausch und Bogen als „Widerlinge" —, aber Hannes Müller war klug genug, zunächst einmal alles anzunehmen, was kam. Von der Kameradschaft Silberstedt war allerdings niemand zu Dr. Müller übergegangen, die hingen zusammen wie Kletten, aber andere Kameradschaften, vor allem Fräulein Gutgesind und Dr. Morgeneier, hatten schwer eingebüßt.

Der Tisch Mahr-Müller wuchs. Mahr präsidierte nach wie vor, neben ihm saßen Olaf und Hannes Müller. Dann kamen die vierzehn aus der Kameradschaft Müller, unter denen sich der dicke Bob aus Mannheim befand, dem Morgeneier allmählich zu „doof" geworden war. Vor Bob hatten die Kleinen großen Respekt. Er haute schnell zu, und wo er hinhaute, wuchs eine Weile kein Gras mehr. Aber wenn es darauf ankam, war er die Gutmütigkeit selber; er schälte, ohne jede Gegenleistung, für sieben Kleine täglich die Pellkartoffeln. Neben ihm saß als zweite Aufsichtsperson des kleinen Müllergemüses Peter Wolff, der die Bande durch tolle Witze und fabelhafte, garantiert wahre Geschichten zusammenhielt.

Silberstedt war viel müde. Vielleicht kam es von der Hitze; ein wolkenlos-heißer Sommertag folgte seit Wochen dem anderen. Es war ein kurzer Aufschwung mit ihm gewesen, seine Nerven ließen bereits wieder nach. Zwischen dem Besuch bei der Regierung und dem Sonnwendfeuer war alles glänzend gegangen; nun kam der Rückschlag, den er erwartet hatte. Spät und um so stärker spürte er, wie verfahren die Situation in Odilienberg war. Er selbst hatte — jetzt erkannte er die Dummheit — Mahr in Doktor Müller, dem neuen Arzt, einen Helfer gegeben, der zur entscheidenden Gefahr werden konnte.

Silberstedt suchte eine Aussprache mit Dr. Müller. Müller war Mahr-Kulisse, Wand, hinter der der andere sich verbarg, die er vorschob, geschickt alles sehend, selbst im Schatten. Müller wenigstens war greifbar, ein Mensch, mit dem man reden konnte.

Ende Juni — die Hitze war nun schwer erträglich geworden, über den Feldern stand regungslos bleiern-gewittrige Luft — gingen sie an einem Spätnachmittag zusammen über den Horizont. Die ganze Schule wußte es bald, die Unterredung dauerte fast zwei Stunden. Man spürte, daß Wichtiges vor sich ging.

Silberstedt hatte klipp und klar gefragt, was Müller eigentlich mit Odilienberg vorhabe. Ob er Leiter werden wolle? Ob er ihn hinausdrängen und sich selbst zum Leiter ernennen lassen wolle? Eine andere Kandidatur käme bei der Einstellung der Regierung zu Dr. Mahr wohl nicht in Frage.

Hannes Müller hatte ausweichend geantwortet. Er sei noch zu fremd in dem „neuen Odilienberg", um die Lage schon klar überschauen zu können.

Ob das „neue Odilienberg" ihm weniger zusage als das alte?

Allerdings.

Inwiefern?

Es sei ein Hohn auf die Ideen des Gründers.

Die Ideen des Gründers seien längst durch die Zeit überholt.

Weniger als der oberflächliche Fortschritt, der hier zum Kult erhoben werde.

Die Jugend wolle diesen Fortschritt.

Die Jugend wolle bekanntlich immer das Bequeme, nie das Heroische.

Dies sei eine Phrase, kein Programm.

Silberstedts Stimme wurde schon schneidend.

Zwanzig Jahre lang sei es Wirklichkeit gewesen, hier in Odilienberg, auf dieser Erde, zwischen diesen Feldern.

Aufgedrungene, erzwungene Wirklichkeit. Jugend selbst gestalte sich ihr Leben anders. Das sähe man jetzt, seit der Druck von ihr genommen, diese raffinierteste Art der Vergewaltigung, die zwanzig Jahre hier geübt, die sich den Schein von „Freiheit" und von „Selbstbestimmungsrecht" gäbe, während es in Wahrheit von jeher nur schlechtverhüllte Diktatur eines einzelnen gewesen. Jetzt erst sei die Odilienberger Jugend wahrhaft frei, nicht nur nach dem Prospekt habe sie Selbstbestimmungsrecht, sondern in der Wirklichkeit des Tages. Sie wisse immer, was sie brauche, die Jugend.

Was sie brauche, lerne die Jugend billiger und leichter auf der städtischen Schule. Odilienberg sei eine Sendung, oder es sei gar nichts. Man solle es zu einem Gewerkschafts-Kinderheim machen oder noch einmal zum Prototyp der neuen Schule. (Das war deutlicher Mahr, dachte Silberstedt.)

Ob man vielleicht die Schüler in klösterlicher Strenge halten solle —?

Wer spräche von klösterlicher Strenge —! Im Gegenteil. Freiheit sei Odilienbergs erste Forderung für die Jugend von jeher. Freilich nicht jene falsch verstandene, faule und bequeme Freiheit, nicht mehr zu achten, nicht

mehr zu dienen, nicht mehr zu glauben, die heute in Odilienberg Trumpf sei. Nicht jene freche Freiheit, eine große einmalige Idee, den Umsetzungsprozeß dieser Idee in die Wirklichkeit, mitten drin zu unterbrechen, das Gefäß zu zerschlagen, noch ehe es fertig zum Gebrauch.

Daß dies Gefäß nie zum Gebrauch getaugt, habe längst sich erwiesen.

Das sei nicht wahr!

Ansichtssache, schnitt Silberstedt ab. Übrigens werde hier nicht zerstört, sondern gewandelt, angepaßt an die Forderungen der Zeit.

Diesen seichten und armseligen Forderungen der Zeit einmal und irgendwo Widerstand zu leisten, sich nicht überrennen zu lassen vom Tamtamgeschrei der Meute, vielmehr sich zu bewahren und reinzuhalten in dieser Periode der Verwirrung und Verflachung der Welt — das wäre Aufgabe Odilienbergs von Anfang an gewesen, Aufgabe und Sendung einer Jugend, die kraft freien Entschlusses hier heraufkomme.

Das Vertrauen der Mehrheit stünde hinter ihm ... (Silberstedt schämte sich selbst, als er es sagte.)

Hannes Müller lachte laut auf. Der Mehrheit —! Wann in der Welt sei die Mehrheit nicht für das Dumme, Bequeme, Gemeine gewesen!

„Sie sind sehr scharf, Herr Doktor."

„Ohne jede Absicht persönlicher Kränkung", sagte Hannes Müller konziliant. „Es geht Ihnen wie mir um geistige Dinge."

„Um dieses Odilienberg."

„Das wir alle lieben."

Sie blieben stehen und sahen hinab auf das Gewirr der schwarzen Schieferdächer.

„Mehr, als es gut ist", sagte Silberstedt leise, fast nur zu sich.

„Ich bewundere den Mut", fuhr er fort, als sie weiter-

gingen, „mit dem Sie meine jahrelange Arbeit hier verurteilen. Ich nehme an, daß es nicht Ihr Urteil ist, sondern das einer Macht, die hinter Ihnen steht. (Wie ein kleiner ungeschickter Diplomat rede ich.) Sie selbst sind erst wenige Wochen in Odilienberg."

„Ich war sechs Jahre hier, als Junge. Es ist lange her. Aber damals hatte man offene Augen. Als Junge sieht man so scharf und unbestechlich wie später nie wieder. Ich weiß, wie und was Odilienberg sein kann. Und ich sehe, wie und was es heute ist."

„Ich verstehe diesen Unterschied nicht", sagte Silberstedt gequält.

„Das glaube ich wohl!"

„Erklären Sie ihn mir. Ich bin Ratschlägen offen." Silberstedt ging heiß und fiebrig neben Hannes Müller, der aus seinen blauen Augen hinter der Brille fast traurig auf ihn herabsah.

„Ich glaube gern, daß es schwer für Sie ist, immer und ewig das ‚a l t e' Odilienberg vorgehalten zu bekommen. Aber ich kann es Ihnen nicht ersparen, Herr Silberstedt. Versuchen Sie uns zu verstehen, die wir beides kennen. Damals gab es e i n Odilienberg in der Welt. Nur hier, hier oben zwischen diesen Wäldern, konnte es dies geben. Etwas Großes ward hier vollbracht. Ein Wunder geschah: Menschen bildeten jahrelang eine Gemeinschaft, junge Menschen mit älteren, fern der Welt, die irgendwo, draußen, drunten, im Wesenlosen zurückblieb, bewußt anders, bewußt kühner, freier, stolzer, wagender. Jugend mit der höchsten Forderung an sich selbst, mit einer unerhörten Strenge gegen sich selbst, mit freiwilligem Verzicht auf die heiligen Güter der Zivilisation, mit eigenen Göttern, eigenen Wertbegriffen, eigener Ehre, eigener Demut, eigenem Stolz. Junge Menschen, gesunde, verwöhnte, ungezogene, eitle Jungens und Mädels, nicht anders als alle anderen Jungens und Mädels der Welt, führten dies Leben: frei-

willig und leidenschaftlich. — Auch unsere Jugend liebte das Bequeme von Grund aus mehr als das Heroische! Auch wir wollten die Flitter, den Tand, das Süß-Verlokkende, Leichte, Spielerische großstädtischer Welt. Aus behäbig-bürgerlicher Atmosphäre kamen wir, wo Aufstieg, Karriere, Erfolg, Examen, Orden, Titel, Ämter, Besitz und Bankkonto die Götzen waren, denen man diente und zu dienen erzogen wurde. Mit fester elterlicher Moral, blauem Konfirmandenanzug und dem Bewußtsein, daß ein väterliches Geschäft, eine sichere Laufbahn, ein Amt und eine Gesellschaft auf uns warteten, kamen wir von Beerfelden über die Waldecke herauf. Und immer wieder, an jedem einzelnen von uns, bald früher, bald später, geschah das Wunder der großen Verwandlung: der alte Mensch starb, langsam erstand der neue; das alte Gesicht zerfiel, langsam formten sich neu und schöner die Züge. Vor unser aller Augen, an jedem von uns spielte dies Wunder sich ab. Zuerst das große Absterben; alles wurde sinnlos, trostlos, überflüssig, was bisher war: der liebe Gott, die langen Hosen, der Staat, die Soldaten, der steife Kragen, die Denkmäler, die Minister, das Geld, die Zigaretten, die Mädels, das Bier, der gutgezogene Scheitel. Lauter Neues nahm von uns Besitz, besetzte die leeren Plätze unserer Seele, lauter Dinge, die wir uns selbst erst schufen oder zu schaffen glaubten: Erde, Wald, Feuer, Zelt, Körper, Freundschaft, Sporthemd, Kniehose, blaue Mütze, Musik, Theater, Spiel, Werkstatt, Dichtung, Gemeinschaft, Hilfsbereitschaft, Dienst am anderen — eine neue Fülle unsagbaren Glückes entstand, auf einmal waren wir wirklich junge Menschen, keine kleinen Halb-Erwachsenen, riesenweit lag das Leben da, das bisher vermauert war mit Worten ohne Sinn. Über allem aber stand der Eine. Der, den wir liebten. Aus ihm kam uns die Kraft. In wundersamer Leidenschaft schuf und erhielt er diese heroische Welt reichen Verzichtes."

Sie waren jetzt am Waldrand und kehrten um. Im Westen stand schwarz eine breite Gewitterwand. Wolken, auf die noch Sonne fiel, stachen daraus hell wie Pfeifenköpfe aus Meerschaum in den dunklen Himmel.

Hannes Müller nahm die Brille ab und wischte sich die Stirn. Warum sagte er das Herrn Silberstedt? Woher die Beredsamkeit? Wann hatte er je so von Odilienberg gesprochen? Gut, daß es Manfred Mahr nicht gehört, dachte der Hannes mit der Nickelbrille, er würde spöttisch genug die Mundwinkel verziehen über diese Hymne. Aber vielleicht war es in der Ordnung, daß Silberstedt dies vernahm.

Silberstedt schwieg lange.

„Und Sie glauben, daß all dies noch einmal entstehen könne — hier, auf diesem Boden?"

„Zweifelsohne."

„Daß also nur ich es bin, der dies verhindert? Das glauben Sie? Das glaubt Dr. Mahr —?"

Hannes Müller besann sich.

„Allerdings", sagte er dann mit fester Stimme. Und als Silberstedt nichts erwiderte, fuhr er fort: „Nicht nur Sie verhindern das, Herr Silberstedt. Das wäre ungerecht, so wie die Dinge heute liegen. Der Verfallsprozeß ist bereits weit vorgeschritten. Ein einzelner ist nicht mehr dafür verantwortlich zu machen. Sie sind nur Exponent einer Richtung, einer Gruppe, der zur Zeit herrschenden Gruppe. Sie sagen ja selbst, Sie genießen das Vertrauen der Mehrheit. Sie tun Ihre Pflicht. Das verkennt niemand. Sie sind verblendet. Weiter nichts. Jeder handelt, wie er muß."

„Was täten Sie, wenn ich ginge — freiwillig, ohne Lärm, ohne Krach?"

„Aufatmen", sagte Hannes Müller trocken.

„Und dann?"

„Neu anfangen."

„Wie?"

„Fast alle Lehrer entlassen. Fast alle Schüler entlassen. Ganz klein und von vorn anfangen."

„Mit Dr. Mahr als Leiter —?"

„Das würde sich finden."

„Sie kennen den Standpunkt der Regierung?"

„Man müßte kämpfen."

„Sie würden unterliegen. Es wäre das Ende Odilienbergs."

„Oder seine Wiedergeburt."

„Ein verantwortungsloses Experiment. Gegen Eltern, gegen Öffentlichkeit, gegen die Mehrheit der Schüler, gegen die Behörde —! Mit einem beschwatzten Aufsichtsrat. Ein Wahnsinn.""

Dr. Müllers Brillengläser blitzten Silberstedt an:

„Nie ging es Odilienberg besser, als wenn es gegen die ganze Welt zu kämpfen hatte. Nie war Odilienberg geschlossener, tiefer gebunden, leidenschaftlicher bewegt, nie war seine Sendung deutlicher sichtbar und nie unsere Beglückung reiner, als wenn wir alles und alle zu Feinden hatten. Es gab bereits solche Zeiten, Herr Silberstedt. Man muß nur Mut haben, das Spiel zu wagen. Lust."

„Mangelndes Verantwortungsgefühl."

„Auffassungssache."

Sie kamen in den Schulhof zurück. Der Platz war leer. Kurz vor sieben. Die stille Stunde war in diesen hellen Wochen abgesagt. Alles blieb im Freien, solange es ging. Die Oberklassen waren beim Heumachen; da das Wetter drohte, wollte man schnell unter Dach kommen. Aus irgendeinem Fenster hämmerte ein Klavier. Im Mädchenhaus plärrte ein Grammophon. In der Wäscherei summte der Motor. In den Fenstern des Forsthauses saßen ein paar Kleine, ließen die nackten Beine in den Hof hängen und taten, als lernten sie Vokabeln.

„Es war gut, daß wir uns gesprochen haben", sagte Silberstedt mühsam.

„Ich glaube auch."

„Wir wollen ehrlich miteinander kämpfen."

„Kämpfen? Ich kämpfe nicht."

„Im Grunde entscheidet doch die Jugend."

„Kann sein."

Hannes Müller reichte Silberstedt kühl die Hand.

Silberstedt ging in sein Büro. Er zitterte. Er suchte die Akten heraus, den schwarzen Ordner „Anstellungsverträge", und schlug unter Mü nach.

Es läutete zum Abendbrot. Er hörte es nicht. Vierteljährige Kündigung ... Spätestens sechs Wochen vor Schluß eines Kalendervierteljahres ... Er sah nach dem Kalender. Achtundzwanzigster Juni. Man hatte noch Zeit. Am fünfzehnten August also, auf einunddreißigsten Dezember. Eher nicht —? Nein. Eher nicht. Es sei denn sofort bei „wichtigem Grund". Was ist „wichtiger Grund"? Silberstedt wird einen Anwalt in Beerfelden befragen ...

Am Abend dieses Tages überfiel Silberstedt Verzweiflung wie nie vorher. Die Erschütterung kam nach. Während der zwei Stunden auf dem Horizont war er ruhig und klar gewesen, äußerlich beherrscht. Jetzt, allein in seinem überheißen Zimmer, auf das tagsüber die Sonne gebrannt, fühlte er sich verwirrt und unbegreiflich erregt. Er lag auf dem Sofa. Sein Körper glühte. Schweiß brach aus allen Poren. Er konnte die Füße nicht ruhighalten, nicht zwei Minuten konnte er ruhig liegen und denken.

Das Fenster stand offen. Es kam keine Kühlung. Die Luft war schwer und dick wie Blei. Kein Hauch regte sich. Über dem Wald hingen seit Stunden die schwarzen Wolkenlappen bewegungslos. Es war noch nicht neun, dennoch lag blaues Dunkel auf den Wiesen.

Er konnte nicht arbeiten. Auf dem Schreibtisch türmte sich die Post. Seit einigen Tagen graute es ihm, an der

Maschine zu sitzen. Für heute abend hatte er sich vorgenommen, allerlei zu erledigen. Der Kameradschaft war angesagt, er wolle nicht gestört sein. Das „V" hing vor der Tür, das den Odilienbergern den Zutritt zu seinem Zimmer verwehrte.

Es war ein Fehler, ein taktischer Fehler schlimmster Art, daß er mit Hannes Müller gesprochen. Der saß nun drüben bei Mahr, sie tranken behaglich Mahrs ausgezeichneten Tee, Olaf und Peter dösten oder ulkten auf dem Sofa, während Mahr sich lächelnd berichten ließ. „Gut, gut, Hannes — jetzt kann es nicht mehr lange mit ihm dauern. Jetzt kommt die Agonie." Er hörte Mahrs Stimme.

Silberstedt biß an den kleinen Häutchen seiner Fingernägel. Hannes Müller hatte recht. Recht hatte er mit allem, was er sagte. Wie war das? „Sie tun Ihre Pflicht. Sie sind verblendet. Jeder handelt, wie er muß." Er war ein anständiger Kerl, der kein unehrliches Spiel treiben konnte. Warum wollte es das Unglück, daß er gegen ihn stand! Hätte er einen Helfer, einen einzigen, wie diesen! Aber die anderen im Kollegium waren Trottel! Unter den Schülern fand er nur blinde, gute Ergebenheit, Sergej war „verblendeter" als er selbst, die anderen waren Kinder. Außer Monika. Monika war kein Kind. Ein zartes Geschöpf, zusammengesetzt aus lauter Klugheit und Egoismus. Aber was war ihr im Grunde Odilienberg! Spielerei. Durchgangsstätte. Was war ihr Silberstedt —? Zielscheibe ihres Witzes. Sie nahm nichts ernst. Sie war eine der vielen heute, die nichts auf der Welt ernst nehmen, am wenigsten sich selbst.

Er hatte keine Berater. Er war sehr allein. Niemand, mit dem er reden konnte. Man mußte sich doch beraten. Täglich. Stündlich. Jede Stunde hier forderte Entscheidung. Jede Entscheidung konnte das Ende sein. Er hatte nicht die Kraft, dieses Odilienberg zu leiten. Das wurde klarer mit jedem Tag. Er versagte. Er war ein Stümper.

Es fehlte das „Fluidum". Er machte Konzessionen. Er ließ sich auf Verhandlungen ein. Wie konnte er daran denken, mit Hannes Müller sich auszusprechen! Dieser Irrsinn! Kein Wunder, daß Niederlage auf Niederlage folgte bei solcher Instinktlosigkeit. Das Gespräch mit Erhard auf der Fahrt zur Falkenburg; die sinnlose Rederei am Feuer, wo ihn Mahr schlug mit nichts als zwei Sätzen, die gar nicht von ihm waren; heute der Disput mit Müller. Lauter Versager. Nirgends ein Erfolg.

Der letzte Erfolg war Erhard Vischer gewesen. Erhard. Warum dachte er so viel an den Jungen? Nicht an Sergej oder Monika, die ihm treu und ergeben waren, die zu ihm hielten seit Jahren. Dieser blonde Bursche war doch im Grunde sein Gegner, schlimmer als Mahr und Müller und alle anderen, weil er jung war und mit Vernunft nicht zu widerlegen. Sah er das nicht? Vischer war Mahr. Nichts anderes. Verschlagen zu ihm aus Not, weil der andere ihn nicht gewollt hatte, weil er Mirjam liebte, die kluge, kleine Schlange. Ja — wenn Vischer auf seiner Seite wäre! Das gäbe Sicherheit, Kraft, Entschlüsse. Vischer war klar, stark, „gut und schön" — auch das war falsch, daß er ihn neulich angefahren, als er kindlich und sehnsüchtig die Griechen zitierte! Alles war falsch, was er diesem Jungen gegenüber tat. Hatte er die Kraft, ihn zu halten? So wie Mahr Jahre, Jahrzehnte hindurch seine Menschen hielt, fest, umklammernd, selbst Widerstrebende, daß keiner von ihm los konnte, den er nicht freiwillig aus seinem Banne entließ.

Silberstedt lag auf dem Sofa, sah zur Decke empor, drei Fliegen summten unablässig um die Birne, es war noch immer nicht neun, es mußte bald für die Kleinen läuten. Er wollte Licht andrehen. Der Strom versagte. Das war zuweilen so bei Gewitter. Man mußte warten. Er ging zurück, legte sich wieder hin, schloß die Augen.

Irgendwo draußen auf der Wiese lachte ein Knabe herb,

brüchig, überlaut. Ein Mädel rief einen Namen, immer wieder. Dann wurde alles wieder still. Später sangen einige oben auf dem Horizont. Eine Laute klimperte. Im Dorf bellte ein Hund. Die Glocke läutete für die Kleinen. Neun Uhr. Fern grollte der Donner.

Das Ungeheuerliche geschah, Silberstedt erschrak und ekelte sich zugleich über diesen Vorgang: Er empfand Sehnsucht nach einem Menschen. Verschwommene, sentimentale, müde und traurige Sehnsucht nach einer Hand, nach einem Hals, nach einem Körper. Das war nie in ihm gewesen seit der Sekundanerzeit! Das war sorgsam, mit Fleiß und Energie unterdrückt und getötet worden von früh auf. Anfechtungen wurden nicht geduldet, von jeher. Das Herz, dieser unbequeme und hinterhältische Muskel, war abgeschnürt in frühem Ehrgeiz leidenschaftlicher Hungerjahre. Man hatte sich sichern müssen gegen die bürgerlichen Unterbrechungen ernsthafter Arbeit. Liebe, Leidenschaft, Dunst zerwühlter Betten war Sache der Reichen. Seine Sache war das Mönchische. Lange Zeit war dies ein gewichtiges Wort gewesen: das Mönchische; man brauchte nicht hinter Klostermauern zu verdummen, um den heiligen, kräftesteigernden Sinn absoluter Enthaltsamkeit zu erkennen. Auch wer kalten Verstandes die Welt zu sichten und auf seine Weise zu ändern gewillt war, tat gut, Gelübde sich zu geben und in Strenge zu halten, die dem Werke dienten, das zu vollbringen war.

Im Süden, über dem Moirastein, sprühte Wetterleuchten und erhellte sekundenlang den kleinen Raum. Ein fernes Grollen folgte.

Was täte ich, wenn ich nicht streng gegen mich wäre? dachte Silberstedt. Wie liefe mein Leben, wenn ich mich nicht im Zaume hielte, Tag für Tag? Zweifel kamen ihm angesichts der Mißerfolge und Fehlschläge, ob er richtig mit sich verfuhr. Stimmte dies: Waren Askese, Zucht, Ka-

steiung tatsächlich die Vorbedingung leidenschaftlicher Leistung —? „Verkrampft" wäre er, soll Mahr einmal von ihm gesagt haben. „Ein trostloser Miko" — dies wurde ihm als Ausspruch Peter Wolffs hinterbracht, aber er dürfte ebenfalls von Mahr stammen. „Mikos" waren die Leute, die an Minderwertigkeitskomplexen litten. War nicht Lässigkeit, breites, gerades Verströmen, gesundes Ausleben mindestens zuweilen notwendiges Gegengewicht . . .? Aber er war nicht der Stärkste. Dieser Körper war schwach und wenig ergiebig. Ein Wunder, was er aus ihm herausholte. Er brauchte alle Kraft von jeher für die Arbeit. Dieser tägliche Kampf hier erforderte erst recht seine letzten Reserven. Es durfte kein Privatleben geben. Eine Stunde nichts tun können, wie diese, war zum Glück selten; Hannes Müller und das Gewitter trugen die Schuld. Diese Selbstbesinnung war ein böser Zufall. Warum war er allein? Keiner der Kameradschaft ließ sich sehen, sonst saßen sie immer hier herum. Er erinnerte sich, daß er das „V" hinausgehängt hatte. Also konnten sie nichts dafür. Er tastete sich zur Tür, nahm das Pappschild herein, warf es auf den Tisch.

Wenn er zu Vischer ginge . . . Auf fünf Minuten nur; man brauchte nicht viel zu reden. Vischer wirkte wie ein Bad auf ihn. Sah er in das klare, einfache Gesicht, wurde er selbst klar und einfach. Er konnte sich zu ihm setzen, auf die Couch, und sie würden beide zum schwarzen Horizont hinaufstarren und gar nichts reden. Vielleicht kam inzwischen das Gewitter. Dann würde alles besser werden.

Aber wozu? War er ehrlich, so mußte er zugeben, daß ihn nichts mit diesem Jungen verband. Sie hatten sich nichts zu sagen. Wenn sie etwas sagten, so nur, um festzustellen, daß sie verschiedener Ansicht waren. Der Junge lebte sein Leben, und er lebte sein Leben. Das hatte nichts miteinander zu tun, die Begegnung war nur eine zufällige:

Odilienberg, Kameradschaft, Ersatz für Mahr ... Er bewunderte ein Wesen wie Vischer. Gott hatte es gut gemeint mit diesem Knaben. Er meinte es nicht immer gut. Auch Gott schien zuweilen müde zu sein. Sie waren sich erstaunlich fern, von Anfang an. Dann kam die kurze Annäherung — seit der Falkenburg mied Erhard sichtlich seinen Kameradschaftsführer.

Silberstedt dachte an Mahr. Immer dachte er an Mahr, immer. Wie würde der im gleichen Falle handeln, bitte — was würde Mahr tun, um Erhard Vischer zu halten, zu gewinnen? Lächerlich. Gar nichts würde er tun. F l u i d u m würde er haben. Basta. Der war besessen, durchglüht, ein ewiger Stromerzeuger, seit vierzig Jahren. Da war alles Kraft und Leben, das „Fluidum" zog automatisch an, was der Geist, der Körper brauchte, er konnte dasitzen und die Hände in den Schoß legen, ihm fielen die Menschen zu, wenn er es wollte, er mußte nur immer abwehren und sich verhüllen, damit es nicht zu viele wurden. Silberstedt haßte das Wort „Fluidum"; man haßt, was einem fehlt. Die um Mahr arbeiteten viel mit dieser seichten Salonvokabel ... Aber noch widerlicher war ihm eine andere Vokabel der Mahrianer, weil hochmütiger, erwählter, dunkler und eitler als dies, sie lautete „E r o s". Was Silberstedt der Jugend gegenüber fehlte, wäre „Fluidum" und „Eros", zusammen „erotisches Fluidum". Wunderbares Geseire ... Mahr hatte es natürlich. Beides, Eros und Fluidum. Silberstedt hatte es nicht. Selbstverständlich.

Eros. Der Mahr-Kreis warf mit diesen beiden Silben hochmütig und kindisch um sich, nicht nur hier, die paar, die er selbst noch hatte, vor allem die „Gemeinde" seiner Leser ritt unentwegt seit dreißig Jahren darauf spazieren. Zugegeben: Silberstedt verstand es nicht. Er kannte die Herkunft, Plato, er kannte die Geschichte des Begriffes, die Abwandlung bei Goethe, Platens müde Selbstbespiegelung, Wildes tragische Verzerrung in diesem blinden

Spiegel, Georges verschleierten Ruf. Aber er verstand nicht, was das sollte. Der neue Eros. Was war das? Offenbar nichts Parfümiertes, nichts Weiches, Weibisches. Das wenigstens konnte man den Mahr-Leuten nicht vorwerfen, daß sie das Gehabe „sexueller Zwischenstufen" zur Schau trugen ...

Was aber war Eros? Er verstand es nicht. Erklärungen halfen nichts. Die Erwählten, die Eingeweihten hüteten das Wort wie die Männer der Wach- und Schließgesellschaft ihre Parole. Man sagte ihm, daß es nichts, fast nichts mit Sexualität zu tun habe. Ein Feuer wäre dieser neue Eros, eine Glut, ein von Gott Ergriffensein angesichts jugendlicher Schönheit, Erleuchtung, Gnade, Beglückung, ungeschlechtlich, übergeschlechtlich, eine ewig neue Zeugung aus Schönheit und Geist, lebenschaffend wie nur irgend eine Zeugung, Kraft verleihend dem Manne zum Werk, Glück, Stolz, Hingabe, Verpflichtung gewährend dem Knaben, dem Jüngling, den der Führer zum Gefährten erwählt. Dunkles und gefährliches Gebiet ... Viel Geschwätz um eine vermutlich simple Angelegenheit. Kein Wunder, daß es die Spießer immer noch schreckte. Silberstedt war weit davon entfernt, es mit den Spießern zu halten ... Er erlaubte sich kein Werturteil. Er konzedierte Wesentlichkeit. Es war ihm nur fremd, fern, unverständlich. Mochte jeder dazu stehen, wie er wollte. Seine Sache war es nicht.

Es w ä r e nicht seine Sache, es g i n g e ihn nichts an, es verlohnte überhaupt nicht des Nachdenkens, hätte das Schicksal ihm nicht zufällig zu kämpfen aufgegeben gegen einen, der zu zaubern verstand bei der Jugend und dessen Zauberstab seit einem Menschenalter diese zwei sinnlos-hochmütigen Silben waren.

Regen rauschte nun prasselnd auf das Dach. Vor dem Fenster bogen sich die Zweige, gepeitscht vom Sturm. Der Himmel, schwarz wie Tinte, war sekundenlang überzuckt von blauem Licht. Fern rollte fast ohne Pausen der Donner. Das Wetter zog das Maintal entlang und blieb vermutlich jenseits des Kammes. Aus Südwesten kam es selten herüber. Aber der Regen tat gut.

Silberstedt trat ans Fenster. Genug gedacht, genug gefaselt. Morgen früh würde er wieder klar sein. Das waren Anwandlungen; man mußte es überstehen. Der Kampf ging weiter. Noch war er da. Noch hatte sich nichts entschieden. Hannes Müller konnte entlassen werden. Dann war der andere wieder isoliert.

Es läutete vom Schulhaus herüber. Viertel vor zehn. Die Großen mußten zu Bett.

Silberstedt knipste am Schalter. Das Licht ging noch immer nicht. Gut, daß die Schüler darauf eingerichtet waren. Taschenlampe war Vorschrift. Wer hatte in dieser Woche die Ronde? Er trat an den Schrank, im Schein eines Streichholzes sah er auf der Tabelle nach: Vischer und Bernhardi. Vischer war streng mit den Kameraden, ein wenig zu sehr Ordnungsteufel, er spielte den „echten Odilienberger", während Ivo als gutmütig galt. Jedenfalls brauchte er selbst sich heute also um nichts zu kümmern, überdies war alles müde vom Heumachen. Wen Vischer zweimal als ‚nicht im Bett' erwischt, den brachte er unnachsichtig zur Meldung. Er konnte sich's leisten. In den drei Monaten, seit er in Odilienberg war, hatte man ihm noch keine Unregelmäßigkeit nachgewiesen. Ivo Bernhardi mußte nachsichtig sein, die Freundschaft mit dem kleinen Ilja war wohl nicht unbedenklich. Silberstedt bedachte, daß er sich auch hierüber kein Urteil erlauben dürfe. Er war ja nicht teilhaftig der Gnade. Eros. Geheimwort. Abgegrenztes Gebiet.

Als er sich umwandte, klappte die Tür.

Ein Mensch stand im Zimmer.

„Bist du da, Sibbi?" sagte eine Stimme.

„Ja, doch."

„Mach Licht, Sibbi."

„Das Licht geht nicht. Was willst du, Monika? Es hat geläutet."

Im zuckenden Schein des Himmels steht Monika v. Tremplin da. Ihr Haar ist patschnaß, ihre Kleider triefen.

„Der Regen hat mich überrascht. War am Spittelerstein."

„Allein?"

„Mit zwei Mädchen, die sind umgekehrt, als das Wetter drohte. So ein Regen. Donnerwetter."

„Setz dich, Monika."

„Wohin?"

„Hier auf das Sofa."

„Bin naß wie ein gebadeter Hund."

„Ich werde eine Kerze suchen."

„Finde es ganz schön so."

„Bei einer Kerze ist's noch schöner."

Silberstedt geht in die Kammer nebenan. Schubladen knarren. Nach einer Weile kommt er mit einer brennenden Kerze zurück. Monika sitzt auf dem Sofa, hat den Rock ausgezogen und über den Stuhl gehängt, sie trägt einen Turnanzug, hübsche blaue Turnhosen aus weichem Tuch, die hoch über den Knien enden und an den Hüften weit und bauschig sind mit schräggeschnittenen Taschen. Viele von den großen Mädchen haben in Odilienberg den ganzen Tag Turndreß unter dem Rock, um sich nicht zwischen Schule und Sport und Arbeitsstunde dauernd umkleiden zu müssen. Aber kein Mädchen darf im Turnanzug Hof und Schulgebäude betreten. Das Umziehen hat auf dem Sportplatz zu geschehen. Uraltes Gesetz aus Mahrs Herrschaft, während Silberstedt geneigt wäre, den Mädchen überhaupt Hosen zu erlauben, wie andere Wald-

schulen auch. Silberstedt bedenkt das Sinnlose von Mahrs Standpunkt — er wird die alte Vorschrift abschaffen, gut, daß Monika ihn darauf gebracht hat —, während Monika sich mit einem kleinen Silberkamm, den sie aus ihrer Hosentasche zieht, das nasse Haar zurückkämmt.

„Brr", sagt Monika; die Tropfen fliegen nur so aus dem nassen Haar. Silberstedts unerledigte Post wird besprengt; er räumt sie beiseite.

Dann setzt er sich. Da die Stühle alle mit Büchern und Papieren belegt sind, setzt er sich zu Monika auf das Sofa. Die Kerze flackert vor ihren Gesichtern auf dem eisernen Bauhaus-Hocker. Silberstedt hat sie mangels eines Leuchters auf dem letzten Heft der „Weltbühne" festtropfen lassen.

„Jetzt ist mir schon wohler", sagt Monika.

„Du mußt zu Bett; es ist zehn vorbei."

„Ich höre — Bett?"

„Du hörst richtig."

„Nur ungern."

„Was heißt das?"

„Nur ungern heißt nur ungern, Sibbi. Wozu Kommentar?"

„Du bist Schülerin."

„Tatsächlich —?" Monika tut erstaunt. ‚Aber, Sibbi — das ist ja das Neueste! Schülerin!"

„Laß die Kindereien!"

„Du hast schlechte Laune?"

„Mag sein."

„Warum? Wieder Mahr —? Bleckt der schleichende Tiger das Gebiß?"

Silberstedt schweigt. Der Regen wird schwächer, aber der Sturm tobt unvermindert um das Haus.

„Öffne dein Herz einem verstehenden Weib", sagt Monika und schlägt die Beine übereinander. Silberstedt sieht jetzt, daß sie lange, seidene Strümpfe trägt. Das ist über-

flüssig und asozial, denkt er, andere Mädchen tragen auch keine seidenen.

„Deine Augen weiten sich, Sibbi. Warum interessiert dich mein Knie?"

„Etwas mehr Respekt, wenn ich bitten darf." Es kommt töricht aus Silberstedts Mund, nicht ernsthaft genug und auch nicht deutlich als Scherz. Monika spürt die Dissonanz und weiß nicht, was sie damit anfangen soll.

„Verzeihung, Herr Lehrer."

„Kannst du nicht einen einzigen Satz vernünftig zu Ende bringen? Du bist kein Kind mehr."

„Eben."

„Was?"

„Eben —"

Monika hat unter dem Korrespondenzordner „Anstellungsverträge", der noch aufgeschlagen liegt, die Zigarettenschachtel entdeckt. An der Kerze zündet sie an. Silberstedt weiß nicht, ob er es ihr verbieten soll. Wenigstens hätte sie fragen können ...

„Darf ich?" sagt Silberstedt ironisch.

„Bitte — du bist nicht im Dienst." Monika reicht ihm die Schachtel und ihre brennende Zigarette zum Anzünden. Die Hand vor seinen Augen ist sehr weiß und zart. Dabei hat Monika heute nachmittag beim Heu mitgearbeitet.

„Was macht dein Vater?" fragt Silberstedt, damit keine Stille entsteht.

„Schwierigkeiten, wie alle Väter."

„Wieso?"

„Er will, daß ich im Herbst abgehe von Odilienberg."

„Und?"

„Ich will nicht."

„Es scheint mir unklug, jetzt abzugehen, ein halbes Jahr vor dem Abitur. Was sollst du zu Haus?"

„Heiraten."

„Ah so — dann natürlich erledigt sich das Abitur ..."

„Ich will aber nicht!“ Monika hat die Unterlippe vorgeschoben, über der weißen Stirn steht eine breite Falte. Sie mault wie ein ungezogenes Kind.

„Warum, Monika? Es ist die Bestimmung der Frau, zu heiraten.“

„Ogottogott.“

„Wie alt bist du?“

„Uralt. Siebzehn.“

„Na also.“

„Was heißt na also?“

„Na also heißt na also“, lächelt Silberstedt kühl. Die Revanche, denkt Monika.

„Gibt es in eurer Gegend da oben viele Männer —? Ich meine Männer, die für dich als Gatte in Frage kommen . . .“ Silberstedt ärgert sich, dümmer könnte er nicht fragen; Monika verwirrt ihn heute; es gehört sich keinesfalls, daß die Primanerin sich in Turnhosen hinsetzt, Zigaretten raucht und Konversation macht, nach zehn, bei Gewitter . . .

„Zahllose Idioten gibt es!“ lacht Monika kalt auf. „Einer von ihnen ist seit langem für mich bestimmt. Alarich Graf Schweidnitz auf Röcknitz, Zwochau und Thammenhain. Fünfzehntausend Morgen. Fünfundvierzig Jahre. Witwer. Hängebauch-Spitzkühler. Stiernacken mit Quetschfalte. Reiterbeine. Sooo ein Popo. Soll ich ihn dir aufzeichnen? Bitte — Papier!“

Monika ergreift Papier und Blei. Im Schein der Kerze zeichnet sie den Grafen Schweidnitz.

„Einen Augenblick . . . Gleich haben wir den Herrn . . . So . . . Und hier . . . Da. Der Bauch vielleicht etwas tiefer, mehr zwischen den Beinen . . .“

Silberstedt sieht sie dabei an. Zarte blonde Monika, denkt er. Schade um dich. Deine Beine sind wirklich außerordentlich. Etwas zu lang, wenn du sitzt. Aber im Stehen wunderbar. Und im Liegen vermutlich auch . . .

„Bitte."

Monika reicht ihm das Blatt. Silberstedt lacht kurz auf, legt es dann aber gleich beiseite.

„Eine ernste Sache, Monika. Du solltest es nicht so komisch nehmen."

„Noch komischer, Sibbi! Noch viel, viel komischer!" Sie lacht gläsern. Als Silberstedt hinsieht, sind in ihren grauen kalten Augen Tränen.

Monika steht auf. Ihr schmaler Körper in der blauen Hose ist unmittelbar vor Silberstedts Gesicht. Sie hat die Hände in die schräg geschnittenen Taschen gesteckt und pfeift. Sie pfeift den „Kanonensong" von Weill! Weill ist große Mode in Odilienberg. Sie pfeift so leis und fein, daß Silberstedt es ihr nicht einmal verbieten kann. Außerdem denkt er an das gläserne Lachen.

„Wo hast du das Grammophon versteckt, Sibbi?"

„Jetzt wird nicht mehr Grammophon gespielt."

„Hier hört es doch kein Mensch — in deiner holden Einsiedelei."

„Trotzdem."

Monika hat es unter den Zeitschriften entdeckt und bereits freigelegt.

„Du könntest mal ausnahmsweise nett sein und etwas Tee kochen, Sibbi." Sie versucht im Licht der Kerze die Aufschrift der Platte zu erkennen.

„Tee —?"

„Warum nicht? Dein pädagogisches Gewissen muß bedenken, daß ich bis auf die Haut durch bin. Da. Fühle. Quietschnaß."

Sie reicht ihm lässig den Arm hin. Das weiße Leinenhemd, das als Bluse gearbeitet ist, fühlt sich feucht an. Aber Silberstedt spürt die Wärme des Körpers darunter.

„Derart durchnäßte Personen gehören ins Bett."

„Mein Herr, Sie gehen zu weit. Kommen Sie näher . . ."

„Monika, bist du verrückt?"

„Vielleicht."

Monika hat die nassen Ärmel hochgerollt und sich auf Silberstedts Knie gesetzt, Gesicht ihm zugewandt, und singt „Hoppe, hoppe — Reiter".

„Das Gewitter scheint dich etwas verwirrt zu haben, Schülerin Tremplin."

„Kann sein."

Silberstedt läßt die reitende Monika auf den Boden hinabgleiten und steht auf.

„Es kühlt sich nur langsam ab."

Silberstedt lehnt sich weit zum Fenster hinaus. Die Luft ist noch immer dumpf. Drüben im Schulhaus brennt jetzt das elektrische Licht in den Gängen. Die Leitung geht also wieder. Silberstedt tritt zurück. Man kann es hier ruhig bei der Kerze belassen, denkt er ...

Monika hat eine Platte aufgelegt.

„Aber bitte die leise Nadel", sagt Silberstedt nervös aus dem Nebenzimmer, wo er den Tee bereitet.

„Selbstverständlich, Maestro. ‚Die nervenberuhigende Nadel ohne Nebengeräusch'. Mehr kannst du nicht verlangen."

Monika hat das Grammophon auf den Hocker gestellt, die Kerze mit der „Weltbühne" befindet sich jetzt auf dem Fußboden und beleuchtet das winzige Zimmer von unten.

„Zuhälterballade aus der Dreigroschenoper."

Das Mädchen hockt stumm mit untergeschlagenen Beinen auf der Matratze und starrt in den Apparat. Ihre kurzen blonden Haare sind wie ein Gitter vor ihre Stirn gefallen.

Silberstedt kommt mit den Tassen zurück. In der Tür stutzt er einen Augenblick. Das ist wie ein Traum. Ziemlich toll: Musik, Tee, Damenbesuch. Wie so was kommen kann, eins nach dem andern, ohne daß man sich dagegen zu wehren vermag! Der öde Tag; das Gespräch mit Han-

nes Müller auf dem Horizont; die grauenhafte Stunde allein in diesem Zimmer; und jetzt dieser Mensch da bei ihm, dieses edle, junge Tier mit seinen geraden Beinen, dem unbegreiflich klaren Nacken und mit Haar, so blond und weich, wie es überhaupt nicht sein sollte, wenn es gerecht zuginge auf der Welt.

Monika beachtet ihn nicht. Sie hört nur auf die Musik. Als die Platte abbricht, atmet sie tief auf.

„So was erfinden können . . .!" sagt sie. „Donnerwetter!"

„Es ist schön."

„Schön — schön! W i r sind das, Sibbi. Wir Jungen. Unsere Zeit. Da hast du sie, die vielbequatschte. Für drei Mark fünfzig. Die ganze Generation."

„Es ist sehr leichtsinnig."

„Sind wir's nicht?"

„Ohne Ehrfurcht."

„Sind wir's nicht?"

„Ohne Glauben."

„Sind wir's nicht?"

„Etwas — sinnlich."

Monika schweigt. Ihre schmale weiße Hand wechselt die Nadel.

„Dr. Mahr würde es kaum billigen", sagt Silberstedt, um die Stille zu unterbrechen.

„Ach, der! Was ahnt der von uns —!"

Silberstedts Augen leuchten auf. Was ahnt der von uns! Sein Herz klopft wie ein Hammer.

„Ein toter Mann", sagt Monika obenhin. „Für uns, für die Menge. Mag sein, daß er unter vier Augen anders ist. Wen er liebt, der hat's wohl gut."

„Möchtest du, daß er dich liebt?" Silberstedt geht, um nach dem Teewasser zu sehen, das drüben zu zischen beginnt.

„Ich weiß nicht. Ich glaube wohl. Aber es ist zu blödsinnig, um darüber nachzudenken . . . Es muß übrigens

komisch sein, wenn er eine Frau liebt. Ganz unvorstellbar."

Silberstedt bringt den dampfenden Tee.

„Das hätte ich machen sollen, aufgießen. Mädchenlos, Tee zu brühen. Ein Leben lang."

„Frau Gräfin werden bedient . . .", lacht Silberstedt und schenkt ein.

„Na, endlich wirst du munter, Sibbi. Hat lange genug gedauert."

„Deine Gegenwart, Monika." Sibbi ist rot wie ein Junge, den man gelobt hat.

„Du bist ein Nervenbündel, das besonderer Pflege bedarf. Es ist immer Glückssache, wenn man es richtig mit dir trifft, wie mit den Fremdwörtern."

„Sehr liebenswürdig. Soll ich mich etwa noch freuen, wenn ich als Leiter der Freien Schule Odilienberg erfahren muß, daß Primanerinnen nach zehn Uhr noch bei Lehrern im Zimmer herumsitzen, Grammophon spielen, Tee trinken, Zigaretten rauchen? Ist das nicht eine sehr traurige Erfahrung —?"

„Trauring genung", pallenbergt Monika.

„Du wirst dich morgen bei mir melden."

„Um dieselbe Zeit?"

„Zuchtlose Jugend."

„Gott sei Dank. — Hör lieber auf die Platte, Sibbi. Selbiges ist der Barbara-Song aus der Dreigroschenoper."

Monika legt sich zurück, verschränkt die nackten, weißen Arme unter dem Kopf und schaut zur Decke. Leise singt sie mit einer harten, fast männlichen Stimme:

Ja, da k a n n man
Sich doch nicht nur h i n legen!
Ja, da m u ß man
Kalt und h e r z los saa-in . . ."

„Vielleicht doch", sagt sie dann. „Vielleicht wär' es das beste. Sich hinlegen. Jedenfalls angenehmer als der Idiot mit der Nackenquetschfalte."

Ihre stahlgrauen Augen schimmern feucht.

„Monika — törichtes Mädchen! Das Leben liegt vor dir." Silberstedt streicht über die weiße Hand, die heut nachmittag das Heu gegabelt hat.

„Schwatz nicht wie ein Oberlehrer, Sibbi. Gib mir lieber nachgerade platterdings einen Kuß . . ." Monika zuckt nervös mit den langen Beinen. Die Turnhosen haben sich im Zurücklehnen verschoben, zwei breite Streifen weißer Haut sind über den Strümpfen zu sehen. Silberstedt legt die Hand darauf. Die Haut ist unsagbar kühl und glatt. Sein Gesicht ist jetzt über Monikas Stirn, das helle Haar duftet nach Reseda. Ihre grauen Augen mit den paar großen Tränen in den Winkeln schauen spöttisch, kalt, fast feindlich.

Aber ihr Mund ist geöffnet und wartet.

„Monika", stöhnt Silberstedt und küßt den Mund.

„Na endlich", sagt Monika. „Du bist hart verpackt, Sibbi."

„Kind — was weißt du von mir?" Seine Hand streicht über das seidige Haar. „Diese ewige Einsamkeit. Keinen Menschen. Nur Feinde und Kinder. Da wird man verrückt mit der Zeit."

„Feinde und Kinder —? Ich bin Kind — was?" Aus halbgeöffneten Lidern blinzelt ihn Monika an.

„Frag nicht. Sei still. Laß dich ansehen — du . . ."

„Quatsch — ansehen! Ansehen kannst du mich noch lange genug morgen früh im Unterricht." Monika stößt mit dem Fuß die Kerze um, tritt auf die Flamme. Dunkelheit steht starr um sie.

Sie hören nur ihren Atem.

„Alles zu seiner Zeit, kleiner Sibbi", sagt Monika. Ihre harte, klare Stimme ist auf einmal weich und sehr voll

Liebe. Um Silberstedts Hals legen sich die beiden nackten Arme. Ein Mund sucht seinen Mund.

„Kleiner Sibbi", sagt sie nahe seinem Ohr. „Mein kleiner, lieber Sibbi."

ACHTES KAPITEL

An einem Sonnabendmorgen tauchte der Herr im gelben Ulster zum erstenmal in Odilienberg auf.

Es war vierzehn Tage vor Beginn der großen Ferien. Man war in Gedanken schon halb fort, zu Haus, auf Reisen; niemand hatte damit gerechnet, daß sich noch Wesentliches ereignen würde.

Der Herr im gelben Ulster steuerte einen offenen La Salle und nahm bei Lehrer Schimmelpfeng am Dorfende Wohnung. Lehrer Schimmelpfeng geriet über die Ankunft des distinguierten Fremden in außerordentliche Erregung. Er hatte, nichtsahnend wie er war, den „Sahnengießer" im Ohr, jenes altmodische Hörrohr aus Messing, das er immer trug, wenn in der Außenwelt nichts Wesentliches vor sich ging. Als der Herr im gelben Ulster plötzlich bei Schimmelpfengs in der Küche stand, war es natürlich zu spät, den elektrischen Hörapparat noch an der Brust einzubauen; auch war die Batterie fast erschöpft, die neue für fünfundzwanzig Pfennig aus Leipzig noch nicht da. Alles Wesentliche, was der unbekannte Gast über Zweck, Ziel, Dauer seines Aufenthaltes sagte, entging daher Lehrer Schimmelpfeng.

Kurz nach der Ankunft, während der Frühstückspause um zehn, machte der Herr im gelben Ulster Dr. Mahr seinen Besuch. Er wußte offenbar nichts von der Existenz Silberstedts und hielt Mahr für den Leiter in Odilienberg. Mahr empfing ihn. Der Herr blieb eine Viertelstunde.

Er heiße Henri Bernard, sei Schriftsteller, Journalist,

Essayist, Korrespondent großer Pariser Blätter in Berlin; Franzose von Nationalität, aber mütterlicherseits deutsch, aus dem Elsaß. Er habe Urlaub, interessiere sich für Landerziehungsheime. (Hier unterbrach Mahr und wies streng darauf hin, daß Odilienberg alles andere als ein Landerziehungsheim sei ... Der Gast hatte sich nur versprochen. Er meinte natürlich „Freie Schulen", selbstverständlich n i c h t Landerziehungsheime ...) Er bitte um die Erlaubnis, Odilienberg besichtigen zu dürfen, möglichst auch im Unterricht zu hospitieren, Lehrer und Schüler zu interviewen, Aufnahmen der Knaben bei Sport und Spiel zu machen — alles dies, um in der Pariser Presse ausführlich über Odilienberg zu schreiben, über diese große und einzigartige Gründung Manfred Mahrs, für die sich Frankreich nicht weniger interessiere als die ganze übrige zivilisierte Welt.

Nach dieser wohlgewählten Ansprache kam Herr Bernard auf Einzelheiten zu sprechen. Wie lange er in Odilienberg zu bleiben gedenke, wisse er noch nicht, das hänge von den Umständen ab ... Ein Schüler, dessen charmante Mama er aus Berlin flüchtig zu kennen die Ehre habe, genieße in Odilienberg die Erziehung. Olaf von Beek. Er bitte um Gelegenheit, den Knaben begrüßen zu dürfen.

Das war nicht schwierig. Olaf und Peter, deren selbstgewählte Aufgabe es war, während der Frühstückspause Mahrs Schlafzimmer zu richten, wurden herbeigerufen und vorgestellt. Sie trugen älteste Garnitur, blaue verwaschene Kniehose und ärmelloses Sporthemd, und genierten sich vor dem Fremden. Mahr lächelte trotzdem stolz, als die beiden schönen großen Knaben, der Blonde und der Braune, wie zwei edle Pferde, erregt und hitzig, vor dem Gast standen. Das alte Odilienberg! Noch lebte es ...

Herr Bernard ließ einen reichen Wortsegen auf die Jungen nieder, wobei er unentwegt Olaf von Beek ansah. Peter schien ihn weniger zu interessieren. Der stand mit

deutlicher Ungeduld auf einem Bein und hielt mit Mahr hinter dem Rücken des Fremdlings Zeichenzwiesprache, indem er wiederholt auf seine Stirn tippte und die Augen zum Himmel verdrehte, was auf schriftdeutsch etwa hieß: „Sooo ein Idiot! Was will der Kerl? Schmeiß ihn doch raus, Mensch . . .!"

Olaf bekam Grüße seiner Mama ausgerichtet, die sich freue, in wenigen Wochen ihren Sohn bei sich zu haben. Der Sohn nahm dies schweigend entgegen; es stimmte wohl nicht ganz, da Mama in Paris war und nächste Woche nach Ostende fahren würde . . . Aber das wußte Herr Bernard eben nicht so genau. Der redete immer weiter. Noch nie hatte Olaf einen Mann gesehen, der so schön und schnell und dabei so deutlich sprach wie Monsieur Bernard.

Man verabredete für Nachmittag eine Teestunde bei Dr. Mahr. Jetzt gleich aber sollte Olaf den Gast gründlich und klug durch ganz Odilienberg führen. Mahr telephonierte an Fräulein Gutgesind und bat, Olaf von der englischen Stunde zu befreien. Fräulein Gutgesind, die nur stammeln konnte, wenn Mahr alle Halbjahr einmal mit ihr sprach, beeilte sich, Olaf sofort vom Unterricht zu befreien.

Die Jungens sprangen hinaus; in zehn Minuten sollte am Forsthaus die Führung beginnen. Indes wollte der Fremde mit Hilfe des Verwalters den La Salle versorgen.

„Ein großer Kaffer", sagte Peter, als er mit Olaf durch den oberen Scheunengang ging.

„Weshalb?"

„Hast du die Schuhe gesehen? Nahtlos."

„Na, wenn schon."

„Und wie der stinkt, Mensch! Nach so ganz süßem Parfüm."

„Aber nicht aufdringlich."

„Mir genügt's."

„Das Gesicht ist nicht übel. Wie das kleine Schnurr-

bärtchen über der Lippe sitzt! Nur mit Bartbinde zu erreichen."

„Ich finde den ganzen Kerl furchtbar."

„Ich nicht. Doch mal was anderes. Nicht ewig diese achselschweißriechenden Staatspauker, die sonst hier herumspionieren. Ein Kavalier."

„Franzosen sind immer Kavaliere."

„Große Welt. Sonderklasse."

„Meinetwegen. Mir ist unsere lieber."

„Mir auch, Peter. Für gewöhnlich. Das hat damit nichts zu tun. Ich will ihn ja auch nur herumführen." Olaf sagte es, als müsse er Verzeihung erbitten, und sah aus seinen großen blauen Augen über Peter weg sehnsüchtig ins Weite. Peter achtete nicht auf diesen Blick. Erst viel später fiel es ihm wieder ein.

„Also führ ihn nur schön", sagte Peter und gab Olaf, der in der Tür seines Zimmers stand, einen leichten Kniestoß ins Gesäß, was bei ihrem Verkehrston viel Herzlichkeit bedeutete. „Sei charmant", rief er ihm noch nach, auf französisch, stellte sich auf ein Bein, machte einen Kratzfuß und schnipste mit zwei Fingern, genau wie Monsieur Bernard.

„Das sowieso", lachte Olaf zurück und schloß schnell die Tür.

Peter raste in seine Klasse. Deutsch bei Silberstedt. Zum Kotzen.

Olaf beschloß, sich sehr fein zu machen. Die blaue Hose, das nicht mehr weiße Hemd flogen unter die Matratze. Eine rohseidene Hemdbluse, zu der man langen violetten Binder trug, Geschenk Mahrs zum letzten Geburtstag, wurde angetan, dazu die Kniehose aus hellbraunem Flanell, die er beim Schneider in Beerfelden nach eigenem Entwurf hatte herstellen lassen. Ihre Besonderheit war neben selbstverständlicher Kürze, daß sie auch ohne Gürtel „toll" saß, da ein unsichtbarer Gummizug sie über den Hüften zu-

sammenhielt und bei jeder Bewegung nachgab. Ausnahmsweise kämmte Olaf sein Haar; er vermißte Haarwasser oder Salbe; plötzlich gefiel es ihm nicht mehr, daß das Gelumpe so locker fiel. Monsieur Bernard trug sein schwarzes Haar glatt nach hinten gekämmt. Man sollte es auch einmal versuchen ... Aber ohne Fett war da nichts zu wollen. Die neuen braunen Schuhe, Rohgummisohle, standen im Schrank. Als er sie herausholte, kamen sie ihm plötzlich alt und schäbig vor. Monsieur Bernard hatte nahtlose Amerikaner; er würde Mama um nahtlose Amerikaner bestürmen ...

Die Führung durch das weite Schulgelände Odilienbergs war glatt verlaufen. Monsieur Bernard hatte sich höchst entzückt gezeigt. Seine Fragen verrieten zwar wenig Sachkenntnis von pädagogischen Dingen im allgemeinen und von „Freien Schulen" im besonderen, um so liebenswürdiger war die Art, wie er mit Olaf verkehrte. „Mein lieber Beek", sagte er häufig, später auch nur „lieber Olaf"; aber er wahrte stets die Distanz, blieb bei dem „Sie", was Olaf sympathisch war, da er die Erwachsenen nicht leiden konnte, die es für besonders kameradschaftlich hielten, junge Leute schon in den ersten fünf Minuten zu duzen.

Monsieur Bernard hatte natürlich einen ausgezeichneten Photo und knipste unentwegt in der großzügigsten Weise. Er knipste das Schulhaus und das Herrenhaus mit der Platane, den Hof und die Wäscherei, das Forsthaus und das Roß Sarrasani, das alt und traurig vor einem Heuwagen in der Sonne stand. Aber er knipste das alles ohne Bedacht, wahllos und nervös. Olaf hätte es weit besser gemacht, er wunderte sich, daß die Pariser Zeitungen keinen geschickteren Photographen nach Odilienberg schickten ... Um so gründlicher und liebevoller zeigte sich der Gast, als er im stillen Forsthauswinkel Gelegenheit nahm,

Olaf selbst, seinen „charmanten Führer", aufzunehmen. Er meinte, und der schwarze Schnurrbart auf der Oberlippe lächelte, Mama in Berlin werde sich über die Bilder freuen, auch in den Pariser Journalen werde man bald den „Typ des schönen jungen Deutschen" bewundern. Er knipste Olaf in allen erdenklichen Stellungen, lächerlicherweise auch mehrmals von hinten, so etwa beim Binden des Schuhes, der gar nicht aufgegangen war, was Olaf für sinnlose Verschwendung und richtige Albernheit hielt.

„Einen so schönen Knaben festzuhalten, das Vergängliche in die Ewigkeit oder doch zumindest in die Irdischkeit zu transponieren, kann nie Verschwendung sein", sagte Monsieur Bernard und knipste weiter.

Vor Tisch durfte Olaf noch den Wagen begutachten. Das Ding stand in der „Garage", zu der der alte Kuhstall umgebaut war, und glänzte wie fließendes Silber. Herr Bernard ließ den Motor laufen; man hörte ihn kaum; leise zitterte das edle Gebilde. Olaf setzte sich in die Polster; man saß hier weniger, als daß man lag. Olaf roch das Leder, den Gummi, den Lack. Sein Herz weitete sich. In so einem Ding durch das Land fliegen. Von der Waldecke weiter nach Beerfelden hinunter und immer weiter, nach Bayern hinein ... Nicht auszudenken.

Während er es noch dachte, sagte Monsieur Bernard mit gepflegter Stimme:

„Ein guter Wagen. Ich bin zufrieden. Hätten Sie Lust, Olaf, mich nach Tisch auf einer Orientierungsfahrt in der weiteren Umgebung zu begleiten?" Monsieur Bernard sog nervös an seiner Zigarette.

Olaf wurde blaß und rot in einem. Lust — ob ich Lust hätte, fragt der Mensch ...!

Es wurde beschlossen, um zwei zu fahren. Sonnabend war freier Nachmittag. Olaf hatte Zeit.

Ob Peter Wolff mit dürfe? Er verstehe auch etwas von guten Wagen.

Monsieur Bernard stutzte einen Augenblick. „Aber selbstverständlich", beeilte er sich dann zu sagen. „Wir können ja auch noch Dr. Mahr bitten, natürlich, warum nicht? Um fünf sind wir alle zum Tee wieder zurück."

„Abends ist ‚Theater der Kleinen'."

„Qu'est-ce que ça?"

„Die Kleinen spielen ein Märchen. Letzte Vorstellung vor den Ferien. ‚Die Prinzessin auf der Erbse.' Es wird sicher fabelhaft. Wir spielen hier oft Theater. Ich muß in der Garderobe helfen, die Bande zu schminken."

„Sehr interessant." Monsieur Bernard schien über diese Mitteilungen nicht sehr erfreut. Ein Gedanke leuchtete in seinem gepflegten Gesicht auf: „Danach aber sehe ich Sie bei mir drüben — wie? Zu einer kleinen Ananasbowle. Die Ingredienzien beschaffen wir aus der Stadt."

„Wir Odilienberger trinken keinen Alkohol", sagte Olaf streng.

„Mon dieu — das halbe Leben! Prinzipien sind dazu da, durchbrochen zu werden."

„Man müßte mit Manfred sprechen . . ."

„Dr. Mahr?"

„Er ist sehr streng. Mit sich und anderen."

„Aber Sie lieben ihn —?"

Monsieur Bernard lehnte am Kühler des La Salle und fixierte Olaf aus seinen schwarzen Augen; die Lippen lächelten jetzt spöttisch, wie es schien.

Olaf antwortete nicht. Er schlug den Blick zu Boden. Langsam stieg das zarte Rot in seinen Wangen aufwärts. Nun senkte er ganz das Haupt. Das helle Haar fiel ihm über die Stirn herab. Seine schmalen weißen Hände strichen über den blauen Lack der Karosserie.

Vielleicht war er in diesem Augenblick schöner, als der Mann da vor ihm ertragen konnte. Bernard jedenfalls verlor alle Beherrschung. Er begann zu zittern und schwer zu atmen, als hätte er eine Herzattacke. Dann riß er die

Hände Olafs zu sich empor, beide Hände, an seinen kleinen Mund mit dem schwarzen Bärtchen:

„Das ist — der einzige Mensch — auf der ganzen Welt — den ich beneide — dieser graue alte Doktor ..."

Gleich nach Tisch fuhren sie los.

Mahr hatte zu arbeiten; er bat, ihn zu entschuldigen; um fünf erwarte er Herrn Bernard, wie verabredet, zum Tee.

Peter Wolff streikte. Er fand den Fremden jetzt noch widerlicher als am Vormittag. „Parfümierte Puppe" nannte er ihn bei Tisch glattweg. Bernard speiste bei Lehrer Schimmelpfeng, man konnte sich also ruhig aussprechen. Mahr widersprach; er fand das Urteil doch allzu hart: wir Deutschen sollten uns hüten, allein im deutschen Mann das Ideal der Männlichkeit überhaupt zu sehen. Jede Nation habe ihren eigenen Männertyp; als Franzose sei Monsieur Bernard gar nicht uneben; überdies sei er Gast in Odilienberg und habe daher mildernde Umstände zu beanspruchen.

Olaf schwieg zu alledem. Manches ging ihm durch den Kopf. Vielleicht war es gar nicht richtig, daß er als „alter Odilienberger" und Freund Mahrs nachher so einfach mit einem fremden Herrn, der ihm die Hände geküßt hatte, im La Salle durch die Gegend fahren würde —? War das „Haltung" —? Ach, wenn es Mahr doch verboten hätte! Aber Mahr hatte nichts dagegen. Mahr überließ immer die Entscheidung einem selbst. Das machte alles so schwer und verantwortungsvoll. Er verbot nie. War nie verstimmt. Zeigte nie, wenn man abwich vom Weg. Aber er vergaß es auch nicht. Nach Jahren kam es zutage, daß er jeden Kompaßausschlag der Haltung im Gedächtnis gebucht. Das waren Bedenken ...

Dann aber dachte Olaf, während er die rote Grütze löffelte, an den La Salle, an den leis singenden Motor, an die

Polster, an die blaue Karosserie mit dem vielen Silber, an das Hundert-Kilometer-Tempo im weichen Sommerwind — da konnte es gar keine Zweifel geben, ob Monsieur Bernard auf seinen Einkäufen in der Stadt begleitet werden sollte oder nicht. Auch war man ja vor fünf schon wieder hier. Da konnte er nach dem Tee noch das Englische machen, am Montag schrieben sie Klassenarbeit bei Fräulein Gutgesind; wenn er auch noch zur Mathematik kam, war morgen ein ganz freier Tag...

Zwei Uhr sieben Minuten verließ der Wagen mit Monsieur Bernard am Steuer den Hof. Es war niemand zur Abfahrt erschienen; alles ging ganz schnell. Bernard lächelte süßlich und hupte kaum bei der Ausfahrt durchs Tor.

Olaf lehnte sich selig zurück. Er hatte keine Jacke mit, keinen Mantel, keine Mütze. Sein gelbes Hemd blähte sich im heißen Wind. Sein Haar wehte hell wie eine Fahne.

Natürlich dachte man, als sie um fünf nicht da waren, sie kämen um sieben zu Tisch. Mahr ärgerte sich, und Peter schimpfte. Sie tranken allein in Mahrs Arbeitszimmer Tee, und Peter aß den Kuchen, der für vier Personen bestimmt war.

Beim Abendbrot blieb Olafs Platz leer. Peter hob ihm das Essen auf, Reisrand mit Pfifferlingen, danach Käsebrot. Mahr wurde unruhig. Peter lief hinüber zu Lehrer Schimmelpfeng. Der begriff längere Zeit nicht, was Peter von ihm wollte, die Batterie aus Leipzig war noch immer nicht da. Nein — auch der fremde Herr war noch nicht wieder da...

Um acht begann das Theater der Kleinen. Olaf sollte heute Garderobechef sein, er hatte die Kleinen anzuziehen und zu schminken. Das Durcheinander war fürchterlich, da er fehlte. Ivo sprang ein, er hatte die Regie — nun mußte er sich auch noch um die Kostüme kümmern...

Peter schimpfte immer lauter. Es war gewissenlos, einfach nicht zu erscheinen. Zumindest hätte er telephonieren müssen. Panne kann man ja immer haben, aber ein La Salle hatte eigentlich keine Panne. Das Ganze war eine reichliche Frechheit dieses Schmierfatzken Bernard. Man sollte ihn daraufhin morgen hinausschmeißen.

Mahr ging nicht ins Theater. Er ging auf der Beerfeldener Landstraße dem Wagen entgegen. Sie mußten auf jeden Fall von der Waldecke kommen, wo sie sich auch sonst herumgetrieben hatten. Hier konnte er sie nicht verfehlen.

Mahr war verstimmt. Seit wann ließ Olaf sich derart blenden von einem Scharlatan? Was war dieser liebenswürdige Herr anders als ein windiger Schwätzer? Wozu dann alle Gemeinschaft, alle Erziehung, alle Liebe seit Jahren, wenn nur so ein Laffe zu kommen brauchte mit schnellem Auto und schneller Zunge, um alles über den Haufen zu werfen? Wie verwirrt Olaf gewesen war, seit heute früh, wie ganz und gar aus dem Häuschen! Nur weil zum erstenmal das „Leben" in Gestalt dieses Kavaliers an ihn herantrat! — Ach, er kannte diese Versuchung von vielen früheren Freunden, jeder erlitt sie zuweilen, jeder glaubte ja, dies hier oben sei noch nicht das ganze Leben, man müsse es zu erhaschen suchen, sonst wäre man kein Kerl. Diese Sucht lebendiger Jugend, nichts auszulassen, alles mitzumachen, wenig wählerisch zu sein, es war Reichtum und Gefahr zugleich — es war immer dasselbe. Mahr wußte, daß sich nichts dagegen tun ließ als warten, bereit sein, nicht beleidigt und enttäuscht sein. Sie kamen alle zurück, von ihren Ausflügen ins Leben, treuer, verbundener als vorher, solange Odilienberg sie band.

Dann aber überfiel ihn plötzlich Unruhe. Wenn ihnen etwas zugestoßen war? Es ging auf neun. Olaf war verpflichtet, vor sieben da zu sein, um beim Theater zu helfen. Wie sehr ihn auch Monsieur Bernard und sein Wagen

begeistern mochten, seine Pflicht durfte er nie derart vergessen. Eine Tee-Einladung bei Mahr, die konnte man im Notfall auch unentschuldigt versäumen — aber Dienst nicht, das war nicht zu begreifen und nicht zu entschuldigen. Waren sie verunglückt? Konnte dieser glatte Herr nicht einmal Auto fahren? War Olaf verwundet? Tot?

Mahrs Herz krampfte sich zusammen. Er blickte sich um im Wald, die Straße war leer, niemand sah seine Angst. Aber dann wäre ja längst telephoniert worden! Jeder Bauer in der Gegend, bis weit ins Land, erst recht Polizei und Ärzte erkannten in Olaf den Odilienberger, in seiner Wäsche stand der volle Name, eine gute Maßnahme der Wäscherei; auch das wollte Silberstedt neuerdings nicht mehr verlangen, Monogramme sollten genügen, meinte Herr Silberstedt, irrig, wie immer ... Wenn sie ihn aufhoben und verbanden, sahen sie seinen Namen. Wieder fühlte Mahr den stechenden Schmerz in der Brust. Er mußte warten. Er saß am Straßenrand auf einem weißgekalkten Kilometerstein und sah die graue, gerade Straße entlang, die in der Ferne im Dämmer des Waldes verschwebte.

Wenn es Olaf nicht mehr gibt auf der Welt, bin auch ich zu Ende, dachte er ganz kühl und klar. Noch einmal kann ich nicht anfangen. Alles hat seine Grenzen. —

Von der Waldecke näherte sich ein Auto. Mahr sprang auf. Sie sind es! Alles war vergessen, vergeben. Verspäten konnte man sich immer bei einer Autotour. Sie sind es. Langsam näherten sich die Scheinwerfer. Er würde Tee kochen ... Sicher fror Olaf, er hatte nichts mit, keine Jacke, keinen Mantel, der arme Kerl. Auch Herr Bernard sollte Tee haben. Er war ein Leichtfuß — immerhin ...

Der Wagen rasselte vorüber. Es war der scheußliche laute Opel des Fleischers Rudloff aus Beerfelden. Der Mann erkannte Mahr, legte die Hand an die Mütze:

„N'amd, Herr Doktor."

Langsam ging Mahr zurück. Vielleicht überholten sie ihn.

Neun Uhr ist schließlich keine Zeit. Für Herrn Bernard fing der Tag da gewiß erst an...

Aber Olaf. Olaf —!

„M e i n O l a f — w a s i s t m i t d i r —?"

Mahr schrie es in die Stille. Der Wald blieb stumm.

Nach dem Theater der Kleinen kam Hannes Müller zu Mahr. Hannes erschrak. Mahr war verändert.

Er lag auf dem Sofa. Als Hannes hereinkam, griff er schnell nach der alten Zeitung. Er tat, als lese er. Sein Gesicht war fahl, die Wangen eingefallen. Die Augen glänzten wie im Fieber.

„Noch nichts?" fragte Hannes.

Mahr überging die Antwort. „Wie waren die Kleinen?"

„Nett natürlich. Ich habe kaum hingesehen."

Sie schwiegen. Die Schindeln klapperten wie tausend kleine Holzhämmer. Wind hatte sich aufgemacht, die Nacht wurde kühl und klar.

„Kann man nicht telephonieren?" fragte Hannes. Seine guten Augen hinter den Gläsern waren traurig und ratlos.

„An wen?" Heiser kam es aus Mahrs Kehle.

„Ja — an wen? Ans Kreiskrankenhaus in Beerfelden. An die Polizei. An den Bürgermeister."

„Red doch keinen Unsinn. Was sollen die von Olaf wissen!"

„Man darf nicht die Nerven verlieren, Manfred. Sie werden zurückkommen; vor Mitternacht sind sie da. So lange wollen wir warten."

„Gleich zehn", sagte Mahr. „Ist Peter schon zu Bett?"

„Er wollte noch hereinkommen, fragen, ob er was tun kann."

„Guter Kerl, der Peter."

„Er will die ganze Nacht bei dir wachen."

„Als ob ich krank wäre! Lächerlich. Der soll schlafen."

Im Gang tappten Schritte. Hannes sah hinaus. Es war nichts. Zwei Primaner gingen in Bademänteln voruber, hinunter in die Duschräume.

Hannes setzte sich wieder und blätterte in den Zeitschriften. Mahr lag stumm mit geschlossenen Augen auf dem Sofa.

„Glaubst du eigentlich noch an einen Unfall, an Panne oder so was . . .?" Mahr sprach es wie im Schlaf, langsam, fast singend.

„Unfall nicht. Dann wäre natürlich längst telephoniert worden. Aber Panne. Weißt du, ich denke es mir so: sie sind weiter gefahren, als sie anfangs vorhatten, vielleicht Jena, vielleicht Bamberg. Auf der Rückfahrt kam die Panne. Mitten zwischen zwei Dörfern. Sie haben versucht zu reparieren. Sie dachten von Viertelstunde zu Viertelstunde, jetzt könnten sie fahren, wie das so ist bei Pannen. Sie scheuten den Zeitverlust, erst zum Telephon zu laufen. Jetzt haben sie es aufgegeben, selbst zu reparieren, lassen den Wagen abschleppen, stellen ihn unter, morgen früh geht er in Reparatur. Sie übernachten in einem Gasthof. Das Telephon in dem Nebenamt ist seit acht geschlossen, bis morgen früh gibt es keine Möglichkeit der Verbindung."

Hannes hat sich in Eifer geredet. Mahr schlägt die Augen auf.

„So ist es gut, Hannes. Das kann sein. Ausgezeichnet. Daran habe ich noch gar nicht gedacht. Natürlich ist es so . . ."

Mahr steht mühsam vom Sofa auf und beginnt umherzugehen.

„Warum komme denn ich auf so was nicht? Du lebst näher an der Wirklichkeit, Hannes."

„Unsinn."

„Doch." Mahr steht vor den üppigen, niemals blühenden Geranien und zupft ein paar gelbe Blätter ab. „Ich bin wie eine dumme alte Mutter, die in ihr einziges Kind vernarrt ist und alle Welt mit ihrer ewigen Sorgerei quält."

„Du hast schließlich die Verantwortung als Kameradschaftsführer."

„Das auch. Ja. Das auch."

Mahr geht langsam wieder vom Fenster weg, zum Schreibtisch, ans Telephon, hebt ab, hört auf das stoßweise Tuten, der Apparat ist in Ordnung; er legt den Hörer wieder auf die Gabel.

Hannes beobachtet es still hinter seinen Gläsern. Er weiß, daß Mahr dies Abheben, Horchen, Wiederhinlegen seit heut nachmittag zahllose Male getan hat. Man sollte nicht alles auf eine Karte setzen im Leben ...

Schritte draußen. Die Tür zum Vorzimmer klappt auf und zu. Peter kommt herein, ohne anzuklopfen, es ist das Vorrecht der beiden Knaben. Seine Haare sind naß und stehen ab wie Borsten. Er kommt vom Duschen und ist heiß und rot. Sein alter verblichener blauer Bademantel hat keinen Gürtel mehr, er muß ihn mit der Hand vorn zusammenhalten.

„Nichts?"

Die Männer schweigen. Er liest die Antwort in ihren Gesichtern.

„Sie werden eine Panne haben", sagt Mahr. „In dem Dorf, wo sie übernachten, gibt es kein Telephon mehr. Morgen um sieben haben wir die Nachricht ..."

„Hm." Peter nickt. Er setzt sich auf den Schreibtisch, seine nackten Beine mit den heißen rosigen Zehen baumeln ins Zimmer.

„Eine — sol — che — Un — ver — schämt — heit!" sagt er dann; es kommt so aus tiefster Seele herauf, fast aus dem Magen, daß Mahr lächeln muß. „Der soll sich nur

noch 'mal hier oben blicken lassen — dieser Schweinepriester . . ."

„Wer denn? Olaf —?" lacht Mahr.

„Quatsch — Olaf! So was kann jedem 'mal passieren. Wär mir der Idiot nicht so widerlich gewesen, wäre ich auch mitgefahren. La Salle ist nicht so ohne. Da kann man schwer widerstehen."

„Wärst du doch mitgefahren, Peter!" entfährt es Hannes Müller.

Peter sieht ihn plötzlich an. Seine Augen haben einen seltsamen Glanz. Sie verstehen sich mit einem einzigen Blick. Wie vernünftig diese Jungen heute sind! denkt Dr. Müller. Die wissen besser Bescheid als wir Alten. Wenn ich uns vergleiche, vor fünfzehn, zwanzig Jahren — keine blasse Ahnung hatten wir!

Peter kann sich noch nicht beruhigen. „Diese schmierige Tante soll mir nur noch 'mal vor die Augen kommen! Der kriegt vielleicht von mir den Arsch voll, daß er acht Wochen nicht mehr sitzen kann in seinem verdammten La Salle, dieser jämmerliche Lustgreis . . ."

„Gesäß, Peter. Immer medizinisch, bitte", sagt Hannes. Bei aller Trostlosigkeit ist Peter eine Erquickung.

„Quatsch. Noch viel zu milde für den. Kastrieren tu ich ihn — mit diesen Händen!" Peter sieht drohend auf seine sauberen Finger.

„Na, na, kleine Bestie", sagt Mahr und streicht ihm über das nasse Haar und den weißen Hals. „Da muß ich ja gar Herrn Bernard vor der Lynchjustiz schützen."

Hannes Müller und Peter sehen Mahr an. Der hat offenbar noch immer keine Ahnung, was los ist. Der ist wie blind. Der große, kluge, wunderbare Mahr ist auf einmal von aller Vernunft verlassen. So blind kann einer sein, wenn es sich um Glauben an einen Menschen handelt. Was sagt er jetzt — es ist fast beschämend vor dem wissenden Jungen . . .

„Wir brauchen uns nicht zu sorgen, Peter. Herr Bernard ist ein weltgewandter Mann. Er meint es gut mit Olaf. Er wird sich in jeder Situation zurechtfinden. Natürlich ist es eine Ungehörigkeit, unsere Gastfreundschaft so zu mißbrauchen. Olaf aber hat die Hauptschuld. Olaf hätte nicht mitfahren dürfen oder jedenfalls darauf dringen müssen, um fünf zurück zu sein. Das muß man von einem Odilienberger verlangen. Das wäre das mindeste. Mit Olaf werde ich mich morgen hart auf hart auseinanderzusetzen haben."

Es klingt sehr weich und gütig, dies „hart auf hart". Der Spötter Mahr, der Hasser Mahr, der Kämpfer Mahr — kaum ist er mehr zu spüren hinter dieser großen und weiten, alles vergebenden und verstehenden Liebe.

Ein alter Landpfarrer aus dem Hannöverschen sprach da eben im singend-vorsichtigen Ton der Leute aus der Heide. Hart auf hart wird er sich mit Olaf auseinanderzusetzen haben ...

Herr Bernard im gelben Ulster war nicht kleinlich. Er sandte folgende Telegramme:

a

Bamberg, 29. Juni, 22.15

Dr. Manfred Mahr Odilienberg-Beerfelden. Nach herrlicher Fahrt gut angekommen. Olaf schön, wohl und munter. Weiterreisen südwärts morgen vormittag.

Bernard

b

München, 30. Juni, 18.33

Dr. Mahr Odilienberg-Beerfelden. Stimmung vorzüglich. Olaf charmant. Ihre Erziehung bewundernswert.

Übernachten hier Reginapalast. Drahtet nicht an mich, da Bernard Künstlername. Drahtet Olaf v. Beek gütiges Verzeihen.

Bernard

c

Venetia-Lido, 2. Juli, 23.50

Dr. Mahr Odilienberg-Beerfelden. Trotz Rekordfahrt kaum ermüdet. Überwältigend schön. Olaf glücklich. Bleiben bis auf weiteres hier. Drahtet Beek Hotel des Bains.

Bernard

d

Venetia-Lido, 3. Juli, 11.22

Mahr Odilienberg-Beerfelden. Ihr Telegramm befremdlich. Olaf sehr verstimmt. Warum so streng? Auch andere haben Geschmack.

Bernard

e

Venetia-Lido, 3. Juli, 19.08

Mahr Odilienberg-Beerfelden. Drohung mit deutschem Generalkonsulat lächerlich. Sie haben nicht elterliche Gewalt. Einwilligung Frau v. Beek zu hiesigem Aufenthalt bereits drahtlich ersucht.

Bernard

f

Venetia-Lido, 4. Juli, 11.52

Mahr Odilienberg-Beerfelden. Unterlassen Sie erpresserische Telegramme. Olaf ohnehin enttäuschend.

Bernard

g

Venetia-Lido, 4. Juli, 22.16

Mahr Odilienberg-Beerfelden. Elterliche Einwilligung versagt. Offenbar Ihr Werk. Olaf rückreist morgen D-Zug Dritter Verona—München. Ankunft Beerfelden Sonnabend nacht ein Uhr achtzehn. Bin desinteressiert.

Bernard

Auf dem Bahnsteig in Beerfelden steht Peter Wolff mit der blauen hängenden Mütze. Der Zug von München hat zwölf Minuten Verspätung. Niemand sonst ist auf dem Bahnsteig zu sehen. Mit dem Nachtschnellzug kommen selten Leute, er hält mehr wegen des Maschinenwechsels . . .

Peter geht auf und ab. Er denkt an diese furchtbare Woche und daß nun alles, alles wieder gut ist. Manfred wollte nicht mit herunterkommen; das doch nicht. Aber er wird noch wach sein, wenn sie oben ankommen, und Tee bereithalten. Drei Uhr wird es nun wohl werden. Peter ist auf dem Rad heruntergekommen und hat Olafs Rad mitgeführt. So sparen sie fast eine Stunde Zeit, da sie auf der Höhe später glatte Fahrt haben.

Peter kauft sich bei dem Pikkolo, der mit seinem Tablett bereits Aufstellung genommen hat, eine Riefe Creme-Schokolade für fünfundzwanzig Pfennig und verzehrt sie langsam im Aufundabgehen.

Unbegreiflich war Manfred in dieser ganzen Woche. Seit dem ersten Telegramm war er wie verwandelt. Ganz Tatkraft, ganz Spannung, ganz Wille. Wunderbar. Kein Jammern, kein Schimpfen, kein Gefasel von Enttäuschung. Wie war die Lage? Was war zu tun? Dies wird getan. Polizei ausschalten. Feste Adresse abwarten, da sonst doch überall zu spät. Silberstedt einweihen. Um Diskretion bitten. Waffenstillstand sozusagen. Kaum stand Venedig fest, und der Bursche glaubte sich in Sicherheit, Telegramm

an den Generalkonsul, Telegramm an Frau v. Beek, Telephonat mit Dr. Schrader.

Nun war die Sache erledigt. Schneller konnte es nicht gehen. Was blieb, war Ärger, Schmerz, viel Unbegreiflichkeit — ein wenig Blamage. Silberstedt hätte allen Grund gehabt, zu grinsen. Er hat nicht gegrinst, wenigstens nicht sichtbar. Er hat sich überhaupt sehr anständig gezeigt in diesen Tagen. „Kleine Leute werden immer anständig, wenn sie sich ins Vertrauen gezogen fühlen", hat Mahr gesagt. Aber Sergej und einige andere haben aus ihrer Freude kein Hehl gemacht. Natürlich wissen jetzt alle von der Geschichte. In Odilienberg bleibt nichts geheim. Aber das schadet nichts. Wäre Olaf nicht bei Mahr in der Kameradschaft, wäre er durch dies Abenteuer der erste Mann in Odilienberg. Wenigstens hat er was erlebt ...

Der Zug donnert ein. Zwei Maschinen, eine vorn, eine hinten zum Schieben über den Frankenwald. Drei Schlafwagen, modernster Typ, dunkel und verhängt. Ganz hinten ein italienischer Wagen Dritter. „Roma—Bologna—Venetia—Verona—Brennero—München—Berlin Anh. Bhf." Hier mußte er sein.

Langsam öffnet sich eine Tür. Eine Gestalt in grauem Mantel mit grauem Hut klettert langsam die Treppen herunter. Ist es Olaf? Peter springt hinzu. Nein, er ist es nicht ...

Doch ... Olaf ...!

„Olaf —!"

„Ah, da bist du ja — Peter. Tag." Husten schüttelt die Gestalt im Mantel. „Wo ist Manfred —?"

„Oben. Wir fahren gleich hinauf." Olaf ... Zum Donnerwetter, warum hustet er so jämmerlich?

„Koffer hab ich keinen." Wieder ein Hustensturm.

„Du bist erkältet."

„Sehr. Seit Dienstag schon."

„Was hast du denn um den Hals?"

„Alten Strumpf. Ein Bauer schenkte ihn mir vor Rosenheim."

„Hast du Halsschmerzen?"

„Etwas. Vor allem aber hier. Es sticht." Er deutet in seinen Rücken. Das dünne graue Mäntelchen flattert im Wind. Sie gehen langsam zur Treppe.

„Mensch — lange Hosen!" sagt Peter, als sie in der Unterführung sind, wo Lampen brennen.

„Hm. Aus Bozen."

Es sind weiße Tennishosen, zerknautscht und fleckig und viel zu lang.

Als sie die Treppe aus der Unterführung zur Sperre hinaufmüssen, bleibt Olaf stehen. Ein Hustensturm, stärker als der vorhin, schüttelt ihn. Der Lärm hallt zwischen den Steinkacheln.

„Die Nachtluft", sagt Olaf zwischen den Stößen. „Drin war's sehr heiß . . ."

Dann gehen sie die Treppen hoch. Langsam. Schritt für Schritt tastet sich Olaf am Geländer hoch. Er sieht dabei still vor sich hin, auf die gerauhten Steinstufen, wie ein alter Mann, der sich damit abgefunden hat, nicht mehr Treppen steigen zu können. Den scheußlichen Hut hat er abgenommen. Sein blondes Haar erscheint Peter jetzt grau und farblos.

Peter möchte am liebsten sich hier auf die Treppe setzen und heulen. Olaf. Unser Olaf. Was heißt denn das? Ist die Welt verrückt geworden —?!

Als Olaf die beiden Räder mit den zersessenen Sätteln an der kahlen Wand des Schalterraumes stehen sieht, gleitet zum erstenmal wieder ein dünnes Lächeln über sein Gesicht.

„Meine Karre . . .", sagt er, ohne husten zu müssen. „Die gibt's auch noch. Du lieber Gott!"

„Kannst du denn rauffahren? Oben ist's kühl."

Olaf steht schon wieder verkrampft da, hält die Hand in den Rücken, wo er die Schmerzen hat, und hustet.

„Rauffahren?" fragt er dann, fern und gleichgültig. „Nein, Peter — das — kann — ich — nicht!"

Eine Stunde später fährt der laute Opel des Fleischers Rudloff, der die späte Fuhre nach langem Gerede für zwanzig Mark macht, vor dem Schulhaus vor.

Mahr steht am Schlag. Und Dr. Müller. Sonst ist es totenstill im Hof und in den Häusern. Kein Licht. Kein Laut.

Olaf braucht gerade nicht zu husten. Als er Mahr im Halblicht der Scheinwerfer vor sich sieht, das ernste, gütige, geliebte Gesicht, wendet er sich ab, ins Dunkel zurück, als könne er den Anblick nicht ertragen. Hannes Müller will ihn stützen, denn Olaf taumelt an die offene Wagentür.

Mahr springt hinzu. Mit einer wilden, zügellosen Gebärde reißt er ihn von Hannes Müller weg. Seine Arme umschließen wie ein Schraubstock Olafs Schultern, er preßt den schmalen Körper hart an sich heran. Sein Mund sucht im Dunkel der Nacht das Antlitz des Freundes.

Gegen sechs, als die Sonne hoch am Himmel steht, schläft Olaf endlich ein. Das Fieber hält sich seit der ersten Messung um drei auf gleicher Höhe. Neununddreißig zwei.

Früh sollte es eigentlich zurückgehen. Es geht nicht zurück. Mittags steigt die Temperatur auf Neununddreißig acht. Das ist nicht anormal bei Lungenentzündung. Doktor Müller gibt mehrere Spritzen. Olaf spricht jetzt im Fieber. Was er sagt, ist kaum verständlich. Die im Zimmer vermeiden es, hinzuhören.

Ob beide Lungenflügel oder nur der linke angegriffen

sind, läßt sich noch nicht einwandfrei feststellen. Um sechs wird der Professor aus Jena erwartet.

Er kommt, aber erst um acht. Olaf liegt jetzt still da, mit geschlossenen Augen.

Der Professor ist ein alter Herr mit weißem, etwas gelocktem Haar und kurzen krummen Beinen. Er wirft zunächst alle aus dem Zimmer; Mahr, Dr. Müller, Peter, die Hausdame müssen hinaus. Dann bleibt er eine halbe Stunde allein bei dem Kranken.

Später bittet er Dr. Müller zu einer Konferenz in Mahrs Arbeitszimmer: Beide Lungenflügel. Der linke stärker. Seit etwa vier Tagen verschleppt. Herz schwach. Allgemeine Konstitution schwach. Lage ernst, aber keineswegs hoffnungslos. Ob Lebenswille vorliegt?

Hannes Müller zuckt mit den Achseln.

„Lebenswille? Nicht übermäßig viel. Ein zarter Junge, passiv, verwöhnt, gehütet. Sehr — spät."

„Der schönste Körper, den ich jemals sah", sagt der Professor leise. „Restlos vollkommen. Ein Wunder." Der alte Herr sieht ins Leere, in seinen Augen liegt der Widerschein des Geschauten.

„Hat Patient seelische Bindungen?" fragt er dann, zurückkehrend. „Ein Mädchen vielleicht, um dessentwillen er leben will, eine große Aufgabe, ein Ziel?"

„Mein Gott, ist denn das so wichtig —?"

„Zuweilen, Herr Kollege. In diesem Alter besonders. Es gibt Fälle, wo die Waage gleich steht. Hier zum Beispiel. Tod und Leben halten sich hier ein paar Tage in Schach. Es ist ein Kampf, fast großartig, wäre man nicht Arzt und empört über seine eigene Machtlosigkeit. Der Patient hat die Entscheidung. Sein Wille gibt den Ausschlag — oder auch Gottes Wille, was natürlich das gleiche ist."

„Freilich, freilich — das ist mir bekannt", sagt Hannes Müller hilflos. „Aber ich weiß nicht — Olaf — seit acht Tagen ist alles anders. Wir wissen nichts mehr von ihm . . ."

„Er war verreist?“

„Eine Autotour.“

„Mit Erwachsenen?“

„Ja — gewiß ... Mit einem Erwachsenen.“

„Dieser Leichtsinn ist unverantwortlich. Verzeihen Sie — vielleicht handelt es sich um einen Lehrer, ich möchte niemanden kränken. Aber ein Erwachsener m u ß t e den Ernst der Krankheit seit mindestens vier Tagen erkennen.“

„Die Krise erwarten Sie morgen nacht?“ lenkt Hannes ab.

„Frühestens, vielleicht erst Dienstag.“

„Die Mutter des Jungen ist in Paris ...“

„Keinesfalls kommen lassen. Nur telegraphisch unterrichten. Klagende Mütter sind in solchen Fällen die größte Gefahr. Wenn der Junge erwacht, völlige Ungefährlichkeit vortäuschen. Grippe, Halsentzündung, Ende der Woche wieder Schule. Sie verstehen?“

„Gewiß doch.“

„Sie brauchen mich nicht mehr?“ Der Professor erhebt sich und sieht auf die Uhr. „Sie wissen, was zu tun ist. Ich hätte gern noch den letzten Zug bekommen. Die Klinik morgen früh ... Man kann sich nicht teilen ...“

„Ich darf Sie zum Wagen bringen?“

Auf der Treppe kommt Mahr hinter ihnen hergelaufen.

„Wie steht es?“ Sein Gesicht ist gelb und verfallen, die Augen glühen.

„Herr Professor hat mich genau unterrichtet“, sagt Hannes Müller schnell, denn der Professor scheint ärgerlich über den neuen Aufenthalt.

„Lebensgefahr?“ keucht Mahr.

„Nicht unbedingt, Herr Dr. Mahr.“

„Wann kommen Sie wieder?“ Mahr ist wie ein Kind. Er rennt neben den beiden Ärzten her über den dämmerigen Hof. Die Großen sind noch auf. Sie stehen in Gruppen auf dem Rasen beieinander, ziemlich still. Seit heute

morgen ist Odilienberg still geworden. Alles sieht sich nach den drei Männern um, die über den Hof zum Auto stürzen, das am Tor wartet.

„Wann ich wiederkomme —?" wiederholt der Professor abwesend und vergleicht seine Uhr mit der im Wagen. „Morgen, übermorgen. Wann Sie mich brauchen. Aber ich kann nichts tun. Gar nichts. Das ist es ja . . ."

Er sitzt im Fond. Man grüßt. Der Wagen ruckt an. Im ersten Gang heult er die steile Dorfstraße hoch.

Olaf schläft.

Er liegt seit der Rückkehr in Mahrs Schlafzimmer, es ist der ruhigste Raum. Peter hat für Manfred das Sofa im Arbeitszimmer zurechtgemacht, falls er sich hinlegen will. Die Kameradschaft Müller hat Posten in den Gängen aufgestellt, die alle zwei Stunden abgelöst werden; sie verwehren Unbefugten den Zutritt zum Klostergang und halten auf Stille im Haus.

Dies ist die erste Nacht. Wie viele werden folgen —? Wie viele —? Im Krankenzimmer sind nun wieder Mahr, Hannes, Peter. Das Fenster nach der Rehwiese steht offen, die Nacht ist ruhig und lau. Man kann nichts tun. Zuweilen werden die Eisbeutel erneuert. Das ist alles. Um elf geht Peter zu Bett. Er ist von der letzten durchwachten Nacht bis zum Umfallen müde, von diesem einen Tag, der ihm länger scheint als sein ganzes bisheriges Leben. Natürlich wollte er bei Olaf wachen. Aber Mahr läßt es nicht zu. Wut brach aus seinen Augen, als er es Peter verbot. Er will allein sein; er läßt sich nichts nehmen.

Peter schleicht aus dem Zimmer. Mahr sagt ihm kaum gute Nacht. Im Gang steht Erhard Vischer, sie kannten sich kaum bisher, er ist ja andere Partei, Feind, Silberstedt, wenn auch gleiche Klasse. Auf einmal ist das alles vorbei und vergessen; Erhard legt schweigend seinen Arm

um Peters Schulter, und Peter nimmt ihn mit in sein Zimmer. Nur jetzt nicht allein sein, nur endlich reden können, denkt Peter.

Da sitzt Erhard auf Olafs verlassenem Bett. Peter muß ihn immer wieder ansehen, wie er da stumm mit vor den Knien gefalteten Händen hockt und zum Fenster hinausstarrt, wo nur Nacht liegt und warmer Duft der Kletterrosen unterm Fenster. Wie er Olaf ähnlich sieht, denkt Peter. Erschreckend. Olaf noch einmal, nur stärker, gesünder, wirklicher, mehr Junge, mehr wie er selbst und alle anderen. Mit dem könnte man boxen, wenn er abends beim Ausziehen ewig nicht fertig wird — Olaf mußte man gewähren lassen, auch wenn es Mitternacht wurde.

Olaf... Plötzlich kann Peter es nicht länger ertragen; er muß an Olaf denken, wie er war, als er noch in diesem kleinen Zimmer ging und stand, lachte und schimpfte, morgens U—aah gähnte und Grrr machte beim Zähneputzen, und wie er jetzt da drüben liegt, so jammervoll, so ganz erledigt. Peter Wolff, Obersekundaner, fast siebzehn, kein kleines Mädchen, liegt auf dem Bett, heult, tritt die Luft mit den Füßen, hämmert mit den gesunden Fäusten gegen seine gesunde Brust, aus seinem verzerrten Mund stöhnt es: „Dieser Hund — dieser gottverdammte Hund...!"

Erhard schweigt. Er tut, wie wenn er nicht da wäre, bis der Krampf vorbei ist. Dann setzt er sich zu Peter, dessen Körper noch zittert.

„Mensch, das ist alles halb so schlimm", sagt er, „so 'ne Lungenentzündung hat jeder mal." —

Bis nach Mitternacht sitzen sie stumm nebeneinander. Peter ist froh, daß ein Mensch bei ihm ist, man braucht nicht zu reden. Dann schleicht sich Erhard vor Mahrs Tür. Drinnen ist alles still.

Als er zurückkommt in Peters Zimmer, schläft der, so wie er ist, in Kleidern, halb noch im Sitzen. Erhard deckt ihn

zu und legt sich auf Olafs Bett. Aber er kann nicht einschlafen. Er denkt nicht an den Kranken, er muß, bis die Vögel in der Mauer zu singen beginnen, an Mahr denken. Dann versinkt auch Mahr in ihm.

Olaf schläft.

Mahr sitzt am Bett und starrt in das Gesicht. Der Professor hat Odilienberg verlassen, Hannes Müller und Peter Wolff sind zu Bett gegangen; er ist wieder allein mit Olaf wie früher, und alles ist jetzt erträglicher. Schwer war dieser Tag, schwer wird der nächste sein. Bis die Krise vorüber ist. Nur er und Olaf — das ist noch zu ertragen. Sobald die anderen dabei sind, verliert Mahr die Besinnung.

Olafs Gesicht ist stark gerötet. Sein Mund steht halb offen, man sieht die fehlerlosen weißen Reihen der Zähne. Der Atem rasselt. Der Körper liegt jetzt völlig ruhig unter der leichten Decke flach auf dem Rücken. Wenn Mahr es nicht wüßte, würde er glauben, Olaf sei gesund, nur sonnverbrannt und erhitzt von dem Sommertag; das Rasseln des Atems braucht nicht aus der kranken Lunge zu kommen ...

Zuweilen im Lauf der Stunden verwirren sich Mahrs Gedanken in diese Vorstellung des gesunden, sonnverbrannten, verschnupften Olaf. Wenn ihm alles wieder einfällt, die ganze Wahrheit, würgt eine Hand an seinem Herzen.

Mahr begreift nicht, wozu dies geschah. Alles hat er bisher begriffen in seinem Leben: Erfolg, Mißerfolg, Haß, Kämpfe, Leid, Schmerz, Tod, Qual — alles hat sich später, irgendwann, als gut und richtig erwiesen. Dies hier ist völlig unbegreiflich und wird es ewig bleiben. Seine Gedanken kreisen wirr und übermüdet um die Sinnlosigkeit. Er blickt in das schlafende, so sehr geliebte Gesicht.

Wozu diese Prüfung, Gott, wozu diese Prüfung —? Habe ich gefehlt an diesem Knaben, den du mir geschenkt aus deiner grenzenlosen Fülle? Ist er nicht ganz dein und mein Geschöpf? Von dir geschaffen in einem Lidschlag der Gnade, von mir bewahrt, geformt, gebildet in Jahren der Liebe? Ebenbild Gottes, wie nur einer der Irdischen. Was heißt das, diesen Körper zu schlagen mit Fieber? Dies klarste Antlitz der Welt zu verwirren? Dies Herz zu martern, das niemandem schlägt als dir und mir ... Willst du strafen, dann strafe mich! Schlage mich! Töte mich! Töte mich! Aber nicht ihn, dein reinstes Gefäß.

Daß er uns verließ für Stunden und Tage — wann wäre es nicht erwartet und geschehen bei tausend anderen zuvor? Was gäbe es Selbstverständlicheres als dies Weggehen in kindlicher Neugier, als diese Rückkehr — ein heilig Verwandelter. Welche Bindung des Älteren zum Jüngeren wäre so leicht und locker, daß sie dies nicht überdaure? Hohe Gefahr aller Liebenden, dem Geliebten zu zürnen, weil er das laute Leben leidenschaftlicher liebte als die gefahrlose Ruhe im Arme des Freundes. Und doch — welch strenges, wundersames Glück des Mannes, das Geliebteste immer wieder von sich gehen zu lassen, immer wieder zu warten auf Rückkehr, nie zu besitzen, immer nur zu verlieren, um neu zu gewinnen ...

Olaf hat sich bewegt.

Die Hand, die weiß auf der weißen Decke liegt, greift flatterhaft in die Luft. Seine Lippen murmeln wieder unverständliches Zeug. Er redet gehetzt, gejagt, alles nur halb. Zuweilen erkennt Mahr ein paar Worte, die Olaf früher oft gebraucht hat: fabelhaft; na selbstverständlich; großer Idiot; tolle Sache; du lieber Himmel; schwere Maschine; aber laß doch; stille Stunde; nahtlose Amerikaner; so kann ich doch nicht zum Essen gehen ...

Die Augen sind noch geschlossen, aber der Körper arbeitet jetzt schwer unter der Decke. Krachend wirft er

sich herum. Es ist grauenhaft, dieses fortgesetzte Reden ohne erkennbaren Sinn. Es dauert lange. Kaum ist einen Augenblick Stille, fängt es wieder von neuem an. Wenn Mahr ihm einen Schluck Zitronenwasser gibt, wird es für Sekunden deutlicher; dann ist der Mund wieder trocken, und alles verschwimmt.

Um halb vier kommt die Sonne. Manfred zieht die Vorhänge völlig zu. Auf der Rehwiese dampfen die Nebel; im Hühnerstall kräht ein Hahn.

Mahr fröstelt. Er geht hinaus, auf den Gang, um sich einen Mantel zu holen. Draußen, in der Luft, überfällt ihn Übelkeit. Er geht zur Wasserleitung, trinkt ein Glas Wasser, noch im Trinken überfällt ihn Angst um Olaf. Er rennt zurück, er war keine drei Minuten draußen.

Da sitzt Olaf aufrecht im Bett. Von seinem Oberkörper ist die Decke herabgeglitten, die Eisbeutel müssen sich verschoben haben, er sitzt im Bett wie ein Gesunder und lacht, als Mahr unter der Tür steht.

„Mensch — was ich für Blödsinn geträumt hab ... In Venedig war ich, es stank nach faulen Fischen und Wasser, ekelhaft."

„Wie fühlst du dich, Olaf?"

Mahr sitzt auf dem Bettrand und streicht ihm über das fieberheiße Haar.

„Na, glänzend, natürlich. Mir fehlt doch nichts. Das bißchen Stechen; es ist übrigens vorbei — tatsächlich, du, ganz vorbei."

„Aber morgen bleibst du noch im Bett, Olaf."

„Morgen —?" lächelt Olaf wie ein kleiner Spitzbube. „Du — was haben wir 'n da? Was ist denn morgen für ein Tag? Bin ganz verdreht noch ..."

„Montag, Olaf, von früh bis abend."

Olaf lächelt wieder und greift nach Mahrs Hand.

„Glänzend, da schreiben wir ja Englisch bei Fräulein Gutgesind. Na, selbstverständlich bleib ich da noch im

Bett. So dumm — und aufstehen . . .! Zum Heumachen am Abend kann ich ja dann trotzdem gehen — was, Manfred?"

Mahr stützt seinen Rücken mit zwei Kissen. Olaf weiß nicht, daß die englische Arbeit bei Fräulein Gutgesind schon eine Woche her ist und daß auch längst kein Heu mehr auf den Wiesen liegt. Er weiß nichts mehr. Er hat vergessen, was dazwischen lag. Gütige Natur —!

Mahr ist in diesem Augenblick glücklich wie noch nie in seinem Leben. Olaf wird leben . . . Olaf wird gesund werden . . .!

Er stopft die Kissen in seinen Rücken und gibt ihm Zitronenwasser. Olaf trinkt es gierig. Er hält das Glas selbst, mit seinen eigenen, sehr blassen Fingern. Zwischen den Schlucken sagt er leise, nur zu Mahr, wie wenn das Zimmer voller Menschen wäre:

„So eine dumme, dumme Geschichte — was? Bist du mir sehr böse, Manfred?" Und mit einem Lächeln um den Mund, wie in seinen guten Tagen:

„Mein — Manfred . . .!"

Mahr vermag nicht zu antworten. Er schüttelt nur den Kopf und streicht ihm immer wieder über die Stirn. Olaf wird gesund! Diese Ärzte! Diese Miesmacher! Er hat es ja gewußt. Alles halb so schlimm.

„Ah — jetzt ist mir endlich wohl", sagt Olaf, atmet tief auf und sinkt zurück.

Mahr sieht ihn an. Die Züge sind jetzt wunderbar klar. Er ist schöner als je.

Das war die Krisis. Alles geht weiter. Das Leben hat gesiegt. Die Vernunft. Gott.

Mahr geht in sein Arbeitszimmer hinüber, um ein Gespräch mit Olafs Stiefvater in Berlin anzumelden. Er will Dr. Schrader die Wendung zum Guten mitteilen. Auch

ein Telegramm an Frau von Beek, Hotel de Noailles, Paris, setzt er auf.

Als er zurückkommt, ist Olaf tot.

Mahr kann es lange Zeit nicht fassen.

Daß dieser Mund, der eben noch sprach, nie mehr sprechen wird. Daß diese Finger, die eben noch seine Hand umfaßt hielten, nie mehr etwas greifen werden. Daß dies Haar, das immer noch hell und heiter über die Stirn herabfällt, nie, nie mehr in kühnem Schwung zurückgeworfen wird ...

Vieles läßt sich verstehen; alles fast. Aber das läßt sich nicht verstehen.

Er bleibt allein mit dem Toten.

Er küßt ihn, als wäre der Tod nur ein Irrtum.

Später läutet es. Sechs Uhr fünfzehn. Aufstehen. Aufstehen —! A u f s t e h e n —!!

Sinnloses Läuten. Niemand, niemand wird aufstehen ...

Mahr geht langsam über den Klosterkorridor und den oberen Scheunengang, vorbei an verschlafener Jugend, die barfuß in Bademänteln die Treppen hinunter zum Duschraum hastet, in Peter Wolffs Zimmer. Aber nur Erhard hockt auf dem Bett und starrt Mahr ins Gesicht. Peter ist schon unten, duschen, wird gleich wiederkommen ...

Mahr sieht den Jungen an. Er erkennt ihn nicht, er sieht in ein fremdes Gesicht. Es ist nicht Peter. Es ist ein Fremder. Oder ist es Olaf? Nein. Er kann es keinem Fremden sagen.

Er kehrt um, schweigend, schließt die Tür. Geht zurück, langsam. Er hat ja keine Eile mehr. Nie mehr Eile. Wieder hinein zu Olaf.

Hier hat sich nichts geändert. Hier ist Ruhe, Bleibendes.

Wenig später kommt Peter herein. Und dann Hannes Müller. Der hantiert mit einem kleinen Spiegel. Später Silberstedt und die Hausdame. Fräulein Gutgesind. Erhard Vischer.

Das Gespräch mit Berlin kommt.

Mahr ist nirgends zu sehen. Einige sagen, er wäre in den Wäldern verschwunden.

Die Großen der Kameradschaft Müller graben für Olaf im Walde das Grab.

Auch Erhard ist dabei.

Nach mancherlei Telephonaten und Telegrammen haben Forstverwaltung und Regierung einen Begräbnisplatz im Walde genehmigt. Die Stelle, die Mahr ausgesucht hat, liegt von Odilienberg anderthalb Stunden entfernt, bergauf im Walde, kaum zu finden. Kein Weg führt hin. Hoch über einem unbewohnten Tal, zwischen gewaltigen, kahlen Tannen, ein freier Platz. Der Blick geht nach Westen, über endlose Bergkulissen hin, ganz in der Ferne glänzt die Ebene mit Dörfern, Feldern, kleinen weißen Kirchen.

Unter der dünnen Humusschicht kommt bald schwarzer Schiefer. Die Jungens müssen schwer arbeiten, es ist kaum zu schaffen ohne Sprengung, nur mit Spitzhacke und Schaufel.

Dienstag mittag kommen Herr und Frau Dr. Schrader. Sie nehmen bei Lehrer Schimmelpfeng am Dorfende Wohnung, der sich für alle Fälle schleunigst zwei tadellose Batterien aus Leipzig hat kommen lassen. Es gibt natürlich vielerlei zu hören in diesen Tagen. Daß kein Geistlicher bei der Beerdigung dabei sein wird, kränkt Vater Schimmelpfeng. Wenigstens ein Vaterunser könnte doch der alte Pfarrer aus Gernsgereuth sprechen, es braucht ja keine richtige Leichenrede zu sein. Aber Dr. Schrader bedeutet ihm in ausführlicher wohlwollender Unterhaltung, die Schimmelpfeng viel guten Strom kostet, er sei seit vielen Jahren bereits aus der evangelischen Kirche ausgetreten, auch Olaf sei nicht konfirmiert; übrigens könne man sehr wohl an Gott glauben und in den Himmel kommen, ohne

den Herrn Pfarrer aus Gernsgereuth bemühen zu müssen. Vater Schimmelpfeng ist traurig über solch gottlose Rede, aber er wundert sich bei den Odilienbergern schon lange über nichts mehr.

In der Nacht von Dienstag auf Mittwoch wird draußen im Walde durchgearbeitet. Man hat Pechfackeln aufgestellt, damit die Jungens sich nicht gegenseitig auf die Füße hacken. Peter hat die Leitung am Begräbnisplatz, Erhard rodet mit sechs Leuten den Weg zwischen den Tannen von Unterholz frei, damit der Wagen mit dem Sarg glatt durchkommt.

Es ist eine schwüle, sternenlose Nacht; erst gegen Morgen kühlt es sich etwas ab. Die Jungens haben alle nur ihre Turnhosen an und Sandalen an den Füßen, im Schein der roten Fackeln glühen ihre nackten Körper. Überall, wo das Licht der Fackeln nicht hinreicht, ist tiefes Dunkel, die Gestalten tauchen unversehens auf und unter im roten Licht. Sie arbeiten schweigend. Kein Ruf, kein Lachen klingt durch den Wald. Sie sehen jetzt nicht aus wie Knaben, sondern wie alte Männer: Bergarbeiter in der Tiefe des Schachtes.

Mahr ist mitten unter ihnen.

Als die Sonne aufgeht und die Wolken dünner werden, gehen die Jungens zurück, um sich zu waschen. Alles in der Schule schläft noch, es ist erst halb fünf. Sie kochen sich in der verlassenen Küche einen starken „Gästekaffee" und stürzen sich auf Brot, Butter und Himbeermarmelade. Mahr hat es erlaubt.

Um neun setzt sich dann der Zug im Schulhof in Bewegung. Der Sarg wird von acht Jungens die Treppe hinuntergetragen, quer über den Hof, bis zum Tor, wo ein flacher, niedriger, mit viel Sommerblumen bedeckter Wagen steht. Sarrasani ist eingespannt, der leise wiehert und ernst und müde in die Gegend blickt.

Langsam wälzt sich die Kette der Menschen über den

Horizont. Der Himmel ist blau wie nur je, Wind weht über die Felder, die Ähren wiegen sich, blaue Kornblumen stehen im gelben Acker, auf dem Plateau ist Sturm, erst im Walde wird es stiller. Frau v. Beek, ganz in Schwarz, mit kleinem schwarzem Hut, ist eine schöne Frau. Sie heißt überall Frau v. Beek, obwohl sie doch die Frau von Dr. Schrader ist, aber vor allem ist sie Olafs Mutter. Viele der größeren Mädchen wären glücklich, wenn sie mit ihr sprechen dürften. Sie hat jedoch seit gestern früh mit noch niemandem in Odilienberg gesprochen. Ihr Gatte, Dr. Schrader, geht neben ihr; wenn der Weg schlecht wird, reicht er ihr den Arm; er trägt Gehrock und Zylinder.

Silberstedt geht hinter ihnen im Zuge. Sein Gesicht zuckt unaufhörlich nervös. Monika v. Tremplin ist in seiner Nähe. Zuweilen wendet er sich an Dr. Morgeneier, der neben ihm schreitet. Dr. Morgeneier macht milde sächsische Bemerkungen über das Wetter.

Nach den Lehrern kommen in Viererreihen alle Schüler. Vorn die Kleinen, die Sextaner, dann immer Größere, ganz am Schluß die Primaner und ein paar Männer aus dem Dorfe, der Schulze, der Junglehrer, Vater Schimmelpfeng, alle in glänzenden Gehröcken. Von der Schulgemeinde hat sich niemand schwarz gekleidet, jeder trägt, was er immer trägt. Nur die blaue Mütze ist Vorschrift. Zwischen den Äckern wogt es von blauen Mützen.

Mahr und Peter Wolff werden vermißt.

Aber am Grabe sind sie dann doch plötzlich da. Mahr in seinem grauen Sportanzug und Peter in den kurzen, alten Blauen. Als man sie sieht, tritt alles zurück. Ein weiter Kreis bildet sich um sie. Auch Frau v. Beek und Doktor Schrader zögern. Ein paar Sekunden lang stehen Mahr und Peter allein an dem offenen Grab. Es ist sehr still. In den Wipfeln braust der Wind.

Dann treten sie zurück in den Kreis der anderen. Man sieht nichts mehr von ihnen.

Silberstedt spricht. Dann ein Schüler, Bob aus Mannheim, der ja jetzt Präsident des Schülerausschusses ist; er sagt ein paar brave Sätze, die er sich vorher aufgesetzt hat.

Dann donnern die harten Schieferschollen auf den Sarg. Jeder darf eine Schaufel voll Erde hinunterwerfen; aber es sind fast nur Steine da.

Ungeordnet flutet alles zurück. Manche von den Kleinen, die noch nie eine Beerdigung erlebt haben und sich viel davon versprachen, sind enttäuscht. Lehrer Schimmelpfeng, der dank der Fortschritte der Elektrotechnik alles verstanden hat, was überhaupt zu verstehen war, schüttelt traurig den Kopf. Ohne Pfarrer, ohne Trompeten, ohne Chor, ohne die Feuerwehr — der Teufel soll sie holen, diese Odilienberger . . .!

Am Nachmittag reisen Herr und Frau Dr. Schrader nach Berlin zurück. In dem kleinen Vulkanfiberkoffer Olafs nehmen sie seine Habe mit, den braunen Knickerbockeranzug, die paar weißen und blauen Kniehosen, die Sporthemden, die Rohgummihalbschuhe. Peter hat den Koffer gepackt. Es war von allem Traurigen und Ekelhaften dieser Tage das Traurigste. Einige Schlipse und die „tolle" Hose nach Maß mit unsichtbarem Gummizug hat Peter sich vererbt.

Gegen Abend reist auch Mahr. Niemand weiß, wohin. Peter weiß es vielleicht, er bringt ihn nach Beerfelden zur Bahn.

Am nächsten Morgen ist alles wie immer. Gott sei Dank. Gleich nach Tisch ist Faustballwettspiel gegen Realschule Sonneborn. Die Sonneborner kommen herauf. Alles belagert den Sportplatz, auch solche, die sich sonst nicht für so was interessieren. Das Spiel geht sieben zu fünf für Odilienberg zu Ende. Großer Jubel. Danach bekommen die geschlagenen Sonneborner noch Kaffee und Kuchen und

ziehen befriedigt unter dreifachem „Hipp-Hurra!" der Odilienberger wieder ab.

NEUNTES KAPITEL

Ende August ist in Odilienberg schon Herbst. An den Landstraßen stehen die Vogelbeerbäume voll roter Kügelchen, auf den Wiesen fressen die Kühe mühsam das knappe letzte Gras, und das Laub der Eichen vor dem Forsthaus wird allmählich gelb und zittrig wie der Unterkiefer einer alten Frau. Der Sommer ist vorbei. Aber der Herbst hier oben ist auch nicht übel, er bringt schöne warme Wochen, mit viel blauem, wolkenlosem Himmel, die Luft ist noch härter, klarer, prickelnder als sonst. Von Ende August bis in den November hinein bleibt es so, fast ohne merkbare Veränderung, dann kommt ganz schnell der Umschlag, die kurze, scheußliche Zeit bis zum ersten großen Schnee.

Sechs Wochen Ferien sind vorüber. In dieser Zeit gab es kein Odilienberg. Die Häuser waren verschlossen, die Küche lag kalt und still, in den Gängen des Schulhauses klang kein Lärmen, Lachen, Johlen, auf dem Hofe standen keine Gruppen von Jungens mit den Händen in den Hosentaschen herum, kein Klaviergehämmer kam aus geöffneten Fenstern, kein Geschirrgeklapper aus dem Spülraum, über den Horizont liefen ungestört die Feldhasen, denn niemand versuchte dort während der sechs Wochen mit Welt, Leben, Gott, sich selbst und dem anderen ins reine zu kommen. Es gab eine Weile lang kein Odilienberg. Es gab nur ein armes schiefes Dorf an der kahlen Berglehne, ein Gewirr schwarzgedeckter kleiner Häuser, das diesen Namen bewahrte, bis das Leben wieder begann.

Mit unverminderter Kraft kam das Leben genau zur festgesetzten Stunde, am festgesetzten Tage aus dem Tale herauf. Hundertfünfzig Koffer, hundertfünfzig Räder, hun-

dertfünfzig Skier, hundertfünfzig lebendige Menschen — alles an einem Tage, in einer Nacht, der ganze Wald dröhnte von Rufen und Lachen, Befehlen und Flüchen. Im Dorf wurde es überhaupt nicht wieder ruhig. Durchs Dorf vor allem zog man mit Gesang und Gebrüll, je tiefer in der Nacht, um so verlockender war es, recht laut zu brüllen. Lehrer Schimmelpfeng in seinem Federbett hörte nichts davon, die Batterie lag abmontiert im Nachtkästchen, aber am Morgen meinte er doch, so toll wie diesmal sei es noch nie gewesen, in den sechsundzwanzig Jahren nicht ...

Einiges hat sich verändert. Einige sind abgegangen, ein halbes Dutzend Neue sind dazugekommen. Zunächst merkt man es kaum.

Peter Wolff ist abgegangen. Er mauert schon seit erstem August an einem Hochhaus am Bülowplatz in Berlin. Er will Architekt werden, seine Mutter hat sich beraten lassen, dazu brauche man kein Abitur, das seien verlorene Jahre, er solle lieber gleich in die Lehre. Peter hat sich nicht gewehrt. Odilienberg ohne Olaf — das war ohnehin schwer zu denken. Und mit Manfred wird man in den Ferien zusammen sein, vielleicht, wenn es sich gerade so gibt. Unter uns gesagt, Peter hatte Angst vor diesem veränderten, trüben und einsamen Odilienberg. Während ihn das Leben, Kampf, Dreck und Gefahr nicht wenig lockten. Maurer in Berlin — warum nicht? Man war sein eigener Herr, um viere gab's Feierabend, da lag die tolle wilde Stadt fertig zum Gebrauch vor einem, man brauchte sich nur mit drei Mark und viel guter Laune hineinzustürzen. Einmal im Monat wird Peter natürlich über Sonntag nach Odilienberg fahren, er hat es Mahr versprochen, und er tut's auch gern, es sei denn, in Berlin wäre gerade was ganz besonders Fabelhaftes los. Sechstagerennen, Autoschönheitskonkurrenz auf der Avus oder eine Sensation im Blau-Weiß-Klub ...

Mahr ist allein.

Viele haben geglaubt, er käme nicht mehr nach Odilienberg zurück. Gerüchte schwirrten in den letzten Schultagen vor Ferienbeginn und dann, während der Ferien, in Briefen und Karten der Schüler, Mahr verlasse Odilienberg endgültig und siedle im Herbst nach Berlin über. Auch eine Notiz fand sich in der Presse, niemand wußte, wie sie hineingekommen, der bekannte Schulreformer habe sich entschlossen, Odilienberg zu verlassen und nach Italien überzusiedeln, um dort umfangreiche pädagogisch-philosophische Arbeiten zu beenden. Mahr las diese Notiz, als er allein in den Bergen über Lenggries saß und in die nebelumbrauten Täler hinabschaute. Er lächelte müde und sagte halblaut zum Fels und zu den Krähen: „Silberstedts Versuchsballon. Das könnte dem so passen!"

Mahr dachte nicht daran, Odilienberg zu verlassen. Im Gegenteil. Zuweilen hatte er in den sechs Wochen Fernsein, die er sich auferlegt, um Ruhe zu finden und Kraft, neu zu beginnen, eine so grauenhafte körperliche Sehnsucht nach Odilienberg, daß er die Tage und Stunden zählte, bis das Leben dort oben wieder beginnen würde. Er mußte lachen über die Leute, die glaubten, der Tod dieses Knaben Olaf, der ihm ein paar Jahre lang der Nächste gewesen, könne ihm Odilienberg, sein Werk, seine Gründung, sein Schicksal verleiden. War man ein Backfisch, der seinen Liebhaber verloren? Als ob Tod nicht viel tiefer an eine Landschaft, an eine Aufgabe bände als Leben! Als ob er nun überhaupt jemals Odilienberg würde verlassen können, den Wald, in dem Olaf lag, die Wege, die er mit Olaf gegangen, den Hof, über den Olaf in seiner weißen Kniehose täglich gesprungen, und die Tür zum Schulhaus, da er den Knaben in jener Nacht aus der Welt in seinen Arm zurückempfangen. Gut war es, daß man diese letzte, festeste Gewißheit nun hatte, in Odilienberg zu leben und zu sterben, heut oder morgen — oder erst übermorgen. Gut, daß kein Zweifel das törichte Herz mehr beschleichen

konnte, ob doch noch einmal irgendwann und unvorhergesehen ein neuer Tag zu neuen Ufern locken mochte...

Mahr war weiß geworden. Die Odilienberger erschraken, als sie ihn wiedersahen. Das volle Haupthaar und der schmale Bart waren nun silbrig weiß wie bei einem Siebzigjährigen. Er zählte sechsundfünfzig. Es stand ihm gut, zumal da die Haut gebräunt war von der Bergluft. Aber diese Wandlung in ein paar Wochen war doch zum Erschrecken.

Die Wandlung war nicht nur äußerlich. Vielleicht war es nicht die letzte Wandlung Mahrs; eine nur von vielen, ein Schritt weiter. S t i l l e ist ein Wort für das Neue in Mahr. Friede wäre bereits falsch. Er haßte auch jetzt noch den „Frieden der Seele", der schien ihm überbequem, satt, eitel und bürgerlich. Er gedachte keineswegs, dem Kampfe hinfort auszuweichen. Im Gegenteil. Aber alles war stiller in ihm geworden, gebahnter; als ob ein uferloser Strom plötzlich kein Strom mehr sei, sondern ein See, hoch umschlossen von Wald und Bergen. Die Stille stand jetzt auch in seinem Gesicht; die Züge waren größer, einfacher und entspannter geworden; fast wie bei einem Toten hatte sich alles Kleine aus dem Gesicht völlig verloren, und nur das Wesentliche war zurückgeblieben. Die große Stille, die von seinem Herzen Besitz ergriffen, ließ seine Gesten ruhiger erscheinen. Nichts mehr von Kampf und Hast, von kühner Energie und scharfem Zupacken. Odilienberg könnte er nicht noch einmal gründen, gestand er sich selbst, gut, daß es da war und lebte... Ausgeglichen und sehr langsam war jetzt alles, jede Bewegung der Hand, der Gruß, das fragende Neigen des Hauptes. Ein Mensch kam da, der Zeit hatte, einer, dem es nicht mehr eilte, einer, der immer noch zurecht kam. Auch mit Odilienberg eilte es ihm nicht mehr, er hatte Zeit, er hatte nichts zu verlieren, er konnte warten — was bedeuteten ihm ein paar Jahre?

Mitte August bekam Mahr von Hannes Müller nach

Lenggries ein Telegramm, Silberstedt habe ihm soeben durch Einschreibebrief auf einunddreißigsten Dezember gekündigt.

Mahr zuckte kaum die Achseln. Er wunderte sich selbst über sich. Klopfte sein Herz stärker? Nein. Der See in ihm blieb still. Wie hätte, schon rein physisch, noch vor kurzem sein Körper auf diese Nachricht reagiert: Unruhe, Blutandrang, Schlaflosigkeit, geballte Hand, ein einziges, ungestümes Aufbegehren gegen den, der ihm auch noch das Letzte nahm, was er besaß, den Kameraden, den Mitarbeiter, den Freund, mit dem er sprechen konnte. Telegramme, Telephonate, Briefe, fiebernd erwartete Antworten — heute zuckte er kaum mit den Achseln, ging, wie immer allein, in seine Berge und überdachte in Ruhe die neue Lage.

Es war zunächst nichts zu machen. Silberstedt war formal im Recht. Hannes Müller mußte gehen. Aber er konnte wiederkommen. Silberstedt blieb nicht ewig. Er konnte wieder hierherkommen, in zwei, drei, in zehn Jahren. Was waren zehn Jahre —! Vielleicht aber gelang es, die Schüler, einige Lehrer, vielleicht auch Aufsichtsrat und Gesellschafter-Versammlung gegen diese neue Tat Silberstedts aufzurufen — das alles aber waren spätere Sorgen; heute galt es, den Freund zu trösten, der verzweifelt schien.

Am Abend schrieb Mahr ihm, während ein Gewittersturm um sein winziges Zimmer heulte, so daß man glauben konnte, man sei in Odilienberg ... Es wurde ein langes Schreiben. Bis vor sechs Wochen glichen Mahrs Briefe kurzen Befehlen und Ausführungsverordnungen. Jetzt schrieb er langsam, mit stiller ungefüger Hand, acht volle Seiten: Trost, Rat, Mahnung zu Vorsicht, Geduld und klugem Abwarten, immer wieder Trost — alles wird sich regeln, nur Geduld, nur nicht die Nerven verlieren, lieber Hannes ...

Als Hannes Müller drei Tage später diesen Brief las,

hoch überm Ötztal, in einer kleinen Jagdhütte, in der er mit seiner frohen Jungenschar hauste, begriff er erst ganz, was Mahr gelitten, wie sehr er verwandelt war in diesen Wochen. Wie grenzenlos allein er war und wie grenzenlos unbesiegbar! Sein eigener Kummer wegen Kündigung und ungewisser Zukunft erschien ihm jetzt lächerlich klein und nichtig.

Silberstedt hatte sich nicht erholt. Schade — sechs Wochen hatte er Zeit gehabt, Atempause und große Möglichkeit der Auffrischung, aber er war nicht in die Stille gefahren, er haßte die Stille, sondern nach Paris, dritter Klasse, hatte in einem einfachen und überlauten Hospiz in der Rue St. Lazare Wohnung genommen, mitten im Gelärm der wilden, unordentlichen, schmutzigen Stadt, und im wesentlichen von Luft und billigen Zigaretten gelebt. Paris war seine Leidenschaft, er wäre auch zu Fuß hingegangen. Die Boulevards bei Nacht, die Kaschemmen, die kleinen Theater, die Seinekais, die Warenhäuser, die Cafés auf der Straße mit den warmen Öfchen an kalten Abenden — wie war das alles unvergleichlich, klug, charmant, witzig, undeutsch! Silberstedt glaubte, nur hier wäre das wirkliche Leben, der wahre Gegensatz zu Odilienberg, nur beides zusammen, beides sehr geliebt und notwendig, ergäbe ein Ganzes: unsere Zeit.

Paris hat eine erotische Atmosphäre... Es steht dies nicht gerade im Baedeker, aber man liest es häufig; auch Silberstedt hatte es oft gelesen, schließlich geglaubt, bisher jedoch, in den Jahren der Askese und Vergeistigung, keineswegs erprobt. Seit es der blonden Monika gelungen war, den Bann zu brechen, holte er mit verdoppelter Intensität das Versäumte eines Jahrzehntes nach. Paris erschien ihm nun noch in anderem Lichte als früher, noch zauberischer, noch geheimnisvoller, da es Frauen für ihn

gab, nicht nur Museen und Theater. Einiges ereignete sich. Er stellte sich ungeschickt an, ward geprellt um seine letzten Scheine — aber es ereignete sich doch. Bei alledem vermißte er Monika. Körper ist nicht gleich Körper erkannte, mitten in der Verwirrung, sein Gehirn.

Auch Monika kehrte nicht nach Odilienberg zurück. Der Graf mit der Nackenquetschfalte hatte doch noch gesiegt. Eine Tages schrieb sie es Silberstedt, in einem Brief, der ihn über Odilienberg in Paris erreichte und tagelang verstimmte. Der Brief war kurz und bündig:

„Liebster Sibbi — ich habe es doch getan. Ich bin eine blöde Gans, ich weiß es. Verzeihe mir, kleiner Sibbi. Aber mit uns wäre es doch nichts auf die Dauer geworden. Papa hätte mich enterbt, und wir wären verhungert. Ich versuch's also mal. Scheiden lassen ist ja jetzt erleichtert."

Unten stand noch ein P. S.

„Sein Popo ist gar nicht so riesig. Damals hatte er Reithosen an, da war es besonders schlimm."

Silberstedt redete sich ein, die Nachricht ließe ihn kalt, und ging mit Ironie und nicht allein Abendbrot essen in ein Weinrestaurant (während er sonst die kleinen, billigen Bars in den Vororten bevorzugte). Wahrscheinlich wäre es wirklich nichts mit ihnen geworden; er hatte übrigens auch gar nicht beabsichtigt, vor dem alten Tremplin mit dem Jägerhütchen tiefe Verbeugungen zu machen. Aber Odilienberg ohne Monika war ein widerwärtiger Gedanke. Sie wäre ihm jetzt nötiger gewesen als früher, denn es würde nach der Rückkehr harte Kämpfe geben: um Hannes Müller, um die Schreibmaschinen, um die Turnhosen der Mädchen, die er als Schulkleidung freigeben wollte, um die Einfügung einer Wochenstunde „Zeitungskunde" in den Lehrplan und um allerlei anderes.

Als Silberstedt am Schluß der Ferien Mahr wiedersah,

den „Greis im Silberhaar", wie Sergej ihn bereits getauft hatte, regte sich neu und heftiger in ihm starke Empfindung für den einsamen alten Mann. Die Sache mit Olaf war also doch ein Schlag für ihn gewesen ... Silberstedt und seine Leute hatten geglaubt, er würde nicht lange zaudern und nach den Ferien mit ein paar anderen „Auserwählten" erscheinen. Nun schien er doch einen Bruch bekommen zu haben, der starke Mahr. Silberstedt verstand nach wie vor nicht, was dieser schöne, aber etwas törichte Junge Mahr hatte bedeuten können. Die Entführung, die Reise, die unfreiwillige Rückkehr hatten deutlich bewiesen, daß diese edle Frucht bereits angefault war und daß Mahr wie immer, auch in diesem Fall, keinen Funken Menschenkenntnis und pädagogisches Talent bewiesen hatte ...

Silberstedt erkannte sofort die Verwandlung in Mahr. Er fühlte die Stille, er hielt sie für Müdigkeit zunächst, er fühlte die Minderung des Hasses, das Nachlassen der Kampfeslust. Mahr war ihm gegenüber unverändert. Die Wirkung der Kündigung Dr. Müllers ließ er sich nicht merken. Ja, er war ruhiger, unironischer, man konnte jetzt ein paar Sätze mit ihm reden, ohne auf Spott und Hohn zu stoßen. Schon fühlte Silberstedt wieder jene schmerzliche Zuneigung in sich, diese liebende Bewunderung für den verehrten Vorkämpfer der Jugend — verehrt, bevor er mit ihm zusammenarbeiten mußte! — diese ganz und gar unsinnige Hoffnung, daß es doch noch einmal Kameradschaft, Freundschaft, Friede zwischen ihnen geben würde. Vielleicht war Mahr gütig und weise geworden durch das, was er erlebt? Vielleicht ließ sich jetzt mit ihm reden?

Silberstedt versuchte es. Durch Sergej ließ er ihn um eine Unterredung auf dem Horizont bitten.

In welcher Angelegenheit? fragte Mahr zurück.

In keiner besonderen Angelegenheit. Eine allgemeine Aussprache über die Lage in Odilienberg.

Hierzu sei Dr. Mahr jetzt weniger als je imstande. Er

danke Herrn Silberstedt für sein kameradschaftliches Verhalten bei den Ereignissen vor Beginn der Ferien. Er betrachte jedoch den Burgfrieden jetzt als beendet. Kein Mensch könne von ihm verlangen, daß er mit der grundlosen Kündigung seines Freundes und bewährten Mitarbeiters Dr. Müller einverstanden sei. Auch sämtliche anderen Maßnahmen der pädagogischen Leitung müsse er auf das schärfste mißbilligen.

Die „anderen Maßnahmen" waren Einführung der „Zeitungskunde", Erlaubnis für die Mädchen, auf dem Schulgelände Turnhosen zu tragen, und Einführung der Schreibmaschinen als allgemeines Lehrmittel ab Untertertia.

Auf die Sache mit den Schreibmaschinen war Silberstedt in Paris gekommen. Er hatte die Wochen dort nicht nur zu Spaziergängen auf den Boulevards und nächtlichen Entspannungen benutzt, sondern auch einige Schulen und Internate besucht.

In der „Ecole Normandie", einem modern geleiteten Schülerheim am Rande der Stadt, mit Landwirtschaft, Sport, Fischzucht und ähnlichem, sah er zuerst die kleinen Schreibmaschinen, die es ihm sofort angetan hatten. In der Ecole Normandie hatten alle Schüler ab vierzehn Jahren statt der Feder nur noch die Schreibmaschine zu benutzen. Die Schüler selbst waren jetzt nicht da, bis September dauerten in Paris die Ferien, aber in jedem der Zimmer, auf jedem Schreibtisch stand unter sauberem Lederüberzug die kleine Maschine. Silberstedt geriet bei diesem Anblick in helles Entzücken. Der stellvertretende Directeur, der den Deutschen führte, rühmte in hohen Tönen die Einrichtung. Sinnlos sei das Schreiben mit der Hand in dieser Zeit der Technik, sinnloser Kräfteverbrauch für die Schüler, sinnlose Erschwerung für die Lehrer, das Gekritzel der Knaben entziffern zu müssen. Welch Gewinn dagegen

für das ganze Leben, wenn der Abiturient neben seinem Fachwissen zugleich die Schreibmaschine restlos beherrschte. Zehnfingertechnik war natürlich Vorschrift. Jede Arbeit kann in Kopie an die Eltern gehen, falls diese sich interessieren, die Arbeiten des Halbjahres werden in Ordner eingeheftet, die Ordner sämtlicher Schüler sind der Direktion stets zur Hand. Bitte hier. Man sehe sich das an! Diese Ordnung, diese Handlichkeit, diese Übersicht! In großen Schränken standen alphabetisch die Ordner der Schüler A bis Z.

Wie man es mit den Klassenarbeiten hielte?

Auch diese würden sofort in die Maschine geschrieben. Das Geklapper störe nicht im mindesten das Nachdenken, im Gegenteil, es sei gut, wenn bereits die Jugend dazu erzogen werde, mitten im Lärm sich konzentrieren zu können. Die kleinen Wunder seien übrigens leicht transportabel; morgens erscheine der Schüler mit der sauber geputzten, glänzend gepflegten Maschine im Klassenzimmer, auch dies sei pädagogisch nicht zu unterschätzen, Liebe und Ehrfurcht zur Maschine, dem Gott unseres Jahrhunderts, schon im jungen Menschen zu erwecken und zu erziehen ...

Silberstedt war erfüllt von dieser Neuerung. Welche deutsche Schule hatte das? Keine! Wieder einmal würde man bahnbrechend sein. Die Zeitungen würden sich der Sache annehmen. Kein Zweifel, daß in wenigen Monaten andere Internate und sehr viel später auch die staatlichen Schulverwaltungen diese neue Einführung übernehmen würden ...

Bald nach seiner Rückkehr brachte Silberstedt die Sache in der Schulgemeinde zur Sprache. Er plädierte fast eine Stunde; die Kameradschaft Silberstedt trat geschlossen für den Antrag ein, ausgenommen Erhard Vischer, der sich bemüßigt fühlte, eine große und unklare Rede gegen die typisierende Gefahr der Maschine zu halten; bevor er noch alles gesagt hatte, wurde er jedoch von der Mehrheit nie-

dergebrüllt und verließ den Saal. Eine Stimme rief Bravo, es soll Mahr gewesen sein, niemand wußte es genau.

Mahr beteiligte sich im übrigen nicht an der Debatte, sondern schickte Hannes Müller vor. Hannes Müller war natürlich radikal gegen die Neuerung, aber er sprach so ungeschickt und lahm, daß er kaum seine eigenen Leute überzeugte. Überraschenderweise schien auch Herr Morgeneier von dem Vorschlag nicht sehr entzückt, er hatte einen erstaunlichen Instinkt dafür, wann der Wind sich drehte und in welche Richtung, er fühlte neuerdings, daß Silberstedts Position nicht mehr so glänzend war wie im Sommer, und er begann, sich auf den Boden der Tatsachen zu stellen ... Herr Morgeneier gab für seine Kameradschaft die Abstimmung frei und versprach, sich dem Beschluß der Mehrheit anzuschließen; zwar mache ihn das Geklapper „ganz meschugge", aber der Mensch gewöhne sich ja bekanntlich mit der Zeit an alles ...

Bei der Gesamtabstimmung ging der Antrag Silberstedts mit einer knappen Mehrheit von vier Stimmen durch. Noch am selben Tag bestellte Silberstedt bei einer Berliner Firma achtundsiebzig fabrikneue Schreibmaschinen.

Erhard Vischer war empört. Er lief in die Wälder, in denen es schon nach Fäulnis, Herbst und Sterben roch, und überlegte die Lage.

Es waren ja nicht nur die Schreibmaschinen. Es war viel mehr. Alles war mies und scheußlich seit der Rückkehr aus den Ferien.

Erstens: Mirjam ging plötzlich ihre eigenen Wege. Er wußte noch nicht recht, was los war. Sie war unverändert nett und mütterlich mit ihm, stopfte ihm die Strümpfe, nähte ein rotes E. V. in seine neue Wäsche, wodurch man Geld für die Flickstube sparte; in den Ferien, die sie alle gemeinsam mit Eltern und Geschwistern in Kampen verbracht hatten, war sie sogar sehr nett gewesen (und gar nicht n u r mütterlich) —, aber seit Schulbeginn zeigte

sie sich rätselhaft verändert. Wenn man allein zusammen war, selten genug, sprach sie viel von Mahr. Es ginge ihm dreckig. Er sei nun ganz allein. Wie man ihm wohl helfen könne? Er sähe jetzt mit dem schneeweißen Haar über dem gebräunten Gesicht wirklich toll aus; wenn sie ein Junge wäre, also hoffen könnte, bei Mahr auf Interesse zu stoßen, würde sie nicht zögern, ihn jetzt zu besuchen, sicherlich wäre er dankbar und gar nicht mehr spöttisch ...

So redete Mirjam ... Was sollte das? Erhard verstand es nicht. Wollte sie ihm raten, sich Mahr noch einmal als Freund anzubieten? (Noch einmal —? Hatte er es denn schon getan? Ach — tausendmal, in tausend einsamen Nächten!) Aber wie dumm von Mirjam! Wußte sie nicht, daß es sofort aus sein würde zwischen ihnen, wenn Mahr sich wirklich seiner annähme? Man konnte doch nicht Mahrs Freund sein und zugleich der kleinen Mirjam Freund! Wahrscheinlicher aber war es, daß er Mirjam verlor bei diesem Experiment und Silberstedt verlor und alle Leute aus der Kameradschaft, ohne Mahr zu gewinnen ...

Erhard saß am Südhang in der kaum wärmenden Sonne und machte Menschenbilanz. Er benutzte bei diesen Berechnungen die Finger zum Zählen. Mirjam war der kleine Finger, Mahr der Zeigefinger, Silberstedt der Daumen, die anderen der Kameradschaft alle übrigen Finger. Langsam legte er die Menschen um, einen nach dem anderen. Was blieb, waren die geballten Fäuste.

Zweitens: Silberstedt wurde ihm von Tag zu Tag unerträglicher; woher kam das? Er wußte es nicht. Silberstedt war genau wie immer, nicht besser, nicht schlechter, er hätte es sich vorher überlegen müssen, bevor er zu ihm in die Kameradschaft ging. Seit dem Sonnwendfeuer auf der Falkenburg konnten sie nichts mehr miteinander anfangen. Auch die Sache mit Monika, ihre nächtlichen Besuche bei Sibbi, war nicht sehr sympathisch. Das wußte natürlich

längst die ganze Schulgemeinde, Fräulein Monika hatte es überall herumerzählt. Nun noch die verrückte Idee mit den Schreibmaschinen! Am Tag, an dem die achtundsiebzig Schreibmaschinen im Odilienberger Hof abgeladen würden, würde er aus der Kameradschaft Silberstedt austreten ...

Wohin aber dann —? Ohne Mirjam, die natürlich bei Sibbi und Sergej blieb, ohne einen Freund, der ihm nahestand, ohne Interesse für einen der Lehrer? Zu Hannes Müller? Das ging nicht. Wie würde Mahr spöttisch lächeln und glauben, er benutze Hannes Müller nur als Sprungbrett zu Mahr! „Mahr-Ersatz, garantiert mahrähnlich, aber völlig unschädlich", hieß es von Hannes Müller in Odilienberg. Nein — dann lieber etwas ganz anderes! Also doch Fräulein Gutgesind, das teutsche Weib! Warum nicht von Anfang an Fräulein Gutgesind? Wozu erst der schwierige Umweg über Silberstedt?

Wozu überhaupt diese ewigen Umwege —!

Seit den Ferien wohnte Erhard in Olaf v. Beeks und Peter Wolffs verlassenem Zimmer. Als die Umgruppierung der Zimmer stattfand, hatte niemand rechte Lust gezeigt, Nachfolger im Bett des armen Olaf zu werden; man war aufgeklärt, aber abergläubisch, und drückte sich nach Möglichkeit um das hübsche Doppelzimmer. Erhard bewarb sich darum, er glaubte nicht an Gespenster und hatte, auch in kummervollen Zeiten wie den jetzigen, einen gesegneten Schlaf. Wichtig war nur, wer sein Partner werden würde. Als er die Sekundaner durchging, stellte er fest, daß keiner ihm recht willkommen wäre, allenfalls noch der dicke Bob aus Mannheim, falls er nicht schnarchte, oder sein alter Zimmerkamerad Ivo Bernhardi, der aber keinesfalls vom kleinen Ilja mit den Veilchenaugen zu trennen war.

Ein Neuer wurde ihm zugeteilt. Er hieß Flaps, war fünfzehn, Untersekundaner und kam frisch aus Berlin. In Wirklichkeit hieß er nicht Flaps, sondern Herbert Faber,

aber in Odilienberg nannte man ihn aus unbekannten Gründen vom zweiten Tag an „Flaps".

Flaps war ein hübscher Junge, „gut durchwachsen", wie Mirjam sich ausdrückte, nicht unbedingt schön, die Nase war zu sehr in die Breite gegangen, und der Mund war ein bißchen gewöhnlich, aber die graugrünen, immer heiteren und unbeschwerten Augen waren um so netter. Sein Haar hatte keine bemerkenswerte Farbe, es stand meist zu Berg, und in der Mitte über der Stirn erhob sich eine steile Locke, so daß er wie einer von den beiden bösen Buben bei Wilhelm Busch aussah. Seine Frechheit war beispiellos. Ehrfurcht vor Odilienberg, vor Mahr, vor Silberstedt, der „Tradition", der „Haltung" oder ähnlichen großen Worten ging ihm völlig ab, wenigstens tat er so, als ob ihm überhaupt nichts auf der Welt imponieren könne. Wenn man genauer hinsah, war zu erkennen, daß hinter dieser frechen Respektlosigkeit sich ein unbeirrbarer und durchaus gesunder Blick für das Echte und Wesentliche verbarg, dem er sehr wohl sich beugte. Sein Ruf in Odilienberg war von Anfang an der beste. Es sickerte nämlich durch, er sei mitten im Semester von einer Berliner Oberrealschule geschaßt worden. Günstiger konnte er sich bei der Jugend nicht einführen — das war interessant, pikant, aufregend. Flaps war klug genug, keinerlei Auskunft über seine Delikte zu erteilen, sondern die Spannung zu erhalten, ja durch Gerüchte, sehr dunkle und grauenhafte Andeutungen über sein Vorleben, noch zu steigern. Ein Mädchen setzte das Gerücht in Umlauf, Flaps habe mit einer rothaarigen Verkäuferin vom Kaufhaus Wertheim Drillinge erzeugt. Flaps bestritt auch das nicht. Seine grünen Augen lächelten unergründlich.

Mit Erhard hielt er vom ersten Tag an gute Kameradschaft; er erkannte in dem etwas Älteren zugleich den Feineren, der es schwerer hatte als er selbst, der Bücher las und Probleme wälzte und einsam durch die Wälder lief

und den man am besten möglichst wenig störte. Wenn Erhard ein bestimmtes Gesicht zog, seine dicken Falten quer über die Stirn legte, ging Flaps gleich aus dem Zimmer und begab sich zu seinen verschiedenen älteren Freunden. Er hatte deren auffallenderweise nach der zweiten Woche bereits ein Vierteldutzend. Erhard begriff nicht, wodurch er bei den Primanern so schnell in Gunst gekommen war, aber es war Tatsache, daß Flaps nicht nur häufig bei Freunden, deren Namen er kaum zu sagen wußte, zum Tee eingeladen war, sondern daß er auch ständig Bonbonnieren, Schokoladetafeln, Sardinenbüchsen, Zigaretten und ähnliche kleine Aufmerksamkeiten von diesen Teebesuchen heimbrachte.

Was Odilienbergs Geschichte und Aufgabe, seine geschichtliche Aufgabe also, was der Sinn der Freien Schule, der gewollte und der wirkliche war — all das scherte Flaps den Teufel. Oft empörte Erhard diese Unkenntnis, mehr noch Flaps' außerordentlicher Widerwille, seine Unkenntnis allmählich durch Kenntnis zu ersetzen. Nachts im Bett, vor dem Einschlafen, versuchte Erhard zuweilen, ihm einige Anfangsgründe des Odilienberger Alphabets beizubringen. Wer Mahr sei und wer Silberstedt, das wußte Flaps jetzt glücklich; zwei Wochen lang hatte er Mahr für den Pastor aus Gernsgereuth und Silberstedt für den Buchhalter, der „auch" Unterricht erteilte, gehalten. Aber verblüffend war es für Erhard, zu sehen, wie schnell dieser ahnungslose Neuling das Wesentliche hier in Odilienberg, die wunde Stelle, erkannte.

Was eigentlich los sei mit dem Greis im Silberhaar . . .? Der gefiele ihm ganz gut. Das wäre doch ein Kerl unter all den übergescheiten Herren hier oben. Warum der immer so traurige Augen mache, so Glubschaugen — vastehste? Warum der keine Kameradschaft habe? So einer wie der brauche doch nur die Finger krumm zu machen! Da kämen die Jungens doch wie die Fliegen . . .

Die Fragen prasselten nur so auf Erhard nieder. Gut, daß es dunkel war im Zimmer. Dieser Berliner war verwirrend.

„Mahr ist ein sehr seltsamer Mensch . . .", sagte Erhard zögernd.

„Na wat denn — seltsam? Seltsam sind wir doch alle. Gott sei Dank. Mensch, der weiß, was gut und teuer ist. Der gibt sich nicht mit doofen Mächens ab."

„Er hatte einen Freund. Olaf. Der starb", sagte Erhard langsam und richtete sich leise im Bett auf, um nach Flaps hinüberzusehen, von dem nur die Nasenspitze und die Max-und-Moritz-Locke sichtbar waren.

„En toter Freund is keen Freund", sagte Flaps dumpf und unbestreitbar aus der Bettdecke.

„Der andere ist abgegangen. Peter hieß er, war ein netter Kerl. Der schlief bisher in deinem Bett. Jetzt ist er Maurer in Berlin."

„Berlin ist weit. In der Hand muß der Mensch was haben."

„Mahr ist sehr anspruchsvoll, Flaps. Dem genügt nicht jeder."

„Du auch nicht?"

Erhard griff mit den Händen in die Bettdecke. Du auch nicht . . .

„Von mir will er überhaupt nichts wissen."

„Das kannste meiner Großmutter im Raketenauto erzählen. Der wäre froh, wenn er wieder zwei Jungens hätte wie wir."

Jetzt lachte Erhard laut heraus.

„Du wärst der Rechte für Mahr, Flapslein. Kannst ihn ja mal über das Verhältnis von Klages zu George oder über den Gottesbegriff bei Kant und Hegel befragen!"

„Du holde Einfalt . . .!" flötete Flaps. „Menschenskind — glaubst du tatsächlich, der redet ejal so gescheite Sachen? Hast d u 'ne Ahnung! Warste denn überhaupt

mal richtig allein mit ihm? Natürlich nich. — Na also! Du — der is im Leben jenau so 'n Mensch wie wir. Da kann er noch so fabelhafte Bücher geschrieben haben, deshalb legt er doch nicht andauernd große Eier. Je schlauer einer ist und je mehr er kann und darstellt, um so weniger läßt er sich's nämlich merken. Kapiert? Leute wie der haben oft 'ne richtige Sehnsucht nach unsereinem — nach so was Einfachem, Handfestem."

Erhard saß nun aufrecht im Bett. Am liebsten wäre er aufgestanden und zu Flaps hinübergegangen.

„Mensch — woher weißt du denn das alles?" fragte er geradeheraus.

„Das erzähle ich dir 'n andermal, mein Sohn. Ich habe meine Erfahrungen mit bedeutenden Herren. Bin Spezialist für die Behandlung von Berühmtheiten. Jawoll, da staunste. Aber laß man — keine Indiskröten ..."

„Hm", sagte Erhard und legte sich wieder hin. Allmählich ging ihm ein Licht auf über Flaps. Mehrere Lichter. Der redete schon weiter aus dem Dunklen.

„Was dem Mahr fehlt, ist klar wie Ziegenmilch. Jugend. Menschen. Betrieb. Jungens, die ihn ein bißchen gern haben. Die bei ihm sitzen, abends, wenn's draußen dunkel ist. Mit denen er von seinen Sachen quatschen kann. Die Spaß mit ihm machen, im Wald herumlaufen mit ihm, die zuhören, wenn er was vorliest, kannst auch schlafen dabei und nur so tun, als ob du drauf hörst ... Mein Gott — so 'n alter Mann! Das ganze Leben lang hat er Leute um sich gehabt, soviel er wollte, der sieht nicht aus, als ob er gespart hätte mit sich — und jetzt auf einmal ist's ganz still um ihn. Keiner will mehr was von ihm wissen. Alle haben Furcht vor ihm und trauen sich nicht in seine Nähe, und er, er möchte doch so gern zu ihnen hin. Kann es aber nicht, hat nicht mehr den Mut, es gehört ein Dreh dazu ... Mit uns Jungens ist das nicht so leicht wie mit den Mädels ... Nee, du, das is 'ne traurige Sache. Laß

man gut sein. Nicht zum Lachen. — Da muß einer ja kalt und böse werden mit der Zeit."

Flaps schien Erhard immer bewundernswerter. Was der alles wußte und erkannte und durchschaute, so 'ne Type aus Berlin . . .

„Er tut mir schon lange leid", sagte Erhard mild.

„Leid tun nützt dem jar nischt — so 'n Quatsch!" Flaps warf sich auf die andere Seite, daß alles krachte.

„Sieh, Flaps", sagte Erhard, es klang hilflos, wie eine Frage an den Jüngeren. „Er will ja nichts von uns wissen. Er sieht uns ja gar nicht. Seit einem halben Jahr läuft er an mir vorbei. Er könnte ja auch mal was sagen, ein Wort bloß. Aber wir sind alle Luft für ihn . . ."

Jetzt schwieg Flaps lange. Erhard glaubte schon, er sei eingeschlafen; aber Flaps dachte nur angestrengt nach.

„Schwieriger Fall. Starke Hemmungen. Ältere Jahrgänge leiden häufig darunter. Das kennt man." Er dozierte wie ein Arzt. „Da hilft nur eins: Angriff. Deutliche Offerte. Klare Sache."

„Stehen läßt er dich, wenn du ihn ansprichst", sagte Erhard hoffnungslos. „Bestenfalls beantwortet er mit zwei Sätzen deine Frage. Dann ist's wieder aus auf ein Vierteljahr."

„So dumm wie du würde ich's ja auch nicht anfangen!"

„Ich habe leider keine Routine in so was", bemerkte Erhard spitz.

Die Wolken gaben den Mond jetzt frei. Das Zimmer war für Sekunden hell wie am Tage. Flaps sprang plötzlich aus dem Bett. Nackt und schlank stand er vor Erhard. Er trug niemals Schlafanzüge, er behauptete, es sei gesünder und billiger, unbekleidet im Bett zu liegen.

„Schreiben —", rief Flaps aufgeregt. Die Sache begann ihn nun ernsthaft zu interessieren. „Schreiben ist in solchen Fällen das einzige."

„Was denn schreiben? Wem?"

„Mahr natürlich."

„Bist du verrückt?"

„Mensch — du sagst doch selbst, er läßt einen stehen, wenn man ihn anspricht. Na, da muß man ihm eben schreiben. Den Brief wird er schon lesen. Keine Bange."

„Du bist komplett besoffen."

„Im Gegenteil, du bist 'ne Tranlampe."

„I c h schreibe ihm nicht. Müßte ja ein Idiot sein."

„Bist du auch!"

„Benimm dich, Flaps. Gleich gibt's Dresche."

Flaps wurde sittsam, setzte sich auf Erhards Bettrand und sagte, nun ganz Bubi, der nicht bis drei zählen konnte, mit gefalteten Händen: „Wills nich wieder duun . . .!"

„Also was soll geschehen?" fragte Erhard streng.

„Passet auf, großmächtiger Maharadscha, was Euer Knecht zu sagen wagt." Der nackte Flaps berührte dreimal mit der Stirn den keineswegs sauberen Fußboden. „Wir schreiben besagtem Mahr, jetzt gleich. Im Scheine des Gestirns, unterstützt von einer Taschenlampe. Kurz, knapp, klar. Du schreibst, meine Klaue kann keiner lesen. Wir beide unterzeichnen. Den Brief schieben wir ihm noch heut nacht durch die Türspalte ins Schlafzimmer. Ich wette, daß wir bis morgen abend die Antwort haben."

„Natürlich. Entlassen sind wir."

„Vielleicht, mein Fürst. Und setzet ihr nicht das Leben ein, nie wird euch das Leben gewonnen sein . . . Reklame ist die Seele von 's Jeschäft. Man muß auch mal was riskieren."

„Ein bißchen viel — ganz Odilienberg, wegen so eines Blödsinns."

„Anderswo ist's auch nett."

„Aber was, um Gotteswillen, sollen wir ihm schreiben?"

„Was —? Ganz einfach . . ." Flaps ging im Zimmer auf und ab, wie ein Generaldirektor beim Diktat. Er versuchte immer wieder, leger die Hände in die Hosentaschen zu

versenken, das gehörte zu einem diktierenden Generaldirektor, aber es scheiterte daran, daß er keinerlei Hosen anhatte.

„Werter Herr“ ..., dichtete Flaps. „Was Ihnen fehlt, das sind zwei Jungens wie wir ... Sie können doch nicht egal allein herumlaufen und Trübsinn blasen. Das Leben geht weiter, und heute ist heut, wat? Dumm sind wir alle beide nicht. Was Flaps betrifft, so hat er nicht viel höhere Bildung, vorläufig, aber Erhard ist ein feines Knäblein mit Sinn für Kunst und Unterricht. Seien Sie nicht böse über diesen Brief. Wir getrauen uns nicht, Sie anzureden. Sie machen immer so 'n strenges Gesicht. Außerdem kann man solche Sachen einem Älteren nicht direkt vis-à-vis sagen. Flaps allein wäre übrigens nichts für Sie, viel zu doof. Erhard allein genügt aber auch nicht. Man will doch auch seine Lebensfreude haben. Aber wir beide zusammen — Mensch, da wär'n Se gut bedient. Also zaudern Sie nicht, verehrter Meister. Greifen Sie zu! Noch sind die Tage der Rosen. Es warten auf Nachricht und zeichnen, stets gern zu Ihren Diensten ...“

Flaps ging zum Tisch, um Feder und Papier zu suchen.

„So ähnlich — was? Ganz hübscher Stil. Briefe gehen mir gut von der Hand ...“

Erhard kroch langsam aus den Federn, reckte sich und meinte, der Stil sei so großartig, daß man morgen um diese Zeit bereits die Koffer gepackt haben werde ...

Flaps saß jetzt mitten auf der Schreibtischplatte, auf Erhards Geschichtstabellen, die vermutlich nicht besser wurden, denn Flaps saß niemals ruhig. Aber Erhard wagte nichts zu sagen. Flaps war im Augenblick der Herrschende und konnte sich heraussuchen, wo er sitzen wollte. Erhard versuchte schweigend und verschlafen im Scheine der Taschenlampe an einer Ecke des Tisches zu schreiben; das Licht durfte man um diese Stunde nicht anzünden, ohne Gefahr zu laufen, aufzufallen. Allmählich wachte

Erhard völlig auf. Was Flaps diktierte, war wörtlich natürlich nicht zu gebrauchen. Erhard arbeitete es um in eine feine, diskrete, ja hoheitsvolle Sprache. Als der Entwurf fertig war, erwies er sich als unerträglich steif und blödsinnig. Man schrieb neu und anders. Flaps' Stil drang wieder durch. Erhard ließ sich überzeugen, daß Flaps mehr davon verstand als er, wie man berühmte ältere Herren zu behandeln habe. Durch nichts wirke man mehr, betonte Flaps immer wieder, als durch jungenshafte Unverschämtheit, je kindlicher und dumm-dreister man sich gebärde, um so sicherer trete der gewünschte Erfolg ein. In einem solchen Stil könne man sich schlechthin alles erlauben ...

Die Zeit verging über immer neuen Entwürfen; mit der Zeit vergingen auch drei Tafeln Schokolade. Um vier herum war der Schrieb fertig und ohne Korrektur in Reinschrift auf Erhards Seeadler-Blockpapier ablieferbar. Erhard malte gerade noch den Umschlag: „Herrn Dr. Manfred Mahr, Odilienberg bei Beerfelden." Es war ein wunderbar prickelndes Gefühl, zum erstenmal diese Adresse zu schreiben. Dann las Erhard das Ganze noch einmal vor, Flaps nickte dazu mit Kopf, Beinen und Händen. Es war knorke; natürlich war es ein Risiko. Vielleicht tobte der Alte. Abwarten.

Um halb fünf tappte der nackte Flaps unhörbar, nur die alten Fichtendielen knarrten in der Stille, durch den Klosterkorridor zu Mahrs Schlafzimmertür. Durch die Spalte am Boden schob er den Brief. Nun war es geschehen.

„Alea iacta", sagte Erhard dumpf, als Flaps fröstelnd unter die Decke kroch.

„Laß den griechischen Mist!" knurrte Flaps schläfrig.

Erhard lag wach, bis milchiger Nebel vor den Fenstern vorbeiwehte. Es lohnte sich kaum mehr, noch einzuschlafen. Er wußte nicht recht, hatte er heute nacht eine Riesenei gemacht oder genau das Gegenteil.

Im Unterricht war Erhard übernächtig und verkatert. Jetzt sah er es: natürlich war das Ganze eine große Dummheit gewesen. Er begriff nicht mehr, wie er sich dazu hatte verleiten lassen können. Flaps empfand keinerlei Reue. Im Grunde war ihm der Ausgang des Abenteuers höchst egal — was riskierte er schon? Aber Erhard graute es vor Krach, Ermahnung, Besprechung, ja auch nur vor dem spöttischen Blick Mahrs. Überall fürchtete er an diesem Morgen, ihn zu treffen. Aber er hatte ihn noch nirgends gesichtet. Weder beim Waldlauf noch bei der Morgensprache noch beim Frühstück war er zu sehen gewesen. Das war nicht weiter auffällig, er blieb meist bis Mittag in seinem Zimmer. Mittags würde sich vielleicht alles entscheiden. Im Grunde war Erhard bereits entschlossen, die Koffer zu packen und baldigst abzureisen. Mutt würde er die Sache beichten, es war selbstverständlich, daß sie die ganze, grenzenlos verfahrene Angelegenheit verstehen würde.

Als Erhard in der großen Pause um zehn, die für Bettmachen und Zimmerreinigen bestimmt war, in sein Zimmer kam, lag ein verschlossener Brief auf seinem Arbeitstisch. Erhard stockte das Herz. Er beugte sich über den Brief, langsam wich alles Blut aus seinem Gesicht. Es war ein weißer Umschlag, die Adresse lautete: „Herrn Erhard Vischer, Odilienberg bei Beerfelden" und war mit Tinte in gerader ruhiger Schrift geschrieben, alles genau wie bei einem richtigen Brief, den die Post beförderte.

Die Antwort! Jetzt — schon — die — Antwort. Erhards Gehirn arbeitete ganz langsam. Das also ist ein Brief von Manfred Mahr ... Außer den vielen dicken Büchern hat er auch diesen Brief an mich geschrieben ... Unbegreiflich. Spott, Hohn, Zurechtweisung — Vernichtung enthielt dieser Brief. Oder Gleichgültigkeit, gutmütiges Be-

lächeln der Kinderei? Väterliches Auf-die-Schulter-Klopfen...? Ach — wie er das haßte...!

Er riß den Brief auf. Es waren nur ein paar Zeilen:

„Lieber Erhard Vischer!

Ich danke Ihnen und Herbert Faber für Ihren Brief.

Einverstanden. — Aber bitte: Probezeit. Ich erwarte Sie beide heute abend von acht Uhr fünfzehn bis zum zweiten Läuten zum Tee.

M. M."

Erhard warf sich auf das ungemachte Bett und trat mit den Beinen die Luft, als hinge da ein gewaltiger Punchingball. Als Flaps hereinstürmte, reichte er ihm das Blatt. Der las es. Lächelte kaum, schaute Erhard nur mit einem unergründlichen Blick seiner grünen Augen an und sagte:

„Na also. Was hab ich gesagt? Det is 'n Kenner."

Dann schüttelten sie die Betten in den klaren Herbsttag hinaus.

Der Abend war kaum zu erwarten. Mittags, beim Eintritt in den Speisesaal, prallte Erhard mit Mahr zusammen. Erhard grüßte, wurde feuerrot und nahm an, Mahr würde ihn ansprechen. Aber der tat gar nichts dergleichen, nickte kühl-höflich zurück, wie er allen zunickte, und ging eilig weiter. Erhard wußte nicht, ob er geträumt hatte. War der ganze phantastische Briefwechsel Traum oder Wirklichkeit? In der Rücktasche seiner Hose knisterte das Blatt.

Abends ereignete sich zunächst gar nichts. Erhards Erwartungen von diesem Abend waren so riesenhaft, daß es ohne Enttäuschung nicht abgehen konnte. Immerhin: schon in Mahrs Arbeitszimmer zu sitzen, zwischen den Bücherwänden, als Gast an dem breiten Tisch mit den Zeitungen und Zeitschriften aus aller Welt — schon das war eine große Sache.

Mahr war freundlich. Aber eine große stumme, unheilbare Traurigkeit lag wie ein Schleier über ihm. Diese Traurigkeit bewegte Erhard außerordentlich. Jetzt erst, als er nahe vor ihm saß, sah er, wie weiß das Haar war, wie dünn und blaugeädert die Haut an den Schläfen trotz der gesunden Bräune, wie bitter, müde und einsam der Mund. Die Hand, die einst, am Anfang, ihn so sehr erschüttert — jetzt bereitete sie ihm den Tee, reichte Zucker und Milch, ihm, ausdrücklich ihm — Erhard Vischer! Es war nicht zu begreifen, es war ein Traum, fast enttäuschend in seinem simplen Ablauf, so oft und heiß geträumt, daß nichts daran mehr überraschen konnte.

Erhard wehrte sich gegen das Gefühl der Enttäuschung. Er wehrte sich so heftig, daß ihm kaum mehr Zeit zu anderem blieb. Was sollte Mahr tun? Sollte er Purzelbäume schlagen oder den fremden Jungens von den entscheidenden Krisen seines Lebens erzählen? Oder mit Flaps Hölderlins Einfluß auf George besprechen? Er tat, was er tun konnte. Er plauderte nett und anregend über dies und jenes. Über München beispielsweise sprach man, Mahr kannte es genau, er hegte eine ironisch-gutmütige Zuneigung zu der heiteren Stadt und ihren Bergen. Über die dortigen Schulverhältnisse mußte Erhard Auskunft geben, über die Tendenz zur humanistischen oder zur realistischen Bildung in der süddeutschen Jugend, über die Landerziehungsheime am Ammersee und am Bodensee und über die Klosterschule in Ettal. Dann kam man auf Skilauf und seine Möglichkeiten. Mahr versicherte, der Winter in Odilienberg sei fast noch schöner als der Sommer. Nur wer ein ganzes Jahr hier oben gelebt habe, sei endgültig verseucht.

Mahr sagte: verseucht, und lachte dabei kurz und dumpf auf.

Flaps redete anfangs keinen Ton. Er war erschlagen von so viel feiner Konversation. Er konnte nicht feine Konversation, sondern hielt sich an die Kekse, die er in

Augenblicken, da Mahr zu Erhard hinübersah, fingerdick mit Butter beschmierte, wie ein Zauberkünstler im Munde verschwinden ließ und zerkaute, ohne die Kiefer zu bewegen, wobei er traurig und gesammelt auf Mahrs Nasenspitze sah.

Später wurde die Sache gelockerter. Mahr stand auf, ging an die Regale, zeigte Bücher, Drucke, Blätter, die er besaß. Als er den Knaben die Käthe-Kollwitz- und Franz-Masereel-Mappen vorlegte, begann Flaps von den Berliner Arbeitervierteln zu erzählen. Es war krauses Zeug, er redete, wie ihm der Schnabel gewachsen war, aber er hatte sich offenbar umgesehen im Norden und Osten der Stadt. Mahr ließ den Blick von den Blättern und sah dem kleinen wilden Bengel mit der Bösen-Buben-Locke ernst ins kindlich-aufgeklärte Gesicht.

Vom vielen Kinderkriegen käme die ganze Schweinerei, erklärte Flaps. Wenn erst mal die armen Leute nicht mehr alle Krepel auf die Welt zu bringen brauchten, wär's gleich besser ... das heißt, gleich natürlich nicht, aber in zwanzig Jahren vielleicht ... Und dann vor allem: bessere Wohnungen. Das wäre ja noch der reine Saustall vorläufig mit den Wohnungen. „Alle Leute raus aus der Stadt und in die Siedlung! Jede Siedlung ein eigenes kleines Dorf für sich mit Läden, Kino, Gasthaus, Sportplatz, so daß die Leute außer zur Arbeit nicht mehr ins Zentrum brauchen. Untergrundschnellbahnen, die nur an jeder zehnten Straße halten und unter den jetzigen Bahnen anzulegen sind. Ein gesetzliches Wochenende, von Sonnabend zwölf Uhr mittags bis Montag acht Uhr früh, während dessen alle Geschäfte, Kontore, Fabriken geschlossen zu halten haben, außer den lebenswichtigen Betrieben. Wer nicht in der Siedlung wohnt, wird am Wochenende mit elektrischen Schnellzügen für ein paar Pfennige weit ins Land hinausgebracht. Überall sind Jugendherbergen zu errichten, nicht Kellerlöcher als Jugendherbergen wie bisher dank verloge-

ner Wohltätigkeit fetter Spießer, sondern luftige lichte Heime, nicht nur für die Jugend — alle großen Organisationen, die Gewerkschaften, Beamtenbünde, Vereine, Parteien, müssen draußen im Grünen ihre Wochenendheime bauen ... In dreißig Jahren gibt es nur noch gesunde Leute ... Gesunde Leute sind nie ganz arm ..."

Flaps war aufgeregt hin und her gegangen. Er spürte, daß man ihm zuhörte, er sprach kaum mehr berlinerisch, er wußte auch gar nicht, was er eigentlich sprach. Erhard sah ihn voll ehrlicher Bewunderung an. Dieser Flaps, dieser komische, handliche Bengel — es war gar kein Anlaß, nicht der mindeste, sich ihm überlegen zu fühlen ... Mahrs Augen hatten einen frohen Schimmer. Erhard sah es, fast überfiel ihn Neid über Flaps' Erfolge.

„Gesunde Leute sind nie ganz arm", wiederholte Mahr. „Gut. Vielleicht nicht falsch. Die Umkehrung scheint mir aktueller: Arme Leute sind nie ganz gesund. Sie haben recht, Faber, wenn Sie die Sache von der Seite der Gesundheit, des Körpers also, anpacken. Schwieriger ist natürlich die kapitalistische Seite. Es wird Ihnen bekannt sein, daß es so was wie Arbeitslosigkeit in Deutschland gibt."

„Bloß, weil zu viel Leute da sind, die arbeiten wollen und können", fiel Flaps ein und fuchtelte mit seinem nicht ganz sauberen Zeigefinger dicht vor Mahrs Nase herum. „Die Hälfte Arbeiter in dreißig Jahren durch Rückgang der Geburten, oder nur ein Viertel weniger als jetzt — und jeder hat Arbeit und Lohn genug zum Leben. Heute hat der Fabrikant bei jeder freien Stelle noch die Wahl zwischen fünfzig Angeboten. Das drückt natürlich auf die Löhne und macht den Unternehmer sicher. Das Überangebot muß aufhören, aber jeder, der sich anbietet, muß erstklassig sein."

Mahr wandte den Blick von Flaps, der mit der kleinen geballten Faust in die Luft hieb wie ein Wahlredner, und wandte sich zu Erhard, der sich inzwischen in einen der

ersten Bände von Georges „Blätter für die Kunst" vertieft hatte, aber zuweilen zu Flaps aufsah.

„Sie interessieren sich nicht für Politik, Vischer?"

Mahr sagte es kalt, ohne jeden Unterton.

„Noch nicht. Es ist sicher ein Fehler. Aber ich verstehe nichts davon. Niemand hat mir was darüber gesagt."

„Man darf es nicht ganz beiseite lassen", sagte Mahr, seine grauen Augen ruhten ernst und still auf Erhards Stirn. „Einige sind nicht dafür geboren. Seltene. Die sollten sich fernhalten; sie haben das Recht dazu. Aber der brave Durchschnitt muß Bescheid wissen in den Dingen des Tages und in den großen Fragen, die während der nächsten Jahrzehnte die äußere Welt bewegen werden. Viel ist in der Umwandlung begriffen, gerade jetzt. Ich weiß, daß ein großer Teil der neuen Jugend keinen Sinn für Politik hat, man — ‚lehnt das ab' " — Mahrs Mundwinkel zogen sich spöttisch herab —, „man lehnt ja überhaupt alles ab, was unbequem ist, man interessiert sich für die Monatsraten und für das Hubvolumen seines Motorrades, allenfalls noch für die letzten Schlagertexte und für das Lebendgewicht der Anwärter auf die Schwergewichtsmeisterschaft ... Aber wen interessieren politische Details, ohne die kein politisches Denken möglich ist? Die Verteilung der Sitze im englischen Unterhaus, die Kurve der Außenhandelsbilanz, der letzte Schiedsspruch des Schlichtungsausschusses des Transportarbeiterverbandes? Nun — es wird sich rächen. Egoismus rächt sich immer. Es ist schwer, die richtige Mitte zu halten. Der politisierte Jüngling mit Abzeichen und Armbinde ist natürlich ebenso ein Brechmittel wie der Snob, den nichts irgend etwas angeht. Die Politik, und zwar die richtige, vernünftige (welche ist es!), muß das ganze Leben, die Existenz des Menschen so durchdringen, daß es nach außen kaum mehr spürbar wird. Ich weiß nicht, ob Sie mich verstehen, Vischer; man müßte darüber natürlich einmal gründlicher sprechen ..."

Erhard nickte mit glänzenden Augen. Es war bereits beschlossene Sache bei ihm, jahrelang keinerlei Gedichte mehr zu lesen, sondern nur noch Politik und Nationalökonomie ...

Flaps stand seit seiner Rede über die Bevölkerungspolitik unbeteiligt am Bücherregal und schmökerte in einem dicken zerlesenen Band. Es war „Der Graf von Monte Christo".

Mahr sah nach der Uhr: „Es wird gleich läuten. Sie müssen zu Bett."

Flaps fragte kurzerhand, ob er den „Graf von Monte Christo" für ein paar Tage mitnehmen könnte.

„Gern — natürlich." Mahr wunderte sich gar nicht. „Wollen Sie sich auch ein Buch mitnehmen?" Er sah Erhard an und deutete mit unbestimmter Geste auf die Bücherwand. „Ich habe freilich nicht viel Modernes, nur was man mir so zuschickt. Aber immerhin — Sie werden schon etwas finden."

Erhard wurde immer verlegener. Endlich würgte er es heraus, sein Blick klammerte sich dabei an die blütenlosen Geranien am Fenster.

„Wenn ich ‚Zur Gestalt der neuen Jugend' bekommen könnte? Es ist nirgends hier oben zu haben. Die Schülerbibliothek führt es nicht."

Mahrs Augen blitzten. Er warf den Kopf in den Nacken. Endlich geht etwas vor in ihm, durchzuckte es Erhard, endlich weicht diese traurige Müdigkeit ...

„Ich habe selbst meine Schriften aus der Lehrer- und Schülerbibliothek zurückgezogen. Als Witzblatt ist der ‚Simplizissimus' weit amüsanter. Das Exemplar von ‚Staat und Schule' hatte man beispielsweise am Rande mit Karikaturen versehen."

Die Jungens schwiegen verlegen. Mahr ging zum Schreibtisch. In der untersten Schublade lagen ein paar neue Exemplare seiner Bücher. Er suchte eines heraus. Es war nicht „Zur Gestalt der neuen Jugend", sondern ein dünnes, bro-

schiertes Heft; im Stehen schrieb er vier, fünf Worte auf das Vorsatzblatt, klappte zu, gab es Erhard, der kaum zu atmen vermochte.

„Erst lesen Sie dies. Dann ‚Staat und Schule', später vielleicht, Weltbürger und Deutscher', zum Schluß ‚Zur Gestalt der neuen Jugend' — das heißt, bis dahin haben Sie natürlich längst genug!"

Erhard stammelte irgendwelchen Unsinn. Mahr hörte gar nicht darauf.

„Sie können sich dann später rühmen, Vischer, einer der letzten Menschen gewesen zu sein, die in meinen Schriften lasen. Man wird Sie in den Zeitungen bei meinem Nachruf nennen." Er lachte sein kurzes, dumpfes Lachen und legte Erhard für den Bruchteil einer Sekunde die Hand auf die Schulter. „Heute wird man ja schon berühmt, wenn man mit irgend etwas und irgendwo der letzte ist. ‚Der letzte Droschkenkutscher', ‚der letzte Nachtwächter', ‚der letzte Laternenanzünder', ‚der letzte Mahr-Leser'."

Sie standen an der Tür zum Vorzimmer. Mahr lächelte, gar nicht böse, eher stolz. Eben läutete es für die Großen.

„Schlafen Sie gut! Aber nicht mehr lesen! Ich werde die Ronde auf Ihr Zimmer aufmerksam machen!"

Sie lachten. Mahr schloß die Tür.

Im dunklen Klosterkorridor packte Erhard den kleinen Flaps, der nicht wußte, wie ihm geschah, und küßte ihn in seiner tollen Seligkeit fest auf den Mund.

„Nana . . .", sagte Flaps. „Muß das gerade auf 'm Flur sein —?"

ZEHNTES KAPITEL

Der Schreibmaschinenfall zeigte sich hartnäckiger als alle übrigen Fälle bisher.

In der Kameradschaft Hannes Müller fanden sich einige

Große, die sich mit dem voreilig gefaßten Mehrheitsbeschluß keinesfalls zufriedengeben wollten. Man bestritt die juristische Grundlage dieses Beschlusses. War die Schulgemeinde überhaupt berechtigt, derartige Entschließungen zu fassen? Konnte über den Geldbeutel der Eltern einfach die Mehrheit der Schüler verfügen? Wo endete das? Nächstens bschloß man auf diese Weise die Anschaffung von achtundsiebzig afrikanischen Reitkamelen. Wer keine Schreibmaschine wollte, dem konnte sie gewiß nicht aufgezwungen werden, auch wenn Preis und Zahlungsbedingungen noch so günstig waren. Natürlich aber mußte die Einführung der Schreibmaschine illusorisch sein, wenn nicht alle eine hatten. Man konnte nicht französisches Thème schreiben, wenn zwei Drittel in der Klasse Maschine klapperten. „Gegen das Klappern der anderen hilft immer nur selbst klappern" — so formulierte es Bob, der Ausschußpräsident, klar und eindeutig.

Bob gehörte zu den radikalen Gegnern der Schreibmaschine. Sein Vater war ein dicker reicher Herr, am Gelde lag es bei ihm also nicht, darum konnte er es sich leisten, gegen die Anschaffung zu plädieren. Bob war aber auch ein moderner Junge, altfränkische Lebensart war ihm nicht vorzuwerfen; er flog in die Ferien und zurück, verbreitete Handbücher über ein neues Benzingemisch, an dem sein Vater verdiente, und übertraf an dezenter und doch todschicker Garderobe sogar noch die Gruppe der eleganten Berliner. Aber gegen die Schreibmaschine hatte er eine tiefe Abneigung. Er fand Silberstedts Plan „ganz großes Blech", predigte überall, man solle sich doch nicht diesen Quatsch aufschwatzen lassen; Kopien seiner Klassenarbeiten an die Eltern zu senden — darauf lege er nicht den mindesten Wert; seine Aufsätze seien so kurz, daß er sie bequemer gleich mit der Klaue schmiere, überdies könne man später, „im Leben", noch lange genug das Geklapper der Maschine hören ...

Das alles leuchtete ein. Warum hatte Bob es nicht schon in der Schulgemeinde so hübsch gesagt? Er war doch Präsident, seine Stimme hatte Gewicht. Es brauchte bei Bob alles ein bißchen lange, bis es ans Licht trat, jetzt aber warf er sich mit seiner ganzen Körperschwere in den Kampf. Die Kameradschaft Müller stand geschlossen hinter ihm. In Erhard Vischer fand er einen unerwarteten Helfer aus Silberstedts eigenem Lager. Die beiden Jungens hielten auf dem Horizont eine offizielle Konferenz ab. Man beschloß, nochmals an Silberstedt heranzutreten und eine Revision des Beschlusses zu fordern.

Silberstedt lehnte diese Revision höflich und korrekt ab. Paragraph vierzehn, Absatz drei, der Statuten verbiete, einen einmal gefaßten Beschluß der Schulgemeinde abzuändern, falls nicht außer der Mehrheit der Schulgemeinde auch die Leitung für diese Abänderung stimme. Gerade um jugendlichen Gemütsschwankungen entgegenzutreten, enthielten die Statuten diese Vorschrift. Die Leitung sei gewillt, in diesem Fall an dem Beschluß festzuhalten. Man hätte sich das alles vorher überlegen müssen. Übrigens seien die achtundsiebzig Maschinen bestellt und könnten jeden Tag eintreffen. Rechnung darüber an die Eltern sei bereits versandt, es ließe sich nichts mehr ändern. Wer die Mittel zur Anschaffung nicht aufbringen könne, bekäme Stundung und Preisnachlaß.

Tatsächlich wurden zwei Tage später von blauen Rollkutschern aus Beerfelden achtundsiebzig in Holzkisten verpackte Schreibmaschinen auf dem Hof abgeladen. Jetzt erst erkannte man allgemein die Lächerlichkeit der Sache. Dieser Berg Schreibmaschinen zwischen gelbem Laub in der Oktobersonne — es war kaum mehr durchzukommen vor lauter Schreibmaschinen —, wer hat denn bloß die vielen Schreibmaschinen bestellt . . .? Die Mitläufer wachten auf. Bob und Erhard und ein paar andere Große stellten sich vor das Maschinengebirge und rissen Witze. Bald sam-

melten sich mehr. Einer malte schnell ein Pappschild und heftete es an Silberstedts Tür. „ff Schreibmaschinen, en gros, en detail, stets frische Ware. Silberstedt & Co." Man munkelte sogar von einer Schulgemeinde, in der ein von zwölf Großen unterschriebenes Mißtrauensvotum gegen Silberstedt zur Annahme vorgeschlagen werden sollte. Die Annahme war, wie die Dinge heute lagen, unwahrscheinlich, aber bei Silberstedts leichter Verwundbarkeit würde schon der Antrag eine Katastrophe bedeuten.

Zu der Schulgemeinde kam es jedoch nicht. Als die kleinen, vollendeten Maschinen aus ihren großen Kisten schwarz und neu ans Licht traten und in den Zimmern auf den Tischen standen, dachte niemand mehr an das Mißtrauensvotum, alles freute sich der Neuheit. Jeder begann zu tippen; einige, die es schon perfekt konnten, wurden bestaunt und umlagert. Aus allen Zimmern klapperte es.

Als Mahr und Hannes Müller durch den oberen Scheunengang gingen, an dem die Zimmer der Sekundaner lagen, lachte Mahr spöttisch auf.

„Der beste Streich, den er sich bisher geleistet!"

„Unfaßbar", sagte Hannes Müller und schüttelte den Kopf im Lauschen. „Daß u n s e r e Jugend so was mitmacht . . .!"

„Kinderspielzeug."

Sie blieben stehen. Es klapperte, klingelte, schaltete, tickte und schnappte hinter allen Türen.

„Odilienberg . . .!" Mahrs Lippen zogen sich zusammen, es sah aus wie Spott. Hannes Müller erkannte, erschreckend, die machtlose Wut.

„Man muß es komisch nehmen", sagte Hannes und drängte zum Weitergehen. „Finanzamt III b, Schöneberger Ufer . . ."

„Narrenhaus!" Mahr ging in sein Zimmer.

Das erste, was Erhard Vischer auf seiner neuen Maschine schrieb, war ein Brief an Silberstedt. Er teilte ihm darin mit — es wimmelte von übersprungenen und verdoppelten Buchstaben, falsch eingerückten Zeilen und ausgelassenen Abständen —, daß er nach langer und ernsthafter Überlegung sich entschlossen habe, aus der Kameradschaft auszutreten. Er bat Silberstedt, ihn zu verstehen. Im Grunde paßten sie ja doch nicht zueinander, das habe die Falkenburg und manches andere seither gezeigt, zuletzt nun die unselige Sache mit den Schreibmaschinen. In der Kameradschaft seien so viele famose Leute, die Sibbi innerlich viel näher ständen als er, Sergej zum Beispiel, und Mirjam, die ihn täglich lieber gewinne ... Ihn selbst aber ziehe es nach anderer Richtung, er wisse noch nicht, zu wem er gehe; vielleicht, wenn nichts anderes übrigbliebe, zu Fräulein Gutgesind ... Zum Schluß wurde Erhard die Tipperei zu dumm. Er riß das Papier heraus und schrieb mit der Hand noch darunter:

„Sei mir nicht böse, lieber Sibbi, und sei auch nicht traurig oder gar ärgerlich. Ich weiß, daß ich selbst an allem schuld bin. Aber ich kann nicht anders (‚kann' fünfmal unterstrichen). Mahr hat mir sein ‚Hellas' geschenkt, mit Widmung. Vielleicht wird es doch noch etwas. Ach, Sibbi, ich bin ja so glücklich! Sei es auch, bitte, sei es auch. Ihr seid beide fabelhafte Kerle, Du und Mahr, jeder auf seine Weise. Aber wenn Mahr mich ansieht, muß ich zittern, bei Dir nicht. Ich glaube, nach so was muß man sich richten im Leben. — Erhard."

Er überlas das Geschriebene. Nein, das konnte er nicht abschicken. Peinliches Geschwätz. Aber noch mal das Ganze schreiben? Es ekelte ihn. Also weg damit in den Umschlag! Bald hatte es Silberstedt in Händen, dann konnte man nicht mehr zurück.

Erhard trug den Brief im Dauerlauf zu Silberstedts Häuschen. Er wußte, daß Silberstedt jetzt nicht da war, er war bei dem Tischtennis-Turnier der Kleinen. Noch vor dem Abendbrot würde er den Brief finden.

Als Erhard in sein Zimmer zurückkam, lag Flaps auf dem Bett, mit lehmigen Stiefeln natürlich, er kam vom Sportplatz. Er lag auf dem Bauch und las einen Roman. Wenn Flaps einen Roman las, sah und hörte er nichts.

„Ich bin ausgetreten", sagte Erhard. Jetzt, da es endlich geschehen war, konnte er darüber reden, je mehr desto besser, um so unwiederbringlicher war es geschehen. Flaps hörte nichts. Er las.

„Ausgetreten bin ich, Flaps."

Flaps klappte knallend das Buch zu.

„Ich muß auch gleich mal, aber ich verkünde es nicht überall durch Lautsprecher."

Erhard lachte.

„Aus der Kameradschaft Silberstedt bin ich raus."

„Wurde auch Zeit — Mensch."

„Hm."

„Der Mann ist mir längst körperlich unsympathisch. Wenn der früh im Duschraum rumläuft, denke ich egal, hier wär 'n Krankenhaus für rachitische Waisenkinder. Nichts wie Haut und Knochen und oben 'n riesiger Kopp, der nicht dazu gehört. Na, und — was wird denn nun? Zu wem gehst du denn jetzt, ehrbarer Jüngling Vischer . . .?"

„Ja, Flaps. Rate. Ich weiß auch nicht . . ."

„Hat der Greis im Silberhaar noch nichts vernehmen lassen?" erriet Flaps Erhards Gedanken.

„Der denkt gar nicht daran!"

„Was der sich unter ‚Probezeit' vorstellt! Sollt's lieber mal mit mir probieren . . ."

„Er will nächstens mit mir spazierengehen, schon seit drei Tagen . . ."

„Junge, Junge, du kannst's aber auch gar nicht erwarten! Wie 'n kleines Mädchen vor der Brautnacht. Huch, nein." Flaps kuschelte sich im Bett zusammen und beobachtete aus seinen grünen Augen die Wirkung auf Erhard.

„Idiot", sagte der.

„Faber mein Name. Angenehm", stellte Flaps sich vor.

„Nimm die Füße vom Bett."

„Wenn's zum Essen läutet."

Erhard stand an seinem kleinen Bücherregal und suchte, leise vor sich hinlächelnd, in den Bänden.

„Dir fehlt wohl was?" flötete Flaps vom Bett her. „Hellas ruht bei mir." Erhard fuhr herum. Tatsächlich — das Subjekt lag auf Mahrs Buche; er zog es unter ihm hervor. Es war noch warm von Flaps.

„Muß das sein?" fragte er streng.

„Das Ding ist gar nicht übel. Der hat 'ne Sprache wie ein richtiger Dichter."

Erhard war sofort versöhnt; er errötete über das Lob, als hätte er „Hellas" selbst geschrieben.

„Und jetzt bist du wieder über dem frischen Fleisch?"

„Hach — wunderbar! Gerade die Abwechslung macht Spaß!" Flaps schlug mit der flachen Hand begeistert auf „Das frische Fleisch", dessen Umschlag eine nur mangelhaft bekleidete Dame und ein absolut nackter Jüngling, in sanftes Rot und Gelb getaucht, zierten. Er las die Ankündigung, sich halb im Bett aufrichtend, laut und ekstatisch Erhard vor, der sie übrigens längst kannte. „ ‚In diesem atemlos spannenden Roman sind wir Zeuge, wie ein fünfzehnjähriger unschuldiger Knabe der großen Pariser Welt durch eine reife Frau in die ersten Mysterien der Liebe eingeweiht wird.' Da kannste was lernen, mein Sohn!"

Erhard hörte nicht auf Flaps. Er schlug „Hellas" auf, senkte den Kopf über die Blätter und begann zu lesen. Wie immer seit sechs Tagen standen mit steiler, gerader Schrift die Worte Mahrs auf dem ersten Blatt:

„Die Liebe gebar Jahrtausende voller lebendiger Menschen, die Freundschaft wird sie wieder gebären." Hölderlin.

Er las den Satz, den er nun schon im Traum hersagen konnte und längst verstand, zum tausendstenmal.

Silberstedt fühlte sich elend wie noch nie...

Seit zwei Wochen regnete es unentwegt. Der Himmel war grau, die Wiesen waren grau und schlammig, auf den zerweichten Wegen versank man im Morast. Ein eisiger Nordwest pfiff Tag und Nacht über die Odilienberger Höhe hin, die Schindeln klapperten unerträglicher denn je, an Schlaf war nicht zu denken, es gelang kaum, Silberstedts Häuschen, das an die Heizung nicht angeschlossen war und nur einen kleinen eisernen Ofen besaß, einigermaßen zu erwärmen.

Erhards Austritt aus der Kameradschaft bewegte und verstimmte Silberstedt. Weniger, weil er den Jungen nun nicht mehr täglich um sich sah; er hatte dies Beisammensein in letzter Zeit eher als quälend empfunden, denn sie hatten sich tatsächlich fast nichts mehr zu sagen. Silberstedt sah in diesem Abfall vor allem eine neue Schwächung seiner Position, ein neues Zeichen seines Versagens und seiner gewissen, nur vorläufig noch unvorstellbaren Niederlage in Odilienberg. Im Grunde schadete es Silberstedt nicht das mindeste, daß Erhard ihn verlassen hatte. Drei, vier andere Jungens waren seitdem schon wieder zu ihm gekommen, er führte nach wie vor die größte Kameradschaft. Auch war es blamabel für Erhard, daß er nun wieder ohne feste Bindung als „Wilder" in Odilienberg herumlief, ein Zustand, der nach den Statuten nicht länger als drei Wochen dauern durfte und selten genug bei den Eingesessenen vorkam.

Silberstedt empfand den Schlag nur deshalb so sinnlos hart, weil er mit anderen Schlägen zusammentraf und weil

seine Widerstandskraft mit der Zeit immer mehr abnahm. Die Sache mit den Schreibmaschinen hatte Silberstedt ungeheuer aufgeregt. Er war stolz gewesen auf die in Paris entdeckte Neuerung wie auf nichts vorher, was er in Odilienberg geschaffen; heilig überzeugt war er, daß die zwangsweise Einführung der Schreibmaschine auf die Dauer überall unumgänglich, eine Großtat moderner Pädagogik und durchaus zum Besten der Odilienberger Jugend wäre; er begriff nicht das Schwanken, die Ränke und Schliche, das ewige Wiederumfallen und Anders-sich-beeinflussen-Lassen der Jugend in dieser Frage. Hatte Mahr gewühlt — oder Hannes Müller? Sah der Renegat Vischer darin sein erstes Werk nach dem Abfall, ihm mit dem Mißtrauensvotum in den Rücken zu fallen —? Er begriff es nicht. Ein Mißtrauensvotum gegen ihn, Silberstedt, der sich seit Jahr und Tag jede Stunde seines Daseins für dieses Odilienberg, für diese Jugend hier opferte? Kampf mit Mahr—Müller — gut, das nahm er nun hin, daran war er gewöhnt. Aber Dolchstoß der Jugend? Das hatte er nicht erwartet . . .

Er saß in den Tagen des Schreibmaschinenkonfliktes viele Stunden mit Sergej und Bamberger, den beiden Getreuen und Vernünftigen der Kameradschaft, auch mit Mirjam, die ihn klug und vorsichtig beriet, fröstelnd um den Teekessel und haderte und klagte, daß es seinen eigenen Leuten fast zuviel wurde. Mirjam hatte die Situation schließlich noch gerettet. Schlau und glatt wie ein Jesuitenkardinal versprach sie, „den Fall unter der Hand beizulegen", ein Ausdruck aus der hohen Politik, an dem sie sich förmlich berauschte und den sie immer wieder anwandte. Mirjam begab sich mutig zu Erhard Vischer ins „feindliche Lager", und es gelang ihr tatsächlich, weiß der Himmel durch welch geistige oder weltliche Mittel, daß die Schulgemeinde, in der das Mißtrauensvotum gegen Silberstedt eingebracht werden sollte, abgeblasen wurde. Ser-

gej war sprachlos über Mirjams prompte Arbeit. Noch in derselben Nacht schrieb er einen Essay, den er Berliner Blättern anbieten wollte, mit dem Titel: „Die Rolle der Erotik in der westeuropäischen Politik".

Aber was half das Silberstedt? Die Sache war ein persönlicher Erfolg von Mirjams Diplomatie, kein Sieg Silberstedts. Niemand verkannte das. Am wenigsten er selbst. Auch als man sich längst wieder über die Maschinen beruhigt hatte und alles friedlich klapperte, kam Silberstedt noch nicht zur Ruhe. Konnte nicht täglich ein neuer Konflikt entstehen, bei dem Mirjams hohe Politik versagte? Oder vielleicht verließ auch sie ihn, wie Erhard es getan, er hatte ja keine Kraft, Menschen zu halten, die von ihm wegstrebten, es war ohnehin ein Rätsel, daß sie dem Freund nicht folgte und vorläufig ihm treu blieb ...

Mirjam war nett, klug, tapfer und für Silberstedt ein guter Kamerad in diesen ekelhaften Wochen. Aber sie war nicht Monika. Monika fehlte. Mit Monika wäre alles anders und leichter gewesen. Silberstedts törichte und sentimentale Sehnsucht nach einem Menschen, einer Hand, einem Körper, die ihn in jener Gewitternacht so sehr erschreckt und überfallen hatte — sie war nicht geringer geworden, seit er wußte, welche Freuden es jenseits von Leistung, Pflicht und Kampf gab, seit er erkannt hatte, wieviel leichter und freier sich der Tag gestaltete, wenn ihm ein Abend, eine Nacht folgten, um derentwillen sich die Last der nüchternen Stunden lohnte. Seit Monika ihn zuweilen nach dem zweiten Läuten in seinem kleinen Haus über der Rehwiese besucht hatte, seit ein süßes und simples Geheimnis Lehrer und Schülerin verband, hatte „Odilienberg an sich" für Silberstedt an Bedeutung verloren. Mahr war nicht mehr so wichtig plötzlich. Monikas Spott über den „Bedeutenden" entspannte leicht allen Ärger, Hannes Müller war ihm gleichgültiger geworden, die Menge der Schüler hatte er kaum mehr gesehen. Nur noch

Monika sah er in diesen Wochen. Das schmale blonde Köpfchen. Die blauen Turnhosen. Die glatte weiße Haut. Die kühlsten Arme der Welt.

Das alles war nun wieder vorbei. Auf immer. Tor — daß er geglaubt, Glück könne bei ihm bleiben. Glück auf die Dauer gäbe es für einen, wie er war! Nur um ihm zu zeigen, wie leicht, heiter und beschwingt das Leben sein konnte, wie eingebildet sein Kampf und Krampf, wie unwichtig seine Schmerzen gegenüber der großen Lust am Dasein — nur darum hatte ihm das Schicksal die klare kühle Monika ein paar Wochen lang geliehen. Monika Gräfin Schweidnitz ... Nun wohnte sie in einem Schloß mit achtundzwanzig Zimmern, hatte tagsüber Zofen und Diener um sich und lag nachts bei dem dicken Herrn mit der Nackenquetschfalte. Monika. Sie war ein Abweichen von seiner Lebenslinie gewesen, das sich unfehlbar rächte durch neue Einsamkeit und unrettbare Verzweiflung.

Silberstedt fror. Er kämpfte mit einer Erkältung, einer Art Grippe, die Glieder waren ihm schwer wie Blei, der Kopf glühte. Aber das war das wenigste. Dieses Grau-in-Grau vor den Fenstern machte ihn fast irrsinnig. Es gab doch keine Natur für ihn, er hatte sie doch geleugnet und beschimpft in einer frohen und freien Stunde, damals, als er mit Erhard zur Falkenburg durch den blauen Sommerabend fuhr — nun empfand er die Verleugnete quälend und peinigend wie noch nie. Keine Sonne seit Wochen. Kein Stück blauer Himmel. Um zehn wurde es ein wenig Tag, um drei Uhr brannten von neuem die Lampen. Silberstedt hatte das Gefühl, mit dem Kopf nach unten in einem nassen Sack zu stecken. Er verstand nicht, daß es noch Leute gab, die lachten und froh waren. Er begriff nicht die ausgezeichnete Stimmung in der Schule, es ekelte ihn, mit Menschen zusammen zu sein, denn er fühlte, sen-

sibel wie er war, daß alles still und eisig wurde, kaum trat er auf.

Dabei pflegte das Odilienberger Leben gerade in diesen grauen Wochen, wo man sich ganz auf Haus und Stube beschränken mußte, reich an alten und guten Annehmlichkeiten zu sein. Den Advent hatte man von jeher vernünftigerweise in Odilienberg etwas vorverlegt, auf die scheußliche Übergangszeit, denn im Dezember brauchte man ihn hier oben nicht mehr, da war alles eingeschneit, Skilauf, Bob und Rodel, und um die Mitte des Monats stürmische Abreise in die Weihnachtsferien verhinderten Besinnung und stilles Feiern. Aber im November pflegte man die alten Bräuche.

Von Beginn der Regenzeit an arbeiteten die Kameradschaften eifrig und heimlich an gewaltigen Gebilden aus Tannenzeug, die, mit weißen Lichtern besteckt, an einem bestimmten Tag an der Decke des Speisesaales über den Kameradschaftstischen aufgehängt und angezündet wurden. Die Odilienberger beschränkten sich dabei natürlich nicht auf simple Kränze; rührige Kameradschaften erfanden weit originellere Formen. Herr Husmann beispielsweise ließ im Bauhausstil aus lauter grünen Tannenzweigen ein Monstrum anfertigen, das als „kubischer Rauchverzehrer" anzusprechen war; andere, so Herr Morgeneier mit den Seinen, brachten ein riesiges Wikinger-Schiff angeschleppt, das erleuchtete Kabinen sowie Backbord- und Steuerbordlichter besaß. Über dem Mahr-Müller-Tisch schwebte ein weitgespanntes Dornier-Wasserflugzeug. Die Arbeit an diesen Dingen nahm die Freizeit vieler Regentage so sehr in Anspruch, daß niemand mehr an Regen dachte.

Die Vorbereitung zu dem Weihnachtsmärchen der Kleinen war eine sehr wichtige Angelegenheit. Der Märchenprinz freilich fehlte in diesem Jahr, der große, schöne und goldblonde Märchenprinz, der zwischen der laut agieren-

den Schar der Kleinen fast nichts zu sagen hatte, nur aussah und lächelte. Es war Olafs einzige aktive Beteiligung an Odilienbergs Festen in jedem Jahr gewesen, daß er, ganz in weiße Seide gekleidet, sich hold lächelnd aus allen schlimmen Abenteuern im Laufe dreier Stunden erretten ließ und zum Schluß irgend eine kleine Quartaner-Prinzessin wachküßte, um sich ihr in bleibender Liebe zu verbinden. In diesem Jahr kürte man Erhard Vischer für diese Rolle. Fräulein Gutgesind, der es seit Jahren oblag, das Weihnachtsmärchen der Kleinen einzustudieren, und die in jedem Herbst zitterte, man könne ihr diese Aufgabe wieder abnehmen, bat in der höflichsten Weise „Herrn Erhard" um die Gefälligkeit, bei den Kleinen als leuchtender Prinz zu fungieren.

Erhard sah sich die Rolle an, es waren tatsächlich kaum fünfzig Worte Text zu lernen, die Proben versprachen reichlichen Dispens vom Unterricht, und die weißseidenen Eskarpins mußten nicht übel stehen. Auch lockte das Zusammensein mit dem kleinen Gesindel in diesen trübseligen Tagen und in all der miesen Unentschiedenheit. Erhard sagte ja und wußte schon, daß die Sache ausgehen würde, wie er immer vorausgesehen hatte: „Herr Erhard" landete unter Fräulein Gutgesinds Fittichen endgültig bei den Kleinen und würde als Vertrauter des späten Mädchens dem Spott der Odilienberger dienen . . .

Am schönsten, reinsten und stillsten von allen Bräuchen dieser Voradventswochen aber waren die Kaminabende. Auch sie gingen, wie alles dies, auf Mahr zurück. Ein- oder zweimal in jeder Woche wurde aus dem Speisesaal alles, was nicht niet- und nagelfest war, entfernt und im großen Kamin in der Ecke ein Holzfeuer aus gewaltigen Buchenblöcken errichtet und gespeist. Um halb neun, nach dem Abendbrot, begann die Sache. Man lagerte auf Decken und Kissen zu ebener Erde, das Feuer brannte und wärmte, loderte und knackte, es gab Tee und Weih-

nachtsgebäck, vor allem aber war „Lautredeverbot", es durfte nur geschwiegen oder geflüstert werden, kaum erhob einer ein wenig die Stimme, ging gleich ein großes Psst durch den Saal. Zuweilen klimperte jemand auf der Gitarre ein Weihnachtslied: „Es ist ein Ros' entsprungen" oder „Maria übern Berg hinging". Alles lallte und summte ein wenig mit und duselte still vor sich hin. Später las Silberstedt irgend eine langweilige und uninteressante Geschichte vor — nur ja nichts Weihnachtliches! —, bei der man nicht zuzuhören brauchte, sondern an sich, an Zuhause, an den brennenden Christbaum denken konnte. Je mehr es draußen goß und stürmte, um so heimlicher war es hier am Feuer. Die Jungen und Mädel lagen eng beieinander, es kam nicht so sehr darauf an — alles war in schönster Ordnung, eine gute, warme, vertraute helle Welt.

Nur mit Silberstedt war es an diesen Kaminabenden ganz und gar nicht in Ordnung. Er sah die Freude, Heiterkeit und stille Weihnachtsseligkeit der Jugend, die es sich nicht wegerziehen ließ, einmal im Jahr sentimental zu sein und etwas fürs Gemüt zu tun, er las pflichtgemäß und üblicherweise eine Geschichte vor, aber er fühlte selbst, daß er meist das Falsche auswählte und daß niemand bei der Sache war. Er glaubte zu wissen — vielleicht war es nur Ausfluß seiner allgemeinen Stimmung —, daß man ihn nach Möglichkeit überging und beiseite schob. Undeutlich und doppelt kränkend ließ man ihn merken, daß es vor Weihnachten genau so gut auch ohne ihn ging. Er war zwar nötig, Stundenpläne aufzustellen, Prospekte zu versenden und Schreibmaschinen zu bestellen — aber durchaus überflüssig, so schien es ihm, bei diesen besinnlichen und rührenden Feiern der deutschen Seele ...

Mahr schwieg noch immer.

Erhard probte zuweilen nachmittags das kindische Märchen unter Fräulein Gutgesinds aufgeregter Regie, aber er dachte dabei mehr an Mahr als an seine prinzlichen Schicksale. Ein Märchenprinz in nicht mehr neuen Cordsamthosen und in verblichenem, an den Ellbogen von Mirjam auffällig gestopftem Pullover — das war ohnehin eine ziemlich trostlose Sache. Er hatte sich Theaterspielen nicht entfernt so mühevoll gedacht. Wieviel umständliche Vorbereitungen, wieviel Genauigkeit und Langeweile, ehe er bei Lampenlicht am Abend aus weißer Seide würde lächeln dürfen! Als ihn Fräulein Gutgesind mit lebhaftem Händeringen und fast unter Kniefällen bat, noch einmal und noch ein einziges Mal die große Ensemblestelle im Schlußbild zu probieren, wo Erhard nichts anderes zu sagen hatte als:

„Ha, wo bin ich?
Welch süßes Tönen
Dringet an mein Ohr —?"

da hätte er ihr beinahe die ganze Rolle hingeschmissen und sich in die Wälder verzogen, wo wenigstens kein „süßes Tönen" war, sondern Sturm, Regen und Dreck.

Mahr lief in diesen Wäldern jeden Nachmittag von zwei bis fünf herum. Das Wetter störte ihn nicht, im Gegenteil, es war „sein" Wetter, im Grunde liebte er die Sturmzeit im November mehr als alles andere. Er ging jetzt ganz allein, auch Hannes Müller begleitete ihn nicht mehr. Es hieß, er ginge täglich zu Olafs Grab im Walde. Einige behaupteten, er säße dort jeden Nachmittag eine halbe Stunde lang auf einem Stein und starre auf den Hügel. Aber niemand interessierte sich dafür.

Eines Nachmittags — Nebel lag über den Wiesen, der Regen hatte nachgelassen, und es war kälter geworden —

stand Mahr plötzlich vor Erhard im oberen Scheunengang.

„Wollen Sie mitkommen, Vischer?"

Erhard nickte stumm.

„Holen Sie sich Ihr Lumberjack."

Erhard raste in sein Zimmer. Flaps lag auf der Matratze und schmökerte.

„Ich gehe mit Mahr spazieren!" jubelte Erhard und riß an der Schranktür.

„Mein' Segen haste."

Schon war Erhard wieder draußen. Mahrs Schritte klapperten auf der Treppe. An der Windfangtür unten holte er ihn ein.

Sie gingen nebeneinander über den Hof. Das war unwahrscheinlich, sehr unfaßbar für Erhard, aber nun nicht mehr zu leugnen: er ging mit Mahr über den Hof. Schüler kamen vorbei und grüßten. Erhard grüßte zurück. Doktor Morgeneier kam und wünschte einen sächsischen „gutten Dooch". Mahr wiederholte mit kalter Stimme, genau im gleichen Tonfall: „Gutten Dooch". Es klang sehr komisch, da Mahr es natürlich nicht ganz so gut brachte wie Herr Morgeneier. Erhard hätte es früher roh und häßlich gefunden: jetzt, weil er zu Mahr gehörte, war es durchaus zu billigen ...

„Wohin gehen wir?" fragte Mahr. „Vielleicht hier."

Erhard hatte es vorher gewußt. Horizont—Ellen-Key-Platz—Olaf. Mahrs täglicher Weg.

Auf dem Horizont sprang Sturm gegen sie an. Mahrs Mantel wehte. Erhard zog die blaue Jacke über und schloß den Reißverschluß. Der Himmel war grau verhängt, schwarze Wolkenfetzen jagten hart über den Wipfeln der Tannen hin, die Luft war kalt, scharf, salziger noch als sonst.

„Wir bekommen Schnee", sagte Mahr.

„Herrlich!"

„Finden Sie dies Wetter nicht auch ganz schön —?"

„Doch — jedes Wetter ist schön."

„Ein großes Wort, Vischer . . .", lächelte Mahr. „Wenn Sie es wirklich so meinen, kann man Ihnen gratulieren. Dann sind Sie gefeit gegen Schwankungen des Gemüts."

Sie schritten schnell aus. Mahr trug die blaue Odilienberger Mütze und einen dicken Eichenstock mit eiserner Zwinge, den er bei jedem Schritt fest in die Erde stieß. Sein Blick ging ruhig und grau in die graue Weite ringsum.

Erhards Herz klopfte; er hatte Magenschmerzen wie vor einem Extemporale bei Herrn Linkertmayer vor undenklichen Zeiten . . . Diese Angst war kindisch und einfältig, er wußte es, aber er vermochte nichst dagegen zu tun. Er konnte kaum antworten, während Mahr ihn dies und jenes fragte, ohne Ziel und Absicht, aber doch offenbar unentwegt sondierend.

Als der Wald sie aufnahm, schwieg Mahr. Sie gingen jetzt hintereinander auf schmalem Pfad zwischen nassen jungen Fichten. Mahr hatte mit einer vagen Geste Erhard vorausgehen lassen. Zuweilen blieb Mahr stehen, sah sich die jungen Bäume an, prüfte den Kalkanstrich an den zarten Spitzen, lockerte mit der Stockzwinge die Erde, trat mit dem Fuß das abgestorbene Gras des Sommers an den Wurzeln fest, um die Pflanzen vor der Kälte zu schützen. Dann blieb auch Erhard stehen und mußte ihm untätig zusehen. S e i n Wald, dachte Erhard, da läßt er keinen ran. — Plötzlich, als sie weitergingen, hörte er Mahrs Stimme hinter sich seltsam verhüllt und belegt:

„Sie — lieben also dieses Odilienberg, Vischer?"

Erhard wandte sich um, beinahe wäre er gestolpert. „Sehr. Trotz allem."

„Warum trotz allem?"

„Ich hatte es bisher nicht leicht hier."

„Wieso?"

Der Weg weitete sich. Mahr sprang zu ihm vor, sie schritten nebeneinander.

„Ach Gott, verschiedenes ..."

Mahr fragte nicht weiter. Eigentlich wäre Erhard froh gewesen, wenn er gefragt hätte. Er mußte sich also entschließen, selbst zu reden.

„Ich kam mit Mirjam her ..."

„Ihrer Freundin?"

„Wir hatten uns sehr gern."

„Hatten —?"

„Eigentlich noch. Aber sie ist nicht mehr so mit mir wie früher. Weiß nicht, was los ist. Vielleicht sollten wir uns eine Weile gar nicht sehen. Man läuft hier zuviel umeinander herum. Man redet sich aus. Außer Küssen können wir eigentlich nichts mehr miteinander anfangen."

„Immerhin."

Mahr lachte blechern auf.

„Aber das ist ja nicht das Wichtigste. Schlimmer ist dies ewige Pech mit der Kameradschaft. Anfangs wußte ich gar nicht, wohin."

„Darum gingen Sie zu Silberstedt." Mahrs Augen blitzten.

„Nein. Nicht darum", sagte Erhard mit fester Stimme. Seine ganze Angst und Unsicherheit waren nun auf einmal vorbei, seit Mahr ihn angriff.

„Sondern?"

„Ihretwegen, Herr Doktor!" Erhards Hände verkrampften sich in den kleinen Schrägtaschen der Jacke.

„Meinetwegen? Um mich zu erfreuen? Sehr originell."

„Aus Trotz", sagte Erhard. „Sie sahen mich nicht. Wochenlang wartete ich. Solange es ging, bis ich eine Kameradschaft wählen mußte. Sie sahen mich nicht. Wir sind ja alle Luft für Sie." („Mit Spucke" ließ er weg, obwohl es ihm schwerfiel.)

Mahr blieb stehen. Er sah Erhard an. Von oben bis

unten. Jetzt schickt er mich nach Haus, durchzuckte es Erhard. Nun ist's zu Ende. Das braucht der sich doch nicht sagen zu lassen von so einem Nichts . . .

„Vischer — warum reden Sie diesen Unsinn nach?" Mahrs Stimme klang weich, der grauverschleierte Blick lag still auf Erhards Gesicht. „Vielleicht hätte ich guten Grund, das Gegenteil zu behaupten —!"

Sie gingen weiter, wieder quer durch Wald, weglos, zuweilen trennte sie dichtes Unterholz.

„Sie hätten ja auch zu mir kommen können. Ich dränge mich niemandem auf. Glauben Sie, ich gehe auf Seelenfang? Meine Freunde sind noch alle von selbst zu mir gekommen."

Erhard schwieg. Dann sagte er, ohne es eigentlich sagen zu wollen: „Nun bin ich ja da."

Mahr lachte hell auf.

„Man hat nämlich nicht leicht den Mut. Sie wirken nicht sehr ermutigend."

„Das könnte schon sein . . ."

„Und dann sieht es bei den anderen auch immer wie Kriecherei aus."

„Die anderen —? Kümmern Sie sich den Teufel um die anderen!"

„Leicht gesagt."

„Noch leichter getan."

„Ich bin kein Held."

„Vielleicht."

„Vielleicht nicht — oder vielleicht doch?"

„Vielleicht doch. Jedenfalls machen Sie sich's schwer."

„Daß Sie mich gräßlich überschätzen, ist mir überhaupt klar."

„Woher wissen Sie, daß ich Sie schätze? Wer spricht von überschätzen?" Mahrs Stimme senkte sich. „Sie sind ein Mensch, das ist schon was. Sehen Sie sich die anderen an — lauter Leute."

„Und Flaps?"

„Ein wohlgeratenes kleines Tier. Ein gutes Exemplar. Sehr erfreulich also." Mahr zögerte und sah Erhard an, als überlege er, wieviel er ihm sagen könne. Dann sagte er es doch. „Aber man spürt neben ihm vermutlich die Einsamkeit auf die Dauer doppelt. Überall, wo nur ein Schönes, Ganzes uns ergreift ohne den Geist, wo nur in einem Leib sich Gott uns offenbart, sind wir Geistigen auf die Dauer verraten und verkauft. Das werden Sie nicht verstehen. Gott sei Dank, Sie brauchen es noch nicht zu verstehen, Vischer. —"

Hochmuts-Mahr, denkt Erhard. Das werde ich ihm austreiben, später — mit der Zeit. Natürlich verstehe ich, was er meint. Er muß mich für furchtbar dumm halten. Erhard fühlte sich im Vormarsch. Es war wie ein Rausch in ihm.

„Sie sind sehr streng, Herr Doktor."

„Natürlich."

„Auch wenn Sie lieben —?"

Mahrs Blick zuckte über ihn weg.

„Das könnte Ihnen so passen, mich einzukreisen ... Erst recht streng — natürlich! Haben Sie etwa nicht den Eindruck?"

„Nein."

Mahr ging schweigend einen gewellten Wiesenanhang abwärts, fernem Waldrand zu. Plötzlich hob er den Arm schräg, wie befragend, zur Seite. Erhard sah, daß seine Hand zitterte.

„Sollte ich ihn anbinden — Vischer? Sagen Sie es selbst? Kann man halten, was von einem wegstrebt? Nie — nie!"

Seine Stimme klang, als ginge ein Riß mitten durch sie hindurch. Erhard erschrak bis ins Herz. Das hatte er nicht gewollt! Aber Mahr sprach schon weiter.

„Haben Sie ihn gekannt?"

„Flüchtig."

„Er wäre zu uns zurückgekommen, für immer. Er ist ja auch noch zurückgekommen. Das andere war ja nur Nebensache, Spielerei, ein Lockruf. So was reizt einen Jungen. Man kann das verstehen . . .“

„S i e haben doch keine Schuld —!“

„Natürlich habe ich schuld. Alleinschuld. Ich gab ihm nicht genug. Was er braucht, konnte ich ihm nicht geben, und was ich ihm hätte geben können — das brauchte der doch nicht! Sehen Sie, das war es! Ich füllte ihn nicht aus. So ist es immer, wenn man älter wird. Wenn ich sein Leben ganz und gar ausgefüllt hätte, wäre er nie mit dem anderen gegangen. Aber was soll ich tun? Ich kann mir doch keinen La Salle kaufen und noch chauffieren lernen. Ich habe kein Geld, keinen Autoverstand. Ich bin aus einer anderen Zeit.“

Erhard sah Mahr an. Er liebte ihn in diesem Augenblick mehr, als er es jemals für möglich gehalten hatte.

„Sie sehen ihm ähnlich. Sie — sind ihm ähnlich. Nur gesünder, vitaler. Sie müssen verstehen, Vischer, daß ich zögere . . .“ Mahr suchte nach Worten, zum erstenmal sprach er nicht sofort weiter. „Ihr Brief sagte mir nichts Neues. Sie dürfen mich nicht für so ganz blind halten. Ich weiß seit einiger Zeit, daß Sie einsam sind, daß Sie es nicht leicht haben. Auch daß Sie zu mir wollten, sah ich. Aber kann ich Ihnen denn helfen? Bin ich der Rechte für Sie? Gewiß nicht.“

Erhard antwortete nicht. Seine Kehle war zugeschnürt.

„Wären Sie doch schon im Sommer zu mir gekommen! Da war noch Leben um mich, Lachen, Heiterkeit.“

„Es kann alles wieder so werden —!“ Erhard stieß es atemlos heraus. Mahr achtete nicht darauf.

„Olaf und Peter — das wäre die rechte Gesellschaft für Sie gewesen, nicht ich. Aber damals bewarb sich ja Herr Silberstedt um Sie. Ich pflege nicht mit Kollegen zu konkurrieren. Was kann ich Ihnen sein? Sagen Sie es selbst!

Sie brauchen frische, lebendige Menschen. Ich bin doch eigentlich überhaupt kein Mensch mehr. Eher so ein Waldwesen, Rübezahl, Steppenwolf, schleichender Tiger ..."

„Herr Doktor ...!"

„Geben Sie sich keine Mühe, Vischer. Lassen wir es. Sie kommen zwanzig oder zehn, vielleicht nur drei Jahre zu spät. Alles hat seine Zeit. Ich schrecke tatsächlich vor der Verantwortung zurück ..."

„Ich bitte Sie ..."

„Seien Sie vernünftig! Es ist eine ungeheure Verantwortung, Vischer — ich habe diese Verantwortung oft genug in meinem Leben lachend auf mich genommen. Ich habe das Recht, endlich einmal feige zu sein. Wenn ein junger Mensch wie Sie, der stets das Ganze will und nie den Teil, den Freund seiner Jugend sucht und fordert — es ist nicht anders als zehn oder zwanzig Jahre später die Ehe mit einer Frau. Vielleicht noch ein wenig schwieriger, entscheidender und — heiliger."

Das letzte Wort sagte Mahr sehr leise.

Erhard blieb stehen. Auch Mahr stockte. Erhard war jetzt bleich, über der weißen Stirn lagen dicke Querfalten, seine Augen hatten einen fiebrigen Glanz, den Mahr noch nicht an ihm kannte.

Erhard befiel nach Mahrs letzten Worten eine unsinnige Erregung. Zum erstenmal erkannte er, daß Mahr sehr genau wußte, worum es ihm ging. Um das Ganze, nicht um den Teil. Um Jahre, um ein Leben vielleicht, nicht nur um Odilienberger Wochen oder Monate. Immer noch bisher hatte er geglaubt und fast gehofft, Mahr ahne hiervon nichts. Aber er wußte alles.

„Ja!!" schrie er jetzt, die Hände sausten geballt durch die Luft auf und ab, und die schmale Gestalt in der verwaschenen blauen Jacke zitterte. „Ja — ich suche und fordere Sie, weil ich weiß, daß es so sein muß! Wir gehören zueinander, so dumm es klingt. Sie brauchen mich, und

ich brauche Sie. Fühlen Sie das denn nicht — wie nötig wir einander sind? Reden Sie doch nicht lange hin und her! Das ist ja nicht mehr zum Aushalten! Seit einem Jahr fast geht jetzt diese Quälerei!"

Er mußte sich abwenden. Er war völlig haltlos. Aber er schämte sich nicht. Es war ein süßes und berauschendes Gefühl, diese Unbeherrschtheit, nach all der grenzenlosen Beherrschung.

Mahr sah auf den schmalen zuckenden Rücken in der blauen Jacke, auf diesen noch schmalen und kindlichen Halsansatz, in dessen Mitte die Haare, dünn wie der Flaum eines jungen Vogels, sich begegneten.

Mahr lächelte.

Vielleicht war es Verlegenheit angesichts des Ausbruches. Vielleicht Triumph. Noch einmal einer, der ihm verfallen war, mit g a n z e r Seele. So mußte es sein. So begann alles Große. Er kannte das. Da gab es keinen Irrtum. Gut meinte es das Schicksal, gut, gut. Noch immer kam sein Leben aus Gott.

Sie gingen weiter. Keiner sprach.

Mahr legte fest seinen Arm um die Schulter des Jungen.

Als sie das kurze Waldstück durchschritten hatten und auf die Lichtung hinaustraten, wo grau und kahl der Grabhügel Olafs, bedeckt mit schwarzen Schiefern, lag, sagte Mahr, als wäre alles vorher nie gewesen:

„Du könntest morgen die Maße nehmen, Erhard. Ich will nun doch bald in Weimar die Marmorplatte bestellen."

„Du bist nicht für die schwarzen Schiefer?" Erhards Stimme zitterte.

„Sie lassen zu viel Nässe durch. Der Hügel senkt sich schon — siehst du?"

Tags darauf begann es zu schneien. Der Sturm ließ nach. Langsam, gleichmäßig und unentwegt fielen die Flocken.

Drei Tage und drei Nächte tat es nichts als schneien. Hell wurde es überhaupt nicht mehr, auch beim Mittagessen brannte man Licht. Auf dem Hof mußten morgens und abends Gänge geschippt werden, quer über den ganzen Hof, und dann noch ein Gang zu Silberstedts abgelegenem Haus über der Rehwiese. Rechts und links der Gänge türmten sich die Schneeberge. Aber immer noch hörte es nicht auf zu schneien. Post kam schon seit zwei Tagen nicht mehr, die Straße bei Gernsgereuth war so verweht, daß kein Fahrzeug mehr durchkam. Auch Mahr mußte seine täglichen Spaziergänge einstellen. Im Wald lagen schon anderthalb Meter.

Am vierten Tag, als man morgens erwachte, war der Himmel klar, matt blitzten die Sterne, im Osten lag quer über dem ganzen Horizont ein milchig-heller Schein. Das sollte die Sonne werden. Die Sonne. Man glaubte kaum mehr daran. Nach acht Uhr kam sie dann, strahlend, flach und gelb wie ein Eierkuchen, über Lehrer Schimmelpfengs Haus am Dorfende hoch. Die Luft war jetzt klar und still. So restlos still war es in der Welt, daß man kaum zu atmen wagte; als ob alles Sammethandschuhe anhätte und Gummiwände die Dinge umkleideten. Wenn eine Tür zuschlug, gab es keinen Knall, sondern nur ein leises Gluck. Zog einer auf „Südwest" die Wasserleitung, so brauste und sauste es nicht wie sonst, sondern machte nur eine Weile Ksss, dann war es wieder so still wie vorher.

Natürlich war „Skieinrichtung". Die Schule fiel aus. Von acht bis neun hatte man Zeit, die Skier in Ordnung zu bringen. Um neun stand alles auf den Brettern in der hellen Sonne im Hof. Die Küche schimpfte, weil der Proviant zu spät angesagt war, und einige Kleine, die zum

erstenmal die langen Hölzer unter sich hatten, machten große ängstliche Augen. Für sie gab es die „Schleimwiese", ein sanft fallendes, glattes Gelände bei Gernsgereuth, wo sie unter Anleitung einiger baumlanger Großer als „Urschleim" sich langsam auf die „Tierprüfung" vorbereiten konnten. Daß sie jemals „Mensch" oder gar „Gott" werden, das heißt Telemark, Christiania und Sprungschanze beherrschen würden — daran wagten sie noch gar nicht zu denken.

Als man eben in langem, laut lärmendem Zug die steile Dorfstraße hochsteigen wollte — Herr Morgeneier fiel dabei mehrmals hin und sagte jedesmal: „Lassen Se nur gut sein, das mocht mir gar nischt" —, kam ein Schlitten laut klingelnd und überhaupt sehr eifrig mit zwei schnaubenden Rossen den Odilienbergern von der Waldecke her entgegen. Alles mußte schleunigst in den tiefen, ungebahnten Schnee ausweichen, man schimpfte, lachte, schrie, sprang über die Schneemauern ins Weiche, Bodenlose. Im Schlitten saß eine junge Dame. Allein. Sehr lässig in einem tollen Pelz, Persianer, mit einer kleinen Lederkappe auf dem Kopf. Die Dame winkte und lachte schon von weitem, ließ mitten in der steilen Abfahrt halten, der Kutscher fluchte, die Dame sprang heraus und fiel Silberstedt und Sergej, die völlig erstarrt waren über den Anblick, direkt in die Arme. Es war Monika Gräfin Schweidnitz, geborene v. Tremplin.

Sie gab zunächst Sibbi vor allen Leuten einen Kuß; dann auch Sergej, der große Augen machte und mit der Hand über den weichen Persianer hinstrich.

Alles umringte Monika; man stürzte sich mit Fragen auf sie. Wo sie herkomme, wie lange sie bleibe, wie es ihr gehe? Als sie den rechten Wildlederhandschuh auszog — wozu eigentlich, mitten auf der Straße, bei diesem Frost? —, sahen einige Mädchen, vor allem Mirjam, die neben ihr stand, daß ihre Finger ringlos waren.

Die Skieinrichtung ging weiter. Die lange Kette der Läufer verschwand in den Wäldern. Nur Silberstedt und Sergej brachten Monika zum Gästezimmer im Krankenhaus. Silberstedt vermochte kaum zu sprechen.

Mirjam sorgte für Frühstück: Kaffee, Eier, Wurst; Monika war wohl als Gast, nicht als Schülerin zu behandeln, man durfte ihr nicht mit Haferschleim, Kakao und Marmelade kommen. Monika warf sich, kaum war sie allein mit Sibbi und Sergej, flach aufs Bett, breitete weit die Arme und lachte, lachte, daß die Wände dröhnten.

„Gott sei Dank!" sagte sie und konnte vor Glück und Gelächter kaum reden. „Jetzt bin ich wieder bei euch ... Kinder, Kinder, bin ich froh! Hach — Sibbi, Sibbi, ich hab ihn wieder los! Kurze Herrlichkeit — was? Er war ohne Kraft. Restlos. Alles andere erledigt mein Anwalt."

Sergej verstand zu seinem Kummer nicht, was eigentlich los war, und wollte doch auch nicht gleich zu genau fragen. Aber er konnte sich ungefähr denken, was Monika an dem Grafen nicht genügt hatte.

Monika traf keinerlei Anstalten, Odilienberg wieder zu verlassen. Sie zog den Persianer aus, blaue Skihosen und einen weißen Sportsweater an, mischte sich unter die Schüler und sah mit ihren schmalen Hüften und dem kurzgeschnittenen Haar jetzt wieder genau wie ein Junge aus.

Bei Mahr machte sie in diesem Aufzug einen höflichen Antrittsbesuch. Mahr war überraschend liebenswürdig. Er behandelte sie durchaus als Gast und Dame, offenbar freute er sich tatsächlich über ihre Rückkehr aus der Welt nach Odilienberg. Häufig sprach er in der dritten Person per „Frau Gräfin", und Monika bekam nicht heraus, ob das ausschließlich Ironie war. Als Monika um die Genehmigung bat, in ein freies Zimmer des Mädchenhauses übersiedeln zu dürfen, gab Mahr sofort telephonisch der Haus-

dame Anweisung, das Zimmer für die Frau Gräfin richten zu lassen ...

Inzwischen waren mit dem scheußlichen Opel von Fleischer Rudloff, der sogar den tiefen Schnee nicht scheute, drei gewaltige Koffer angekommen, peinlich neue Koffer, alle mit M. v. S. und der neunzackigen Krone bemalt, aus denen allerlei hübsche Dinge ans Licht stiegen; kaum Kleider, denn Monika trug ja doch nur die Skihosen, vor allem Kissen, kleine Hunde aus Samt in allen Größen und Farben mit rührend verdrehten Augen, Puppen mit viel zu kleinem Oberkörper und langen, weichen Beinen, ein Teeservice für zwölf Personen, ein Grammophonkoffer, eine Mokkamaschine, Rauchverzehrer, Bügeleisen, sorgsam in Holzwolle und Pappschachteln verhüllte winzige Kakteen und ähnliche lebensnotwendige Dinge. Monika richtete sich häuslich ein. Von einem Sattler in Beerfelden, der nicht wußte, wie ihm geschah, ließ sie eine breite Couch und zwei Sessel anfertigen — für prominente Gäste, denn Monika pflegte eine ausgiebige Geselligkeit. Sie hatte erreicht, daß das Verbot für Jungens, nach neun Uhr das Mädchenhaus zu betreten, ihrem Zimmer nicht galt, worauf die Odilienberger Monikas Behausung „Freihafen" tauften. Mirjam wurde ihre „Palastdame", Sergej der „Kammerdiener". Zu den Gesellschaften im Freihafen, bei denen es für Inkonsequente auch Spirituosen gab, lud Monika wahllos ein, wer kommen wollte. Sie war nicht mehr Schülerin, brauchte nicht zwischen Silberstedts und Mahrs Scharen zu unterscheiden.

Auch Erhard wurde eingeladen und erschien. Er hatte nicht gehen wollen, aber Mahr wünschte es ausdrücklich. So saß er nun wieder zwischen Silberstedt und Mirjam, wie wenn das Wunder überhaupt nicht geschehen wäre. Er konnte jetzt heiter und frei mit ihnen sein wie nie vorher. Er wußte sich geborgen, er wußte, daß dies alles im Grunde unwichtig war, so unwichtig und nett und harmlos wie

alles, was fern von Mahr geschah, außerhalb des Zimmers mit den Bücherwänden, in den leeren Stunden, die zwischen jenen von Glück erfüllten lagen, da er in seiner Welt leben durfte...

Monika telephonierte täglich ein paarmal dringend mit ihrem Anwalt in Stettin. Es waren dauernd Termine am Landgericht. Der Graf sollte wenigstens ordentlich blechen. Der Graf wurde von den Grundstücksachverständigen, die Monikas Anwalt um Gutachten bemüht hatte, auf insgesamt viereinhalb Millionen geschätzt. Eine davon sollte als Abfindung in die Taschen von Monikas Skihosen fließen. Der Graf wehrte sich begreiflicherweise mit Händen und Füßen, bot zweihunderttausend als einmalige Abfindung und bewies in langweiligen Schriftsätzen die Notlage der Landwirtschaft. Monikas Anwalt, nicht uninteressiert an der Höhe des Objektes, griff schließlich zu plumperen Mitteln. Man drohte mit Skandal. Vater Tremplin, der sehr hereingefallen und sehr ärgerlich war, drohte mit offiziellen Schritten bei dem „Hinterpommerschen Reiterverband von 1868", in dem der schlechtverheilte Graf Erster Vorsitzender war, und bei dem Ehrenrat des „Kösener S. C.". Bald darauf war der Vergleich perfekt. Monika bekam die Hälfte des Geforderten bar auf die Hand, ein Rest von vierhunderttausend Mark wurde ihr in Gestalt des Vorwerkes „Krätzerhof" übereignet. Krätzerhof lag an der Ostseeküste, hatte zweitausend Morgen Wald, ein hübsches Herrenhaus, gute Weiden und einen breiten, unbesiedelten Sandstrand.

Die Sage von den „klotzigen Geldern" Monikas verbreitete sich schnell in Odilienberg. Man aß und trank nun unbedenklich im Freihafen und fühlte sich in den tiefen Sesseln zwischen den traurig blickenden Samtmöpsen und den weichgliedrigen Puppen höchst kaiserlich. Silberstedt mußte, obwohl selbst häufig Ehrengast, wohl oder übel schließlich einschreiten. Mehrmals hatten sich Spuren ab-

normen Alkoholgenusses im Treppenhaus gefunden. Schon war Mahrs Spott täglich zu erwarten. Seltsamerweise blieb er aus... Aber Monika versprach Silberstedt mit dem großen Ehrenwort, in Zukunft nur noch alkoholfreie Orgien zu veranstalten.

Wieder ging sie zu Mahr. Der Bedeutende empfing sie diesmal sogar zum Tee, den Erhard bereitete, während Flaps auf dem Sofa sich lümmelte und in einem geeigneten Augenblick Monika um fünf Mark anpumpte. Während des Tees stiftete Monika drei Schüler-Freistellen in Odilienberg, über deren Besetzung jeweils Mahr und der Aufsichtsrat beschließen sollten. Ferner versprach sie unaufgefordert, von Krätzerhof einen jugendfrischen Sarrasani-Ersatz kommen zu lassen, da das betagte Roß nun endgültig Anstalten traf, sich zu seinen Vätern zu versammeln. Auch machte Monika Andeutungen, daß sie sich noch in anderer Art dankbar erweisen wolle für die glücklichen Jahre in Odilienberg. Erhard war es, der leichthin meinte, eine Sporthalle auf dem Acker vor Schimmelpfengs Haus wäre nicht übel. Man könne dann auch bei schlechter Witterung Leichtathletik treiben, im Winter Tennis spielen, im Sommer Trockenskikurse für den Urschleim abhalten und überhaupt damit ordentlich Staat machen. Natürlich müsse der Bau das letzte an Vollkommenheit sein, technisch absolut einwandfrei, mit allen Schikanen der Neuzeit.

Monika bat seelenruhig um den Kostenvoranschlag des Projektes. Bis Fünfzigtausend würde sie gehen.

Dafür wäre es wohl zu machen, meinte Mahr. Das Grundstück gehöre ihnen schon, Zement und Holz seien in der Nähe, Eisen und Geräte bekäme man aus Jena.

Vormittags ging Monika meist in den Unterricht. Sie hätte auch wieder Schülerin werden, auch noch das Abitur machen können, aber dazu hatte sie keine rechte Lust, sie wollte „nur" bis zur Schneeschmelze hier bleiben und dann

mit dem wärmebedürftigen alten Tremplin nach Nizza fahren. Aber die Vormittage waren in Odilienberg lang und langweilig, da alles in der Schule saß. Deshalb erschien Monika häufig in ihrer alten Oberprima. Sie saß dann auf ihrem Stammplatz, den man ihr wieder eingeräumt hatte; wenn sie etwas wußte, hob sie die Hand, mehr sogar als früher. Sergej, der neben ihr saß, sagte ihr in Mathematik tüchtig vor, da sie natürlich viel versäumt und in den aufregenden Flitterwochen alles vergessen hatte, und wenn Silberstedt sie ein bißchen ärgern wollte, sagte er vom Katheder herab in seinem schneidenden Schulton:

„Frau Gräfin befinden sich im Irrtum. Der Winkel α beträgt fünfundvierzig Grad, keineswegs neunzig Grad. Ich sagte es vorhin schon. Man muß aufpassen in der Schule, Frau Gräfin ... Schule ist keine Spielerei. Wenn du dir das endlich merken willst, Monika."

Monika wurde tatsächlich rot, als ob sie's noch nötig hätte ... Die Klasse freute sich darüber und ließ ein befriedigtes, melodisches Grunzen, einen sogenannten kleinen „Brüller" steigen.

Hinter dem Spott verbarg sich bei Silberstedt anderes: Glück.

In einer wunderbaren Weise schien sich, seit die Dame im Schlitten angekommen, alles zu klären und zu vereinfachen. Wie war die Lage für Silberstedt noch kurz vorher verwickelt und aussichtslos gewesen! Ein Wunder, daß er nicht restlos zusammengebrochen war. Die Schreibmaschinen, das Mißtrauensvotum, Erhards Abfall, die Kündigung Dr. Müllers, die Mädchenturnhosen, die Zeitungskunde, dazu das Persönliche: Grippe, Wetter, Kälte, Schlaflosigkeit. Unfaßbar, daß ein einziger Mensch, die Nähe dieser schmalen, blonden, kühlen Frau, mit einem Schlag alles derart verändern konnte!

Die Sache mit den Schreibmaschinen erwies sich jetzt

als völlig unwichtig. Über fünfzig Eltern hatten ihr Einverständnis erklärt und den Betrag bezahlt, dem Rest teilte man in einem vornehm-kühlen Brief mit, die Angelegenheit habe sich erledigt, die Maschinen seien von der Schule angekauft worden und würden dem Schüler X leihweise während seiner Anwesenheit in Odilienberg zur Verfügung gestellt. Monika war es, die den Betrag für fünfzehn Maschinen durch ihre Bank an die Buchhaltung überweisen ließ. Damit waren die Schimpfenden zur Ruhe gebracht, man vergaß die Maschinen, die seit Beginn des Skilaufs ohnehin kaum mehr benutzt wurden ...

Das geplante und nur durch Mirjam verhinderte Mißtrauensvotum wurde von Monika mit einem ungeheuren Gelächter quittiert. Was da schon dabei sei! Ein Mißtrauensvotum! Natürlich wäre es von der Mehrheit glatt abgelehnt worden ... Das mußte auch Silberstedt einräumen — aber die Tatsache, daß überhaupt die Odilienberger an ein Mißtrauensvotum gegen ihn denken konnten! Wieder lachte Monika, setzte sich auf Sibbis Knie und verschränkte die Arme hinter seinem Hals. Als ob der Bedeutende nie Mißtrauensvoten erhalten hätte! Man lese seine Broschüre „Odilienberg", es gab Zeiten, da er überhaupt nur von Mißtrauensvoten gelebt hatte. Hat es ihm etwas geschadet? Keineswegs. Er sitzt nach wie vor in seinem Zimmer, ein rocher de bronce, unaustreibbar. Der kleine Sibbi solle doch nicht so gräßlich nervös und ängstlich sein ... Aber der Abfall Erhards! Silberstedt servierte Monika nach und nach alle Niederlagen des letzten Vierteljahres, Monika ergriff jede einzelne mit ihren spitzen kühlen Fingern, pustete daran, und alles war verflogen.

Zum Schluß blieb nur noch die Kündigung Dr. Müllers. Das fand Monika allerdings „ziemlich übel" von Sibbi, eine kleine Gemeinheit, die nicht hätte vorkommen dürfen, immerhin notdürftig entschuldbar mit der Schwierigkeit seiner Lage in Odilienberg.

„Es wäre nicht vorgekommen, wenn du mich nicht verlassen hättest." Silberstedt sagte es völlig hilflos, zog Monika zu sich heran und küßte sie.

„Bloß keine Rührung", sagte Monika. Sie hielt zwischen ihren Händen Silberstedts schmalen Kopf. „Wie winzig dieser Kopf ist, Sibbilein — und soviel drin ... Beim Grafen war's umgekehrt. Junge, Junge — hatte der 'ne Birne! Dreimal so groß und nur voll Blut und Wasser. Aber lassen wir ihn. Er ruhe in Frieden. Er war ein gutes, großes Tier."

„Immerhin dein Mann."

„Ich höre immer: Mann ..."

„Was tun wir mit Hannes Müller?" lenkte Silberstedt ab. „Er benimmt sich so unglaublich anständig zu mir. In knapp vier Wochen muß er gehen. Aber er wühlt nicht, hetzt nicht, verachtet mich nur."

„Natürlich nimmst du sofort die Kündigung zurück."

„— Und?"

„Kündigst selbst."

Monika sagte es, als wäre es das Einfachste von der Welt und längst ausgemachte Sache.

Silberstedt sprang auf. Monika schien verrückt geworden zu sein.

„Und ich —? Was wird mit mir?"

„Du gehst."

„Ich gehe —?"

„Natürlich. Hier wird es ja doch nichts mit dir ..."

„Und — und wohin ...? He — und du, du bleibst hier? Du befreundest dich mit dem Bedeutenden! Eine Sporthalle hast du ja schon gestiftet ...!" Silberstedt war bleich, alles Blut war aus seinem Gesicht gewichen.

„Die Sporthalle ist unsere Abschiedsgabe an Odilienberg", sagte Monika ernst; ihre Augen waren grau verschleiert.

„Du gehst also auch? Sehr gnädig. Wenigstens Solida-

rität! Monika, wozu kamst du hierher? Um mir d a s zu sagen? Mach ich mir's nicht schon schwer genug — allein?"

„Du brauchst Leute, die dir über reale Tatsachen die Augen öffnen, Sibbi. Es ist eine reale Tatsache, daß du langsam an Odilienberg kaputt gehst. Meine Aufgabe ist es, dir darüber die Augen zu öffnen."

„Ach, Monika — sie sind so gräßlich offen ... Wenn es einen Menschen gäbe, der sie zuweilen mir schließen würde ...!"

Monika sah Silberstedt prüfend an. War das Phrase, war es echt? Wenn man ihn ansah, konnte es einen jammern. Sie durfte nicht weiterhin so grausam mit ihm sein.

„Willst du jetzt einmal drauf hören, Sibbi, ohne einen Ton von dir zu geben, auf das, was ich dir sage ..." Sie schien unsicher und verwirrt, eine leichte Röte huschte über ihre Wangen. Silberstedt sah es und wunderte sich. Seit wann war Monika nicht Beherrscherin der Situation?

„Aber natürlich, Monika, warum nicht? Ich bitte dich nur, nicht abzubiegen." Er klapperte nervös mit den Fingern auf dem Tisch. „Ich bitte dich, mir hart und schonungslos, wie es dir ja nicht schwer fällt, alles zu sagen. Warum ich Odilienberg verlassen soll, ob du es für u n b e d i n g t nötig hältst, aus welchen Gründen, ob für immer, wann und wohin ich gehen soll, was aus mir wird, ob ich schuld bin oder wer sonst. Ich weiß im Augenblick überhaupt nichts mehr ... Du glaubst nicht, Monika, wie sehr ich am Ende bin ..."

Silberstedt ließ sich in einen von Monikas großen Sesseln fallen. Sein bleiches, kluges, gespanntes Gesicht sah ins Leere, als warte er von dort auf Antwort.

Monika kam mit dem feierlich komischen Schwebeschritt der Engel im Märchen durch das Zimmer auf Silberstedt zu und trat hinter seinen Stuhl. Langsam legte sie ihm die gefalteten Hände auf Stirn und Augen.

„Vom — Him — mel — hoch —
Da — komm — ich — her —"

sang Monika, es war nicht zu erkennen, ob sie spottete oder ob alles nur Verlegenheit und Angst vor dem Gefühl war.

„Achtung, Achtung, es folgt auf Welle siebenhundertfünfundfünfzig die Weihnachtsgeschichte vom Lehrer Silberstedt und der guten Waldfee."

„Muß das sein?" fragte Silberstedt nervös und zuckte mit dem Kopf.

„Halt den Mund! Jetzt geht's los!" Monika holte tief Atem. Mit einer leiernden und etwas törichten Stimme, wie sie Kindergärtnerinnen, die viel mit den lieben Kleinen umgehen, sich angewöhnen, begann sie:

„In einer dunklen und stürmischen Dezembernacht verirrte sich der kleine Lehrer Silberstedt im dichten Wald. Er wußte nicht mehr aus noch ein und war nahe am Verzweifeln. In seiner großen Angst und Verlassenheit setzte er sich auf einen Baumstumpf und begann zu weinen. Da trat die gute Fee aus dem Dunkel der Tannen zu ihm. Sie war ganz in glänzendes Silber gekleidet; dort, wo die Menschenkinder Arme haben, wuchsen ihr zwei prächtige weiße Flügel. Ihr Haar war aus purem Gold, und an den Füßen trug sie goldene Schuhchen ... Siehst du sie, Sibbi, die gute Fee —?"

Monika beugte sich zu Silberstedt hinab, der nervös auflachte.

„Natürlich sehe ich sie. Grauenhaft. Du bist mir lieber — in Turnhosen."

„Ei, Lehrer Silberstedt. Wartet's ab!"

„Ich warte ..."

„ ‚Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen', sagte die gute Fee."

„Auch das noch!" stöhnte Silberstedt.

„... und beugte sich zu dem Lehrer hinab. Und indem

sie ihn lange und innig auf den Mund küßte, damit er ihn nun endlich halte und ihre Worte nicht dauernd unterbreche, fuhr sie fort zu sprechen: ‚Lehrer Silberstedt — du dauerst uns. Du meinst es gut, und wenig gelingt dir. Du bist klug und fleißig und willst immer das Beste, aber du hast viel Pech. Du verschwendest deine Kraft, ohne Erfolg zu haben, denn du verschwendest deine Kraft an falscher Stelle. Nun bist du unsicher und traurig geworden und glaubst, wir hätten dich verlassen. Aber dem ist nicht so. Wir haben dich immer im Auge behalten, denn wir lieben dich, genau so, wie wir den bekannten Spatz auf dem bekannten Dach lieben, und wir lassen dich nicht von dem Dach herabfallen. Aber du bist eben wieder mal auf ganz falschem Weg, Lehrer Silberstedt. Du rackerst dich ab, daß es uns einfach jammern kann, denn es kommet nichts heraus dabei. Dieses Odilienberg, auf das unser Herr Teufel bereits seit längerem seinen Schwanz gelegt hat, ohne ihn bisher wieder hinwegzunehmen, wird dich noch vorzeitig zu uns eingehen lassen, und wir warnen dich. Worauf wartest du? Gehe hin und nimm deinen Stab, tritt die Erde und überschreite die Gebirge. Siehe, es kömmet die Ebene mit ihrem weichen Wind, mit den weiten Feldern, den großen Städten und mit Flüssen, an denen die Burgen stehen. Wandere dreien Tage und dreien Nächte, wir werden dir folgen und deine Schritte lenken. Und ehe es zum vierten Male Abend wird, wird ein Land zu deinen Füßen liegen, welches genannt ist: Hinterpommern. Hier halte inne und lasse den Blick schweifen nach Ost und nach West und in alle Winde. Dann aber mache dich abermals auf und wandre weiter gen Norden, von wo der salzige Wind kommet und das Rauschen des Meeres. Und wenn es tagt, knie nieder und küsse die Erde und lasse deine Hände durch die Gräser am Wegrand gleiten, denn siehe — dieses Land ist dein!‘ “

Silberstedt im Sessel zuckte zusammen — er wollte auf-

springen, aber Monikas starke Arme hielten ihn nieder.

„‚Denn siehe — dieses Land ist dein und deines Weibes Land. Alle Wälder und Wiesen, alle Äcker und alles Vieh, alle Ströme und Bäche und der Strand des Meeres mit seinem Getier, auch die Häuser und Ställe, die Scheunen und Schuppen, alles, so weit dein Auge reicht — es ist euer. Siehe, es sind zweitausend Morgen, und die Menschen nennen es Krätzerhof. Hier stoße deinen Stab in die Erde und ruhe deinen Fuß.‘ — Und der Lehrer tat, wie ihm geheißen. Er blieb in dem Lande Krätzerhof, das ihm und seinem Weibe eigen war und wo niemand den Knechten zu gebieten hatte denn er. Und er war ein guter Herr seinem Gesinde. Ein Weib aber stand ihm zur Seite, Monika genannt. In Treuen dienete sie ihm manches Jahr.“

Silberstedts zuckende Hände umschlossen Monikas Finger. Er stöhnte.

Monika sprach schnell weiter.

„Und ehe das Korn reifte, war der Leib des Weibes fruchtbar vom Samen des Mannes, und sie gebar ihm unter Schmerzen (mit der Zeit) einige kleine Silberstedte. Des freuete sich das edle Paar.“

Monika stockte. Vielleicht ging ihr der Atem aus. Vielleicht auch der Text. Silberstedt rührte sich nicht. Es war, als lausche er nach innen.

„Aber weil der Lehrer Silberstedt ein Lehrer war, litt es ihn nicht ohne zu Lehrende, und er gründete zusammen mit seinem Weibe Monika auf eigenem Grund in eigenem Hause eine Schule und nannte sie ‚Krätzerhof‘. Dort erblühte bald in Wald und Flur am Rande des ewigen Meeres ein schönes freies Leben zur Freude der Jugend, zur Freude seines Weibes und zu eigenem Glück und Stolz.“

Monika schwieg. Auch Silberstedt konnte nicht sprechen. Er saß aufrecht im Sessel, Monika stand immer noch hinter ihm.

„Einverstanden?“ flüsterte sie mit verhüllter, krampfhaft

harter Stimme und senkte ihren Mund auf Silberstedts Stirn.

Der griff mit zuckenden Händen blind ins Leere über sich.

Die Kunde von Silberstedts Verlobung durcheilte Odilienberg. Viele behaupteten, es schon immer geahnt zu haben. Mirjam und Sergej, die Vertrauten, erklärten die Sache für eine ziemliche Spießerei. Wozu heiraten — war das heute noch nötig — du lieber Himmel!

„Es ist schon wieder nötig", sagte Silberstedt, dessen Augen plötzlich still und klar geworden waren, und Monika meinte, das verstünden die Küken nicht, freie Liebe wäre schon längst überholt, letzte Mode und Gipfel des Fortschritts seien wieder staatliche Sanktion, kirchliche Trauung, absolute eheliche Treue bis zum Ableben beider Ehegatten ...

Da man mit Einladungen zu der Hochzeit großzügig umsprang und die Feier auf Anfang Januar ansetzte, um den Odilienberger Gästen die Teilnahme vor Schulbeginn zu ermöglichen, war alles mit der Monogamie und staatlich-kirchlichen Verankerung einverstanden, und man beriet die Speisenfolge.

Papa Tremplin trug das Unvermeidliche mit Würde. Monika hatte ihm telegraphiert:

> „Zweiter Startversuch Anfang Januar mit Silberstedt stop Hoffe diesmal von Land abzukommen stop Silberstedt absolut gesund stop Angenehme Umgangsformen stop Deine Einwilligung erwünscht."

Der alte Herr drahtete zurück, und man spürte, daß er apathisch geworden war, was Heiraten seiner Tochter Monika betraf:

„Gottes Segen mit Dir, mein armes Kind. Wir sind alle irrige Menschen. Sei vorsichtig und frage doch lieber den Arzt."

Mahr lächelte kaum, als Erhard mit der Neuigkeit in sein Zimmer stürmte.

„Schon?" fragte Mahr. „Ich hatte es erst für das Frühjahr erwartet. Wann geht er?"

„Er möchte gern schon vor Weihnachten gehen, Montag oder Dienstag nächster Woche, sagt Sergej. Aber wenn es gewünscht wird, bleibt er auch bis Ostern."

„Es wird nicht gewünscht." Mahrs Gesicht war steinern.

„Freust du dich —?" fragte Erhard und nahm Mahrs Hand.

„Freue ich mich —? Ich weiß nicht. Es kommt sehr plötzlich. Die beiden haben das Tempo unserer Zeit ..."

Am selben Tag noch lief das Gesuch Silberstedts an den Aufsichtsrat in Abschrift bei Mahr ein, worin Silberstedt bat, ihn „in Anbetracht seiner bevorstehenden Vermählung mit Monika Gräfin Schweidnitz, geborener v. Tremplin, unter Verzicht auf weitere Gehaltsansprüche am fünfzehnten Dezember zu entlassen", sich aber erbot, falls daraus irgendwelche Schwierigkeiten für das Odilienberger Gemeinschaftsleben entstünden, unter Einhaltung der gesetzlichen Kündigung bis Ostern nächsten Jahres in Odilienberg zu bleiben.

Auch der Aufsichtsrat brauchte nicht lange. Er wurde für das Wochenende einberufen, und nach einem Referat von Mahr und Hannes Müller wurde Silberstedt die erbetene vorzeitige Entlassung erteilt und zum stellvertretenden Leiter Dr. Hannes Müller bestellt. In einem vorsichtig redigierten Schreiben dankte der Aufsichtsrat Herrn Silberstedt „für die überaus wertvollen Dienste, die er der Freien Schule Odilienberg in aufopfernder Pflichterfüllung geleistet" hatte.

Als Monika es las, sagte sie lachend:

„Na also — Sibbi! Die sind gar nicht so. Die wissen dich plötzlich zu schätzen ...."

„Phrasen, alles Phrasen", lächelte Silberstedt müde und küßte Monika. „Ach, Kind — daß mir d a s jetzt gleichgültig sein kann!"

„Ganz, ganz gleichgültig, kleines Nervenbündel!"

Montag früh wollten „Silberstedts", wie sie nun in Odilienberg hießen, reisen. Auf Sonntag abend war als Abschiedsfeier für den scheidenden Leiter das Märchen der Kleinen angesetzt, das eigentlich erst acht Tage später, als Schlußfest vor den Ferien, fällig war. Man hatte auch einen Fackelzug für Silberstedt erwogen, aber dieser Plan war dann wieder fallengelassen worden. Bob hatte nicht mit Unrecht im Schülerausschuß geltend gemacht, es sei doch eigentlich eine seltsame Logik, zuerst gegen einen Lehrer ein Mißtrauensvotum und ein paar Wochen später, nachdem dieser Lehrer sich mit einer Schülerin, die noch dazu längst seine Freundin war, verlobt hatte, einen Fackelzug loslassen zu wollen ... Auch Erhard, den man als Peter-Wolff Ersatz neuerdings in den Ausschuß gewählt hatte, fand, es sei genug der Ehre, wenn man eine „Festvorstellung bei erleuchtetem Hause" gäbe, eher schlage er vor, die ganze Schule solle am Montag das hohe Paar auf Skiern nach Beerfelden geleiten; auf diese Weise schinde man einen ganzen Tag lang den Unterricht, habe eine hübsche Skitour und mache Silberstedt sowie Monika noch dazu eine Freude.

Silberstedts waren etwas geschwächt von den vielen Abschiedsfeiern und vom Packen der Koffer. Vor allem die zahllosen, traurig blickenden Möpse, weichgliedrigen Puppen und schonungsbedürftigen Kakteen hatten viel Kleinarbeit gemacht. Ein gutes Dutzend dieser Requisiten

verschenkte Monika zwar an Zurückbleibende, aber es blieb immer noch genug Stachliges, Unförmiges und Zerbrechliches zu bergen. Auch die Abschiedsfeiern in den einzelnen Buden waren ermüdend. Um überhaupt durchzukommen, absolvierte man täglich deren mehrere. Die Russen gaben unter Sergejs Führung ein eigenes großes Fest, bei dem der kleine Ilja, mit Wodka ein wenig beschwipst gemacht, überall herumgereicht und von den Mädchen, die mütterliche Gefühle bekamen, wie ein Baby abgeküßt wurde, worauf er zu weinen begann und nach Ivo Bernhardi verlangte. — Es war ein russisches Fest, und Silberstedts pädagogisches Gewissen war schwer beunruhigt von den Anfängen östlicher Entfesselung. So etwas würde es in Krätzerhof nicht geben dürfen... Es war selbstverständlich, daß die Russen der Kameradschaft Silberstedt, außer Sergej, der vor dem Abitur stand, ab Ostern nach Krätzerhof übersiedeln würden.

Am letzten Tag, am Sonntagmorgen — es war ein leuchtend stiller Wintertag mit ein paar Grad ruhiger Kälte —, ließen Silberstedts durch Erhard bei Mahr anfragen, ob sie sich erlauben dürften, Dr. Mahr einen Abschiedsbesuch zu machen. Für die Odilienberger bedeutete es eine unerwartete Sensation, daß Silberstedt bei Mahr zuguterletzt noch eine Audienz erbat. Das hatte man noch nicht erlebt, es ließ sich nur aus der völlig veränderten Lage erklären. Silberstedt hatte auch jetzt diesen Besuch vermeiden wollen, es schien ihm unnötig, sich in letzter Stunde noch zu exponieren, Mahr erwartete es nicht, man sprach sich ja täglich flüchtig und höflich über dienstliche Dinge, die es noch zu regeln galt — wozu also die Gefahr heraufbeschwören? Monika aber hatte darauf bestanden.

„Du ahnst gar nicht, w i e nett der Bedeutende sein kann, wenn man erst einmal bei ihm im Zimmer ist. Nur das Hineinkommen ist etwas schwierig. Du wirst staunen,

Sibbi — völlig verwandelt ist er. Außerdem müssen wir ihm doch noch unseren Vorschlag persönlich unterbreiten . . ."

„Er wird uns nicht empfangen, er denkt gar nicht daran. Zu deinem ‚Vorschlag' wird es schon nicht kommen. Außerdem bin ich überzeugt, daß er ihn mit einem höhnischen Lachen quittiert."

„Er wird uns empfangen, und er wird nicht lachen", sprach Monika langsam und seherisch.

Erhard kam mit dem Bescheid zurück, Dr. Mahr freue sich, „die Herrschaften" heute nachmittag um fünf zum Tee bei sich zu sehen. Erhard lachte stolz und verlegen über das glänzende Ergebnis seiner diplomatischen Mission — vielleicht sollte man später doch ins Auswärtige Amt gehen; viel schwieriger kann es auch nicht sein, als Botschafter in Washington mit China zu verhandeln . . . Monika ließ kühl und verhüllt, wie eine stark gerüstete Großmacht, erwidern, die Herrschaften würden sich erlauben, um fünf Uhr bei Herrn Dr. Mahr zu erscheinen. Nach dieser Kundgebung aber wurde sie wieder menschlich, beschenkte Erhard mit einem Kuß (angesichts Silberstedts) und mit einem halben Pfund Pralinen, den guten, gefüllten zu sechsfünfundsiebzig, wie Erhard mit halbem Blick sofort feststellte.

Mahr war tatsächlich wie verwandelt. Wenigstens schien es Silberstedt so — vielleicht war die Wandlung nur auf seiner Seite, vielleicht war Mahr immer so gewesen. Ein Weltmann mit den höflichsten Formen, ein feiner alter Herr, der glänzend zu plaudern wußte, ein Mensch mit gesundem Humor, klarem Blick, heiterer Ironie, bestrikkender Liebenswürdigkeit. Silberstedt fühlte sich ihm mehr unterlegen, mehr zugetan, ja, wäre Monika nicht neben ihm gewesen, mehr und schwieriger verfallen denn je.

Mahr hatte Tee gerichtet und Gebäck in der Küche be-

stellt — sonst gab es immer nur Brot mit Butter und Marmelade. Erhard und Flaps hatten ihre besten Anzüge an „zu Ehren der hohen und seltenen Gäste", wie Mahr bemerkte, und verschwanden lautlos, nachdem alles mit allem versehen war.

Nichts Schlimmes geschah. Kein Mißton kam, obwohl Silberstedt fast nichts tat als gespannt auf diesen Mißton warten. Alles verlief glatt, harmlos, in vollendeter Harmonie. Hatte man je Streit gehabt? Keineswegs. Gab es den Lehmfuhr-Fall, den Forsthaus-Schränke-Fall, die Schreibmaschinen —? Es war ein Traum. Hatte man je sich gehaßt? Es war nicht wahr. Hatte man jahrelang gelitten unter diesem klugen und liebenswürdigen Kavalier? Es mußte ein Irrtum sein. Silberstedt sah sich in dem Zimmer um, das viele Tage und Nächte dieser Jahre seine verwirrten Gedanken umkreist hatten, er blickte in die grauverschleierten, ernsten Augen Mahrs — und er verstand nicht mehr seinen sinnlosen Haß und seine grenzenlose Angst. Aber er empfand plötzlich wieder jene tiefe und gefährliche Liebe für den Mann, der dieses Odilienberg geschaffen und verteidigte, wie ein Wolf seinen Knochen, und den er nun für immer verlassen würde.

Monika wußte zauberhaft mit Mahr umzugehen. Vielleicht hatte er wirklich Sympathie für die kleine Retterin, der Odilienberg eine Sporthalle, ein neues Pferd, drei Freistellen für Unbemittelte und die Befreiung von Silberstedt verdankte — vielleicht war seine Art so, mit jungen Damen umzugehen: herzlich und höflich, ein klein wenig ironisch und mit einer drolligen Behutsamkeit. Man hatte das Gefühl, einem Meisterboxer zuzusehen, der mit einem Kind boxt und immer fürchtet, es zu verletzen. Jetzt erst erkannte Silberstedt die ganze Wortgewandtheit und kühle Sicherheit seines Gegners. Wie er plauderte, wie er übersprang aus einem Gebiet ins andere, leicht und spielerisch, immer den Kern, das Wesentliche flüchtig berüh-

rend, ohne je langweilig und lehrhaft zu werden, alles verbindend und überbrückend, nur bedacht, daß die Zähne des Dialogs klug und sicher ineinandergriffen, daß der andere nie geprellt, nie blamiert, nie zum Schweigen gebracht werde. Es war ein Fechten edelster und freundschaftlichster Art — eine Lust zuzuhören, worauf sich Silberstedt meist beschränkte, denn Monika war keine üble Partnerin, wenn sie sich ausnahmsweise einmal anstrengte. Heute strengte sie sich an.

Nach dem Tee schlug Mahr einen Schneespaziergang auf dem Horizont vor. „Damit Sie Odilienberg nicht gleich vergessen." Wollte er aller Welt die Versöhnung zeigen?

Es war ein milder Abend, völlig windstill, der unbewegten Luft fehlte die Schärfe. Tauwetter war zu erwarten, meist schlug es kurz vor Weihnachten um. Man ging ohne Hut und Mantel unter dem klaren Mond auf und nieder. An der Rehwiese übten die Jungens noch Stemmbogen und Christiania, das Knirschen des Schnees unter den Brettern, wenn der Bogen geschlagen wurde, dumpfer Fall der Körper, ein leises Lachen und Fluchen, und dann das harte Klappern der wieder Aufwärtssteigenden drangen herauf.

„So viel Schnee werden Sie nicht haben in Krätzerhof", sagte Mahr. „Aber um das Meer beneide ich Sie. Je älter man wird, desto mehr wächst die Sehnsucht nach der großen, ungegliederten Einfachheit der See."

„Sie müssen uns besuchen", sagte Monika. Es war grotesk, aber sie sagte es trotzdem.

„Gern", entgegnete Mahr, „obwohl ich eigentlich die Nordsee mehr liebe als Ihre Küste."

Er hielt inne und blieb stehen.

„Mir kommt ein Gedanke, Frau Gräfin ... Diese Tatsache tritt immer seltener ein. Verzeihen Sie also die feierliche Ankündigung. Was meinen Sie, Herr Silberstedt, wollen wir nicht in ‚Geschäftsverbindung' treten?

Sie schicken uns im Winter ein, zwei Dutzend Schüler, die Bergluft brauchen und gern Ski laufen. Wir schicken Ihnen im Sommer einen Gegentransport, der die See nötig hat."

Monika mußte lächeln. Silberstedt erschrak. Gab es Gedankenübertragung? Gerade das hatten sie Mahr vorschlagen wollen, es war das Produkt tagelanger Überlegung.

„Ausgezeichnet, Herr Doktor", sagte Monika, „wenn Sie täglich nur e i n e n solchen famosen Gedanken haben, kann man Ihnen gratulieren. Ich bezweifle freilich, daß Krätzerhof in absehbarer Zeit einigermaßen mit Schülern wird aufwarten können, die Ihren hohen Ansprüchen genügen ..."

„Ich habe mich daran gewöhnen gelernt, meine Ansprüche herunterzuschrauben."

„Immerhin werden wir den besseren Tausch machen."

„Sagen Sie das nicht. Sie werden schnell gutes Material bekommen. Landheime, Waldschulen, Landerziehungsheime und ähnliche Neugründungen sind heute ein ziemlich sicheres Geschäft. Die Tendenz des Bürgertums, seine Kinder solchen gesunden und bequemen Erziehungsstätten anzuvertrauen, wird mit fortschreitender Überzivilisation immer deutlicher. Sie werden sich nicht retten können vor Anmeldungen ..."

Aha, dachte Monika, endlich ein echter Mahr! ... und ähnliche Neugründungen gesunder und bequemer Erziehungsstätten ... Dieser kindliche Stolz auf sein einziges, von Gott gesandtes Odilienberg. Man mußte es ihm lassen ...

„Wir wollen ganz bescheiden anfangen. Mit fünfzig Schülern etwa ...", sagte Silberstedt.

„Also sehr exklusiv."

„Wenn Sie Qualität darunter verstehen und nicht Gesellschaft — dann ja", sprang Monika bei.

„Der pommersche Landadel wird glücklich sein, seine Kinder Ihnen anvertrauen zu können . . .“

„Das dürfte nicht auf Gegenseitigkeit beruhen. Wir wollen die Gesellschaft möglichst mischen. Die Pommern werden paralysiert werden durch Russen und Skandinavier.“

„Nehmen Sie doch von hier ein paar Leute mit“, sagte Mahr, ausdrücklich zu Silberstedt, nicht zu Monika.

„Ich möchte Odilienberg nicht schädigen.“

„Im Gegenteil —!“

Seit Mahr an der Luft war, seit sie nicht mehr als Gäste an seinem Tisch saßen, schien es mit der Höflichkeit vorbei . . .

„Dann natürlich gern“, sagte Monika spitz.

„Sie werden das richtig verstehen, Monika, als alte Odilienbergerin, die sieben Jahre hier abgesessen hat“, wandte sich Mahr an Monika. „Bei jeder Sezession ist es notwendig, daß der Abwandernde seinen Anhang mitnimmt. Was glauben Sie — ich habe darin Praxis!“ Er lachte.

„Es darf nichts von dem Giftstoff im Körper zurückbleiben“, sagte Monika und riskierte gleichfalls ein Lachen.

„Wenn Sie es nicht milder ausdrücken wollen — natürlich. Man muß reinen Tisch machen. Keine falsche Sentimentalität.“

„Keinesfalls.“

„Ich würde Ihnen raten, Herr Silberstedt, Ihre Kameradschaft, soweit sie Ihnen geistig nahesteht und nicht auf Zufallswahl beruht, so bald wie möglich nachkommen zu lassen. Der neue Leiter wird Ihnen dankbar sein. Aber schicken Sie uns im nächsten Winter eine schneehungrige Meute. Wir werden uns mit Paddlern, Seglern und kleinen Sandburgenbauern revanchieren. Ich verspreche mir viel von diesem Austausch für die Jugend.“

Sie waren wieder in der Nähe der erleuchteten Häuser angekommen. Es mußte gleich zum Essen läuten.

Silberstedt empfand in diesem Augenblick ein Gefühl

grenzenloser Dankbarkeit. Er wußte nicht, gegen wen eigentlich — gegen Mahr, gegen Monika, gegen das Schicksal? Erst jetzt war er glücklich. Dieser Abschied von Mahr hatte wie ein Stein seit Tagen auf ihm gelegen. Er fühlte sich wie jemand, der aus furchtbarer Lebensgefahr durch ein Wunder errettet ist und der nun, noch ein wenig erschöpft und verwirrt, dem neugeschenkten Leben entgegendämmert.

Vor der Tür seiner Wohnung ergriff er Mahrs beide Hände, was etwas lächerlich wirkte, und sagte, zum Glück so undeutlich und gepreßt, daß es außer ihm selbst niemand, auch Mahr nicht, verstehen konnte:

„Ich danke Ihnen, Herr Doktor. Ich danke Ihnen sehr — für alles."

„Wir sehen uns noch", sagte Mahr kalt und flüchtig; sein leichter Schritt knirschte auf dem hartgetretenen Schnee.

„Bei festlich erleuchtetem Hause . . ."

Das Haus war tatsächlich festlich erleuchtet. Im Zuschauerraum der alten Scheune hingen zwischen Tannenreisig, das verschwenderisch die Wände und Querbalken umkleidete, einige blaue, rote und gelbe Lampions vom letzten Sommerfest, mit elektrischen Birnen versehen und von elektrotechnisch begabten Odilienbergern in mühevoller Arbeit so verbunden, geschaltet und gesichert, daß sie alle zugleich und nicht etwa plötzlich, sondern allmählich verlöschen und entflammen konnten, wie es sich in einem modernen Theater gehörte.

In der ersten Reihe vor der Bühne waren drei Ehrensessel aufgestellt, Stühle aus dem Speisesaal, die gleichfalls mit grünen Tannengirlanden umwunden waren, während das Volk auf Bänken saß. D r e i Ehrensessel, nicht etwa zwei — Fräulein Gutgesind, als Spielleiterin auch für Pro-

tokollfragen kompetent, war am späten Nachmittag während der „Generalprobe" von dem gemeinsamen Spaziergang Mahr-Silberstedt-Monika verständigt worden, worauf sie, der veränderten Situation sofort Rechnung tragend, noch einen dritten Ehrensessel für Mahr, mit dessen Besuch man keineswegs gerechnet hatte, präparieren und einschieben ließ.

Monika saß also umrahmt von Silberstedt und Mahr, was beklemmend und beglückend zugleich und auf jeden Fall originell war. Auf Mahrs anderer Seite hatte Flaps seinen Platz, sehr niedrig, auf einem Melkhocker aus dem Kuhstall, während zu Silberstedts Rechter Sergej saß, traurig und verstimmt, weil der Freund und Führer ihn verließ. Erhard, der Märchenprinz, war hinter der Bühne beschäftigt.

Die Spannung, besonders unter den Kleinen, war ungeheuer. Das Theater, das eine Art Galerie hatte, von der aus in grauer Scheunenzeit die Heuwagen entladen wurden, war bis auf den letzten Platz gefüllt. Die Galerie war den Kleinen vorbehalten, die dort, um Platz zu sparen und möglichst viel zu sehen, flach auf dem Bauch lagen, einer neben dem anderen, und mit Brust und Kopf ins Theater hingen. Die Luft war nicht die beste. Fenster durften nicht geöffnet werden, alles war verhängt mit schwarzen Tüchern in Anbetracht der hellen Winternacht, deren Schein die Darbietungen stören könnte.

Nach einer Ouvertüre vor geschlossenem Vorhang stieg das Märchen. Titel, Verfasser, Handlung waren völlig nebensächlich. Man achtete nicht darauf. Ein Prinz und eine Prinzessin waren da, sowie viele kleine Zwerge, Mohren, Engel und Tiere des Waldes. Ferner eine böse alte Frau; dann ein Chinese, Arzt offenbar oder Sterndeuter, mit langen Zöpfen und winzigen Gehilfen; auch ein dicker alter Herr, der sehr komisch Mannheimer Deutsch redete und sich bald als Bob erwies, war von Wichtigkeit. Die

böse alte Frau hatte in selbstloser Weise Fräulein Gutgesind übernommen, da keines der Mädchen sich dafür hatte hergeben wollen, anderseits aber auf den Gegenspieler des schönen Prinzen auch keinesfalls verzichtet werden konnte. Der Chinese, der viel zu sagen hatte, weil er am Hof des schönen Prinzen lebte und dessen Vertrauter war, trat nie ohne seinen kleinen Gehilfen auf, der alle seine Bewegungen hinter dem Rücken des Chefs sklavisch nachäffte und damit außerordentliche Lacherfolge erzielte, da er sich durchaus wie ein alter Chinese benahm und doch kaum über die Tischplatte sehen konnte. Es war Ilja, schauerlich verunstaltet und kaum zu erkennen, man ging daher nicht fehl, in dem großen und alten Chinesen Ivo Bernhardi zu vermuten. Die kleine Prinzessin, Quarta, für gewöhnlich ein wildes Mädel aus Bückeburg, hatte sich eine sehr feine Aussprache zugelegt und sah zum Anbeißen niedlich aus.

Fast drei Stunden lang liefen der schöne Prinz und die kleine Prinzessin, dank vielfältiger böser Ereignisse und vor allem natürlich dank der geschickten Regie Fräulein Gutgesinds, umeinander herum, ohne sich zu finden. Es war nicht leicht, da die Bühne nur zwei Meter fünfzig mal ein Meter neunzig maß, aber es gelang. Kaum hatte der Prinz die Szene verlassen, trat die Prinzessin auf; kaum war die Prinzessin greifbar, schien der Prinz verloren. Es war auf die Dauer etwas quälend, und einige Kleine, die den Jammer schließlich nicht mehr mit ansehen konnten, gaben dem Prinzen von der Galerie aus strikte Anweisungen, wo er die Prinzessin zu suchen hatte.

Unverhofft, weil kaum mehr für möglich gehalten, kam dann doch die große Schlußszene. Die böse alte Frau, Fräulein Gutgesind, die so viel Unheil angerichtet hatte, lag selbstentleibt im Vordergrund, quer über die ganze Bühne — ein schauerlicher Anblick, versöhnend nur durch den Umstand, daß der Busen (oder, wie die Großen sich

ausdrückten: der Unterleib) der toten Dame infolge der vorausgegangenen Anstrengungen und Aufregungen noch bis zum Fallen des Vorhangs lebhaft auf- und niederwogte, so daß der Gedanke an Entleibung und Tod sich auf die Dauer nicht zu halten vermochte. In der Mitte des Ensembles stand Erhard, ganz in weißer Seide, schmal und schön und tatsächlich Olaf verwirrend ähnlich, wenn er auch an durchsichtiger Blässe den Märchenprinzen der früheren Jahre nicht erreichte. Er hielt die kleine Prinzessin, die er nun endlich, nach fast drei Stunden, gefunden, graziös im Arm, lächelte auf sie hernieder und küßte bei dem festgelegten Stichwort:

„Ha, wo bin ich?
Welch süßes Tönen
Dringet an mein Ohr —?"

etwas gar zu vorsichtig ihre Stirn, was ihn alles nicht hinderte, zuweilen Mahr zuzulächeln, der stumm, bewegt, verwirrt, mit verschränkten Armen dasaß und das Lächeln kaum sichtbar erwiderte.

Der Beifall war außerordentlich. Zahllose Male ging der Vorhang über dem erstarrten Ensemblebild auf und nieder. Schließlich ertrug es das tote Fräulein Gutgesind nicht länger. Sie auferstand — leider gerade in dem Augenblick, als der Vorhang wieder einmal offen war, und dankte, Spielleiterin, die sie war, unter dem verdoppelten Freudensturm des Publikums, tief bewegt und völlig aufgelöst, dem rasenden Volke.

Silberstedt wankte, benommen von der schlechten Luft und dem Lärm, hinaus. Man hätte ihn gern noch etwas gefeiert, die Lehrer kamen zu einem „gemiedlichen Gläschen Bunsch" bei Morgeneier zusammen, aber Silberstedt

zog es vor, mit Monika allein noch ein letztes Mal über den Horizont zu gehen.

Sein Herz war wund und weh. Alles Glück von heute nachmittag war schon wieder verflogen. Er ertrug es kaum, den Abschied von Odilienberg, von diesen Menschen, von diesen Häusern, dieser weißen, klaren Landschaft. Er verzweifelte fast über dem Wissen, diese wundersame kleine Welt, die sich erhalten und bewahrt hatte inmitten der großen, verwirrenden, gleichgültigen, für immer verlassen zu müssen.

Denn sosehr es nach ungeschriebenen Gesetzen keine Rettung für den gab, der Odilienberg verfallen war, so gewiß durfte es keine Rückkehr geben für den, der ihm noch einmal, durch ein Wunder, entronnen.

Monika fühlte, was in Silberstedt vorging. Sie hatte Angst um ihn, um sich, um ihr Glück. Mitten auf dem Horizont, umweht von weißem Licht, blieb sie stehen, drängte sich an den Mann, den sie liebte, und schrie ihm, fast wie einen Befehl, ins Gesicht:

„Du — Sibbi! Das hier ist aus! Hörst du! Endgültig. In Zukunft bin i c h dein Odilienberg."

„Morgen um diese Zeit sind wir weit weg", sagte Silberstedt mit fester Stimme. Sein Arm hielt Monikas schmalen Körper umspannt, er wühlte seinen Kopf in das kühle Haar. „Dann geht mich das alles hier nichts mehr an."

„Die Verzauberung läßt erfahrungsgemäß bei räumlicher Entfernung schnell nach", sagte Monika mit harter Stimme, als sie weitergingen. „Noch einige kurze Rückfälle und Traumvisionen — dann ist alles vorüber."

„Und Raum für neue Verzauberung, Monika . . ." Silberstedt umschloß ihre Hände.

„Immer werden wir Menschen von Verzauberung zu Verzauberung taumeln. Es ist lächerlich, aber es ist nicht zu ändern."

ZWÖLFTES KAPITEL

Mahr stand am Fenster seines Arbeitszimmers, hinter den dürren, abgestorbenen Geranien, und wartete auf Erhard Vischer. Man wollte noch ein wenig das Märchen feiern, Tee trinken, Weihnachtsgebäck essen und dann bald schlafen gehen.

Wo blieb Erhard? Bis jetzt war Flaps dagewesen, hatte gegessen und getrunken, was an Verzehrbarem sich fand, hatte Fräulein Gutgesind, die böse Märchenfrau, kopiert, wie sie scheinheilig und buhlerisch in ihrer mild singenden Sprechweise den Prinzen umgirrt:

„Da-in Auge, Prinz,
es leuchtet königlich,
und da-ine Hand,
sie lädt mich a-in, zu folgen."

Jetzt war Flaps mit vollem Bauch und in bester Laune zur Abenddusche verschwunden. Aber von Erhard war noch immer nichts zu sehen.

Der weite Hof lag leer und öde da, Mahr blickte hinunter, der schwarzgetretene Schnee und die kahlen Sträucher waren kein freudiger Anblick. Das Forsthaus drüben war schon in Dunkel gehüllt, die Kleinen lagen nun alle im Bett, aber an Schlaf würden sie nach den Erregungen des Theaters nicht so bald denken. Bei den Großen und und Mittleren brannte hier und da noch Licht, man konnte die Auslöschzeiten heute nicht einhalten. Mahr sah nach der Uhr: zehn Uhr vierzig; alles war verschoben, weil der Prinz drei Stunden lang die Prinzessin hatte suchen müssen ...

Die Hitze im Zimmer schien unerträglich. Alle Räume waren heute überheizt, man mußte dem Heizer Bescheid sagen, daß er weniger feuerte, der Mann war nicht daran

zu gewöhnen, nach dem Wetter zu sehen. Mahr öffnete das Fenster; feuchte, milde Luft schlug herein. Morgen würde es tauen, im Tal wenigstens. Hier oben mochte sich der Schnee noch ein paar Tage halten.

Er trat vom Fenster zurück, ging hinüber in die Küchenecke des Schlafzimmers und setzte neuen Tee auf. Da Flaps alles Gebäck aufgegessen hatte, strich er Brote mit Butter und Honig für Erhard. Der Junge war sicher hungrig nach den Strapazen. Drei Stunden Theater, den Nachmittag über probiert und kostümiert und nun die Aufräumungsarbeiten, zu denen Fräulein Gutgesind ihn zum Überfluß offenbar noch verwendet hatte. Gut, daß dieser Märchenspuk vorüber war. Man mußte ihn den Kleinen konzedieren, und der Gutgesind Herz hing daran, aber die Arbeit für die Spieler stand in keinem Verhältnis zum Erfolg.

Mahr dachte an Erhard. Mit schnellen, gewandten Händen strich er die Brote und dachte an den geschminkten Prinzen, der aus weißer Seide hold ins Leere lächelte. Auch das mit anzusehen, war ein mäßiges Vergnügen gewesen. Wieviel erfreulicher war der Junge am Tag in seinen blauen Skihosen und dem weißen, blaugeränderten Pullover, aus dem er sich die Ärmel hatte herausschneiden lassen, da sie ohnehin nur noch aus Löchern bestanden. Olaf, der Prinz der früheren Jahre, schob sich vor seinen Blick. Warum stand jenem das Prinzliche, die Seide und der Glanz? Er hatte es getragen, als trüge er nie anderes, während Erhard trotz aller gewissenhafter Bemühung ein Junge blieb, den man für drei Stunden mühsam zum Theaterspielen abgerichtet hatte.

Der Tee war fertig. Die Brote waren gestrichen. Aber Erhard fehlte noch immer. Elf Uhr. Mahr ging wieder hinüber ins Arbeitszimmer. Er wartete so selten, daß ihm Warten eine Qual bedeutete. Sein Blick fiel aufs Telephon am Schreibtisch. Er dachte an jene andere Nacht, die er

verwartet hatte, an die Stunden vor dem ersten Telegramm Herrn Bernards nach Olafs Flucht, da er vom Telephon die Erlösung erhofft hatte. Was lag da dazwischen! Ein Herbst voll Einsamkeit, ein paar Winterwochen neuen Lebens. Und nun: die Befreiung von Silberstedt. Das war noch immer wie ein Traum. Ein Märchen, an das man noch nicht glauben konnte. „Freust du dich —?" hatte ihn Erhard gefragt.

Durfte er sich nicht freuen? War er nicht Sieger geblieben, auch in diesem Kampf, wie stets bisher? Er blieb, und der andere ging. Odilienberg blieb, nur die Menschen kamen und gingen. Sein Odilienberg, sein geliebtes gehaßtes Geschöpf, das blieb. Nun war es noch einmal ihm zurückgegeben, noch einmal konnte man beginnen, er und Hannes Müller, er, nur er, denn dieser Hannes mit der Nickelbrille, das war sein Wille, seine Hand, der Knopf, auf den er nur zu drücken hatte. War er das? Er hatte Anlaß zu zweifeln. Wer hatte ihn erzogen, zum Menschen, zum Charakter, zur eigenwilligen, starken Persönlichkeit —? Mahr. Wer wollte ihn jetzt herabwürdigen? Zum willenlosen Organ, das sich bedingungslos ihm anpaßte? Mahr. Herabwürdigen? Er wollte es nicht! Wie konnte er dies nur einen Augenblick lang denken! Hannes Müller sollte tun und lassen, was ihm beliebte... Aber wenn er tat, was Mahr mißfiel? Und er tat es, gewiß, er würde sicher tun, was ihm mißfiel, die Tanzabende sollten bleiben, und die Raucherlaubnis wollte er nur den Sekundanern entziehen, auch in der Schreibmaschinenfrage hatte Müller noch nicht Farbe bekannt, tausend Kleinigkeiten erforderten stündlich eindeutige Klärung — armer Hannes Müller — wie wird es mit dir werden?

Mahr wußte, wie es werden würde. Er starrte wieder hinunter auf den leeren, schwarzen Hof, sein Herz krampfte sich zusammen, er fürchtete sich, ja, er fürchtete sich vor sich selbst, vor diesem Zerstörer Mahr, dem Menschen-

fresser Mahr, wie ihn ein Feind schon vor zwanzig Jahren genannt hatte. Armer Hannes Müller, Mahr sprach es fast laut vor sich hin, armer, gutmütiger beschränkter Hannes Müller — rette dich, siehst du nicht die Gefahr? Geh weg, zurück, geh ins Leben, werde wieder Arzt, Bürger, freier Mensch, ehe es zu spät ist, ehe die Umklammerung endgültig, ehe wir dich auffressen, Hannes, wir beide, ich und Odilienberg, mein leidiges Geschöpf.

Mahr preßte die Stirn an die kühlen Scheiben. Sinnlose Spintisiererei! Diesmal würde es anders gehen. Hannes Müller war ein Mensch, mit dem sich reden ließ, Freund — Kamerad, alter Odilienberger, das erleichtert die Verständigung ... Aber wenn er ihm Odilienberg ruinierte, gab es keine Verständigung! Wenn er wieder Konzessionen machte, wenn er dieser Jugend nachgab, die in Odilienberg einen Luftkurort mit Mädchenflirt und Abiturmöglichkeit erblickte, gab es nur eines: Kampf, K a m p f!

O Gott, da war wieder das Wort und der Wunsch, den es immer wieder, auch jetzt noch in Mahr erzeugte. Kampf! Kampf aber hieß Vernichtung des Gegners, Kampf bedingte Taktik, Aufmarschplan und Kräfteverteilung, Kampf forderte Wachsamkeit in jeder Stunde, stummes Beobachten, Abwarten, Zielen, Losschlagen ... Was bin ich für ein Mensch? Was für ein Tier, Steppenwolf, schleichender Tiger, daß mich dies ergreift wie nichts auf der Welt: einen Menschen, einen blinden, vertrauenden, zu beschleichen und zu zerreißen, nicht aus Hunger oder Angst, nur aus Lust und Begierde. Habe ich nicht gelernt, bin ich nicht verwandelt, endlich, endlich geläutert durch den Schmerz dieses Herbstes? Habe ich nicht Liebe im Herzen, Güte, Milde, Verstehen?

Mahr ergriff eine grenzenlose Sehnsucht nach Erhard, nach dem blonden Schopf, der reinen Stirn, dem klaren, klugen Auge des Freundes. Wo blieb er? Warum fehlte er in dieser Stunde der Anfechtung?

Man war nicht nur Kämpfer und Hasser, o Gott, glaub es mir: man fraß nicht nur Menschen, man schuf sie auch. —

Mahr ging über den dunklen Hof. Das Licht hinter den Fenstern war nun erloschen, alles schien zu schlafen, nur aus Morgeneiers Behausung über der Wäscherei klang das Lärmen vieler Stimmen. Der Punsch schien bereits auf die Herren Erzieher zu wirken . . .

Mahr tappte die Stiegen zum Theatersaal hinauf. Offenbar war Erhard noch immer unter Fräulein Gutgesinds Aufräumegefolge. Da die Fenster des Saales abgedichtet waren, ließ sich von außen nichts erkennen. Mahr stieß die Tür auf. Alles war dunkel. Dumpfe, verbrauchte Luft schlug ihm entgegen. Mahr suchte den Schalter, stolperte über eine umgeworfene Bank. Langsam, sinnlos langsam entflammten die kleinen bunten Lampions ringsum. Die Bühne war offen. Möbelstücke waren zusammengeschoben, Koffer mit Garderobe standen gepackt da. Auf dem Diwan lag eine Rokoko-Standuhr, während sich an den Thronsessel etwas Winterwald lehnte. Man hatte offenbar nur flüchtig Ordnung gemacht.

Auch hier nichts von Erhard. Mahr löschte die Lichter, tappte die Stiege wieder hinunter, ging über den Hof. Am Eingang zum Schulhaus stand eine Gestalt, eine Taschenlampe flammte Mahr entgegen und verlosch sofort wieder.

„Guten Abend, Manfred." Es war Hannes Müller.

„Guten Abend, Hannes."

„Bin noch mal überall durchgegangen, die Leute waren heute so überwach und unternehmungslustig. In allen Stuben wurde noch gebrotzelt und gefuttert. Diese Teekocher bringen einen um alle Nachtruhe. Aber jetzt herrscht Friede auf Erden, und alle Feuer sind erloschen . . ."

Hannes lachte leise auf, er war so heiter und klar, so

sicher in der Erfüllung seiner Direktorpflichten ... Mahr hatte Mitleid mit ihm. Wie wenn es mit den Teekochern und der Feuersgefahr getan wäre! Ach, Hannes ...

„Hast du Erhard gesehen?" Mahr schämte sich der Frage, ehe sie gesprochen war. Jetzt redete er schnell weiter: „Er hat mich im Stich gelassen, obwohl Tee und Gebäck in Aussicht standen. Das wenigstens hätte ihn doch locken müssen!" Seine Stimme klang spöttisch. Hannes Müller kannte das.

„Du hast gewartet? Oh — das ahnte ich nicht. Hätte sonst jemanden hinaufgeschickt. Er bat um Nachturlaub bis drei. Ich wollte es nicht abschlagen. Er ist stets so ordentlich und gewissenhaft und hat sich sehr geplagt mit seiner dummen Rolle."

„Nachturlaub?" Mahr sah Hannes stumm an.

„Morgen taut's ja doch. Wir haben schon null Grad. Sie wollten den Schnee noch ausnutzen."

„Wer — sie?"

„Erhard und Mirjam. Sie scheinen sich wieder gefunden zu haben."

Mahr blickte zur Seite.

„Er hätte es mir sagen können. Natürlich habe ich nichts dagegen."

„Sie fahren nach Görbersdorf hinüber. Werden um zwölf dort sein. Es ist Sonntag, der Gasthof wird noch offen haben. Ich gab ihnen zwei Mark auf Taschengeldkonto zwecks Erwärmung. Du bist doch einverstanden? Um drei sind sie wieder zurück. Man kann sich auf Erhard verlassen."

„Natürlich."

„Du bist nicht ärgerlich — Manfred?"

„Ärgerlich —? Nein. Es scheint mir überflüssig. Erhard hat sich genug angestrengt mit dem Märchen."

„So sind doch die Bengels! Auspumpen wollen sie sich bis zum letzten. Theaterpremiere und Skinachtfahrt an

einem Tag! Nur dann sind sie glücklich. — Gute Nacht, Manfred. Träume nicht zu heftig von Fräulein Gutgesinds Apotheose ..."

„Gute Nacht." Mahr lachte nicht. Hannes' leises Lachen hallte allein in der Stille. Über den grauen Schnee huschte der Lichtkegel seiner Lampe.

Mahr wandte sich zur Treppe. Leise stieg er zum „Kloster" hinauf. Die Dielen ächzten und knallten, man mochte noch so vorsichtig gehen. Auf halber Treppe kehrte er um. Was sollte er in seinen leeren Zimmern? Ihn lähmte der Gedanke, die gefüllte Teekanne zu sehen, die Tassen und den Berg verfließender Honigbrote. Sein Herz schlug wild, dies törichte, verwöhnte Herz, das, wenn es liebte, keine kleinste Enttäuschung und Beschneidung ertrug, das so unmäßig, gierig und gewalttätig war, und seit vierzig Jahren immer, immer das gleiche.

Jetzt haßte er diesen geliebten Jungen. Ja, Haß war in ihm. Weil er ihn im Stich gelassen, weil er heimlich weggelaufen, weil er mit dem Mädel weggelaufen war. Alle Liebe ist mit einem Schlag aus seinem Herzen gerissen. Als ob diese letzten Wochen nie gewesen wären.

Mahr irrt durch die Wälder. Er braucht keine Lampe wie Hannes Müller und die anderen, die nicht einmal ihr Zimmer im Dunkeln finden. Er kennt jeden Weg, jede Krümmung, jede Kreuzung. Das milde Licht des leicht verschleierten Himmels weht hell über den Wipfeln, von denen aller Schnee abgetaut ist und die nun wieder kahl und grau in die Nacht starren. Feucht-warme Luft schlägt ihm auf dem Horizont entgegen, der Wind hat sich gedreht, vor kaum zwei Stunden war noch alles erstarrt in Schnee und Kälte, nun ist es, als käme morgen schon der Frühling.

Soll er zu Olafs Grab gehen? Anderthalb Stunden, mitten in der Nacht, im zerweichenden Schnee? Und dort? Was dort? Soll er den Hügel anstarren, der sich immer

mehr senkt? Erst Anfang Januar kommt die Marmorplatte aus Weimar, zu der Erhard die Maße genommen ...

Erhard. Warum dieser Schmerz, wenn er an den Jungen denkt? Der saust jetzt irgendwo dort drüben im Seitental abwärts, vielleicht hört man sein Lachen und das Lachen des Mädels, wenn man ganz still steht und lauscht ... Unsinn, nichts kann man hören ... Gut wird es ihm tun, sich auszulüften und auszutoben in dieser lauen Nacht vor dem großen Dreck der nächsten Tage. Heiß und froh wird er sein: wie seine Wangen glühen, wie sein Atem geht, wie das Haar um die Stirn flattert, freier, frischer, glücklicher Erhard ...

Soll er ihnen nach? Er kennt den Weg, den sie nehmen. Er weiß, wo sie zurückkommen. Warum soll er nicht einen Nachtspaziergang machen? Er kann ihnen entgegengehen, plötzlich vor ihnen stehen, guten Abend sagen und vorbeigehen. Er haßt sich, ehe er den Gedanken ganz zu Ende denkt. Er rennt weiter in entgegengesetzter Richtung, nicht zu Olafs Grab, nicht nach Görbersdorf hin, gegen Gernsgereuth zu, über kahle, reizlose Äcker.

Was ist geschehen, o Gott, was ist geschehen? Kann er nicht ertragen, daß der Freund seine eigenen Wege geht, erlaubte, gebilligte, angemessene Wege? War nicht er es, Mahr, der ihm seit Wochen geraten, Mirjam wieder näherzukommen, war nicht er es, Mahr, der ihm erklärte, daß er ein Mädchen brauche, nicht nur ihn, den Freund, den reifen Mann — auch dieses liebe, heitere, kluge Geschöpf Mirjam? War nicht er, Mahr, bereit, Mirjam in seine Kameradschaft aufzunehmen? War das Weisheit? So verzweifelt, so verlassen und verwirrt zu sein, kaum daß der Junge tat, was der Meister geraten?

Zwei Uhr, als er heimkommt. Zerwühlt, zerrissen, verzweifelt wie ein Knabe, der zum erstenmal liebt. In den Zimmern brennt noch das Licht. Niemand hat es gelöscht. Der Tee ist erkaltet. Die Honigbrote haben sich auf die

Tischdecke begeben. Mahr trägt alles hinüber ins Kalte, die aufgelösten Brote kann Flaps morgen zum zweiten Frühstück essen; den Tee schüttet er in den Ausguß.

Er beschließt, zu Bett zu gehen. In knapp einer Stunde sollen sie zurückkommen. Er wird das Licht löschen, damit niemand sein Wachsein merkt, und wird lauschen, bis sie kommen. Wenn sie die Skier in den Abstellraum bringen, muß er es hier oben hören.

Als er sich zum Bett wendet, sieht er einen Zettel auf dem Nachttisch. Erhards Schrift. Ein liniiertes Blatt, aus einem Schulheft schräg herausgefetzt. Er liest:

8 Uhr 45

„L. M.!

Eben schnell vom Theater herübergerast, während die doofe Prinzessin mich wieder mal sucht. Sei mal ganz nett und großzügig und erlaube Mirjam und mir, daß wir nachher, wenn der Blödsinn aus ist, eine Nachttour auf Skiern machen. Ist heut der letzte Tag, morgen geht alles auf. Die Sterne sind so wundervoll, hast Du's gesehen? Und Mirjam ist plötzlich wieder klein und niedlich und frißt aus der Hand. Was sagst Du dazu? Weißt Du, was sie vorhin zu mir sagte: ‚Man kann sich dir jetzt wieder nähern, mein Sohn (Sohn! Dieser Laubfrosch!), nachdem du dich endlich erfolgreich zu Mahr durchgesehnt hast' (erfolgreich durchgesehnt!). Und so weiter. Rasend gescheit hat sie geredet. Dabei mußte ich immer auf das linke, kleinere Ohr sehen. Jedenfalls stellte sich heraus, daß sie absichtlich, hast Du Worte?, seit August so ekelhaft zu mir war, damit ich so recht einsam und verzweifelt wurde und gar nicht mehr anders konnte, als zu Dir zu gehen. Also heroischer Verzicht, weibliches Opferglück und so ... Anständig — was? Na, da m u ß t e ich doch ein bißchen nett zu ihr sein! Darum also der Versöhnungsnachtlauf nach Görbersdorf. Hannes Müller hat uns bis drei Urlaub gegeben, nur verlangt, daß wir uns nach dem

Theater unauffällig drücken, damit nicht noch ein Dutzend andere auch fahren wollen. Deshalb kann ich nicht mehr zu Dir hinüberkommen. Warte keinesfalls. Nur noch drei Minuten bis zu meinem Auftritt.

Gute Nacht, mein Manfred.

E."

Schräg am Rand, kaum leserlich, stand noch folgendes:

„Wenn Du sehr lieb sein willst, dann kommst Du uns über den Stern und durch die große Schneise entgegen. Nicht vor eins weggehen! Nur, wenn Du w i r k l i c h Lust hast."

Mahr steigt langsam durch den Wald aufwärts zum Stern. Er hat die Windjacke übergezogen, es fröstelt ihn jetzt doch. Er hat keine Eile, es ist gleich, wie weit er kommt. Treffen wird er sie doch.

Friede ist in seinem Herzen nach dem Sturm der letzten Stunden. Kann ein Mensch so glücklich sein, wie er es jetzt ist, so ohne Haß und Qual, ohne Sehnsucht und Angst? Er denkt über sich nach, er begreift sich nicht. Wie ein Kranker gebärdet er sich manchmal, wie ein Knabe, schlimmer noch, ungebärdiger in Leid und Glück. Werden wir wilder, je näher das Ende ist —?

Nun fühlt er mit geöffneter Seele aufs neue die Landschaft. Nun liebt er wieder diese Erde, diesen weichen, milden Schnee zu seinen Füßen, diesen herben Duft nach Tier, Harz, Wasser und Holz. Er blickt aufwärts. Vom Stern geht kerzengerade zwei Kilometer lang die Schneise durch den Wald hinüber zum Görbersdorfer Tal. Man kann sich nicht verirren, man braucht nur nach dem hellen Streifen Himmel zwischen den Tannenspitzen zu sehen. Mahr sieht hinauf. Er geht immer weiter vorwärts und blickt dabei hinauf zu dem Lichtstreifen. Wie ein

Nachtwandler ist er, wie einer, der nicht weiß, wo es ihm zukommt zu gehen, hier unten, auf unserer guten, warmen Erde, oder anderswo, darüber, im wesenlosen Reich der lichten Schleier. —

Als er schon die halbe Schneise hinter sich hat, hört er Stimmen, brüchige, helle, hohe Stimmen; Lachen, nicht sehr laut, dann wieder Stille; das Schleifen der Skier im weichen Schnee, das harte Klappern der Hölzer, wenn die Spitzen sich treffen, Mirjams Spitzen, des Urschleims Spitzen, denn Erhard ist Mensch, bei Menschen kommt so was nicht vor. Er erkennt zwei kleine schwarze Punkte, die sich langsam auf der weißen Schneise nähern.

Sie sehen ihn nicht.

Jetzt legt er die Hände an den Mund:

„Halloo — Halloo —!" Der Wald hallt zurück.

Lärm entsteht dort am Ende des Weges, Bewegung. Die beiden Punkte geraten in Unordnung. Weißes flattert, ein Skistock, ein Arm, ein Taschentuch.

„Halloo! Manfred! Hu-uuu . . .!" Wildes Geschrei. Erhards Stimme. Mirjams dünnes Stimmchen. Nun im Chor: „Maaanfreed —!" Der ganze Wald schreit mit.

Etwas Unförmiges, Lebendiges strampelt, schlürft, schleift, schießt auf ihn zu. Er braucht nichts zu tun. Er steht mitten zwischen den hohen Tannen, der graue Mann. Es kommt auf ihn zu. Sein Herz schlägt laut. Und alle Seligkeit des Lebens ist in ihm.

Nun erkennt er schon die Körper. Nun die Gesichter — im Schein des Himmels die lieben Gesichter. Sie lachen ihn an. Sie keuchen. Sie sind da. Sie schlingen die Arme um ihn, die Stöcke fliegen in den Schnee. Mit einem Blick voll Stolz und Glück und sehr viel Liebe sagt Erhard, heiß und atemlos, mehr zu Mirjam als zu Mahr:

„U n s e r Manfred — was?"

Zu dritt gehen sie heim, vieles beredend, vieles planend.

DANK Haus
German American Cultural Center
(773) 561-9181
www.dankhaus.org